

ELISABETH IMHORST



**VERHEIRATETE
HOMOSEXUELLE
MÄNNER**

kassel
university



press

Elisabeth Imhorst

Verheiratete homosexuelle Männer

Psychoanalytische Erkundungen
zur Entwicklung und Transformation sexueller Identität

Die vorliegende Arbeit wurde vom Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel als Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Dr. rer. phil.) angenommen.

Erster Gutachter: Prof. Dr. Dr. Rolf-Peter Warsitz, Universität Kassel

Zweiter Gutachter: PD Dr. Reimut Reiche, Frankfurt am Main

Tag der mündlichen Prüfung

25. August 2010

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Zugl.: Kassel, Univ., Diss. 2010
ISBN print: 978-3-86219-016-4
ISBN online: 978-3-86219-017-1
URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0002-30178>

© 2011, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Kurzer Abriss zu Psychoanalyse und Homosexualität	5
Homosexualität und heterosexuelle Ehe	8
Fragestellung	10

Teil 1

Methode und Methodologie

Wissenschaftstheoretische Standortbestimmung	13
Methode	16
Stichprobengewinnung	21
Untersuchungsdesign	28
Auswertung	31

Teil 2

Zehn Einzelfallstudien

Der Lebenskünstler (I)	36
Der feine Herr (II)	57
Der Argonaut (III)	73
Der verhinderte Engel (IV)	103
Der Suchende (V)	132
Der Fremdgänger (VI)	160
Der Schuldbewusste (VII)	188
Der Gestaltmönch (VIII)	222
Der Assistent (IX)	255
Der Ideale (X)	287

Teil 3

Ergebnisse

Zwischenschritt: Deskriptive Zusammenfassungen	318
Hypothese: Die Ehe als Entwicklungsraum für Männlichkeit	337
Spekulation: Die Ehe als Schutz vor Retraumatisierung	350
Diskussion	252

Literaturverzeichnis	361
-----------------------------	------------

Einleitung

Kurzer Abriss zu Psychoanalyse und Homosexualität

Die Psychoanalyse ist eine Theorie, die Wesentliches zum Verständnis der Homosexualität beigetragen hat. Ihr Einfluss ist „normalisierend und pathologisierend zugleich.“ (Koch-Burghardt 1997: 26) Beide Aspekte liegen bereits in Freuds Schriften nahe beieinander. In einer Fußnote in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ schreibt Freud: „Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewussten vollzogen haben.“ (1905: 44, Fußnote) In derselben Fußnote fährt Freud einige Sätze weiter fort: „Bei den Inversionstypen ist durchwegs das Vorherrschen archaischer Konstitutionen und primitiver psychischer Mechanismen zu bestätigen. Die Geltung der narzisstischen Objektwahl und die Festhaltung der erotischen Besetzung der Analzone erscheinen als deren wesentliche Charaktere.“ (1905: 45, Fußnote)

Freud hält zwar „auch das ausschließliche sexuelle Interesse des [heterosexuellen] Mannes für das Weib“ für „ein der Aufklärung bedürftiges Problem“ (1905: 44, Fußnote), aber den Problemen und Abwehraspekten heterosexueller Objektwahl widmete er sich im Vergleich zu den pathologischen Aspekten homosexueller Objektwahl kaum. Die heterosexuelle Partnerwahl bei homosexuellen Männern war, soweit ich weiß, nie Gegenstand seiner Überlegungen, erst Recht nicht seiner

Nachfolger, die in ihrer Mehrzahl Homosexualität jahrzehntelang als pathologisch ansahen und als Krankheit beforschten (vgl. Isay 1990).

Freud war seiner Zeit und seinen Schülern weit voraus als er „die Forderung“ aufstellte, „dass die Inversion des Sexualobjektes von der Mischung der Geschlechtscharaktere im Subjekt begrifflich streng zu sondern ist.“ (1905: 45, Fußnote) Oder wenn er anmerkte: „Der Ausgang des Ödipuskomplexes in Vater- oder Mutteridentifizierung scheint also bei beiden Geschlechtern von der relativen Stärke der beiden Geschlechtsanlagen abzuhängen. Dies ist die eine Art, wie sich die Bisexualität in die Schicksale des Ödipuskomplexes einmengt. [...] Dieses Eingreifen der Bisexualität macht es so schwer, die Verhältnisse der primitiven Objektwahlen und Identifizierungen zu durchschauen.“ (1923b: 261; Hervorhebung des Plurals von mir: E. I.) Und weiter: „Beim Untergang des Ödipuskomplexes werden die vier in ihm enthaltenen Strebungen sich derart zusammenlegen, daß aus ihnen eine Vater- und eine Mutteridentifizierung hervorgeht.“ (1923b: 262; Hervorhebung von mir: E. I.) Mit diesen Überlegungen zur Rolle der Bisexualität und der männlichen und weiblichen Identifizierungen war Freud ein Vorläufer zeitgenössischer Gender-Debatten, in denen das Geschlecht als essentialistische Kategorie dekonstruiert wurde (vgl. Chodorow 1994; Benjamin 1996).

Nach Freuds Tod setzte sich eine unterkomplexe und subtil normative Betrachtungsweise des Ödipuskomplexes und der sexuellen Entwicklung durch. Wäre es anders gekommen, würden wir heute bereits selbstverständlicher von hetero- oder homosexueller Objektwahl sprechen und von den unterschiedlichen Mischungsverhältnissen von männlichen und weiblichen Identifizierungen, die dem Männlichkeitsgefühl (ebenso

wie dem Weiblichkeitsgefühl, von dem aber in dieser Arbeit nicht die Rede sein wird) seine spezifische Prägung geben.

In der Nachfolge Freuds wurde der negative Ödipuskomplex dem positiven Ödipuskomplex vorgeschaltet als eine zu überwindende Phase der Anlehnung an den Vater, und die Homosexualität wurde nicht mehr im Kontext des Ödipuskomplexes als eines ihrer möglichen gesunden Ergebnisse diskutiert. Sie galt als unreif, und ihr konnte dann umso leichter die Heterosexualität als einzig reife Bewältigungsform des Ödipuskomplexes gegenübergestellt werden. Die im Gefolge der Annahme von Homosexualität als Ausdruck einer narzisstischen Charakterpathologie oder Entwicklungsproblematik logischen Versuche der Heilung von Homosexualität (exemplarisch: Socarides 1971) endeten Jahrzehnte später in einer Sackgasse (Isay 1990).

In der Folge einer groß angelegten Untersuchung R. C. Friedmans (1993), die wider Erwarten die angenommene Psychopathologie der Homosexuellen nicht bestätigte, sondern nachwies, dass diese nicht neurotischer sind als heterosexuelle Männer, wurde - auch vor dem Hintergrund der Bürgerrechtsbewegungen seit Ende der 60er Jahre - Homosexualität 1987 als Diagnose aus dem DSM-III-R gestrichen (American Psychiatric Association 1987) und vier Jahre später als Diagnose aus dem ICD-10 entfernt (World Health Organisation 1991).

Mehr oder weniger subtil halten jedoch (nicht nur) Psychoanalytiker an der Annahme der Krankhaftigkeit der Homosexualität und damit an der Idee potentieller Heilbarkeit fest (Lingiardi & Capozzi 2004). Diese Annahme liegt den psychodynamischen Konzeptualisierungen bei homosexuellen Patienten nicht selten bis heute als private Theorie zugrunde (Sandler & Sandler 1994). In ähnlicher Weise wird kollektiv an der Annahme eines

„sissy-boy-syndroms“ festgehalten (vgl. R. Green 1987), als sei bei Homosexuellen „die andere Legierung von Weiblichkeit und Männlichkeit“ (Dannecker 2007: 61) mit Unmännlichkeit gleichzusetzen und damit schon fast eine Störung der Geschlechtsidentität.

Homosexualität und heterosexuelle Ehe

In der Umfrage der Instituts für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich und der Genfer Schwulenorganisation „Dialogai“ zur Gesundheit von homosexuellen Männern in Genf (Häusermann und Wang 2003, zit. n. Wiesendanger 2005: 13) wünschten sich über zwanzig Prozent der Befragten, nicht homosexuell zu sein, und lediglich gut dreißig Prozent waren mit ihrem Schwulsein positiv identifiziert. Dass mindestens jeder Zweite seine Homosexualität sehr ambivalent erlebt, wie Wiesendanger (2005: 13) schreibt, mag auf den ersten Blick erstaunen. Es wird nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass Homosexualität nach wie vor – soziologisch gesprochen – ein Stigma ist (Goffman 1990), welches jeden einzelnen Homosexuellen vor die psychologische und soziale Herausforderung stellt, innerlich und äußerlich damit umzugehen. Koch-Burghardt (1997) hat Anfang der 90er Jahre in einer glänzenden sexualsoziologischen empirischen Untersuchung an 111 homosexuellen Männern aller Altersstufen (und damit ganz unterschiedlicher persönlicher und gesellschaftlicher Erfahrungen) untersucht, welche Auswirkungen das Stigma Homosexualität auf Identitätsbildung und sexuellen Handlungsstil der Betroffenen hat. Er arbeitete vier Typen (A bis D) heraus, die sich in ihrem Selbstverständnis und Stigma-Management ebenso deutlich unterschieden wie in ihrer Einstellung zu Sexualität und Partnerschaft. „Je stabiler die homosexuelle Identitätsfestlegung, desto wahrscheinlicher,

dass Homosexualität in soziale Lebenszusammenhänge integriert werden kann.“ (Koch-Burghardt 1997: 259) Es sind jedoch nur wenige Männer – in seiner Untersuchung die des D-Typs – und fast ausschließlich Männer der jüngeren Generation, denen es gelingt, ihre „Andersartigkeit in das gesellschaftliche Leben zu integrieren.“ (ebd.)

Ungleich viel schwieriger war und ist es für die heute älteren Schwulen, die in der Nazizeit unter dem Damoklesschwert von Kastration und KZ aufwuchsen oder die in der Nachkriegszeit unter dem Einfluss massiver Homosexuellenfeindlichkeit, bis 1969 gepaart mit Bedrohung durch Gefängnis (vgl. Herzog 2005), erwachsen wurden, ihre sexuelle Identität zu entwickeln, sprich: ihr eigenes Homosexuellsein zu akzeptieren (inneres Coming-out). Ein äußeres Coming-out mit dem Ziel einer sozial akzeptierten Position konnte unter den Bedingungen der Kriminalisierung von Homosexualität kaum in Betracht kommen. Dies mag dazu beigetragen haben, dass ältere Homosexuelle sich zu einer Ehe entschlossen.

Nach der Streichung des § 175 aus dem Strafgesetzbuch änderte sich im Gefolge der Schwulenbewegung in den 70er Jahren und mit Unterstützung der Grünen in den 80er Jahren das gesellschaftliche Klima (Hergemöller 1999: 120). Viele, auch verheiratete Männer dieser Generationen (grob: die vor 1960 geborenen) konnten nun ihre Homosexualität für sich selbst akzeptieren und leben, aber oft nur in der sogenannten Szene (vgl. die Typen A, B und C in Koch-Burghardt 1997). Homosexuell sein wurde selten integrierter Bestandteil ihrer psychosozialen Existenz, homosexuelle Freunde oder Partner wurden (weiterhin) häufig vor Familie und heterosexuellen Freunden verheimlicht. Es stellt sich die Frage, warum es einigen dieser älteren (vor 1960 geborenen) homosexuellen Männer

gelingt, eine neue psychosoziale Identität in einer homosexuellen Partnerschaft zu entwickeln, während andere daran scheitern und ihr Versuch eines „Umbaus der Geschlechtsidentität“ (Mertens 1992) in einer Sackgasse endet, nicht selten verbunden mit Depression, Suizidalität und vielfältigen psychosomatischen Beschwerden. Wie ist es zu verstehen, dass einige dieser homosexuellen, mit Frauen verheirateten Männer (mündliche Mitteilung von Kollegen, die Paartherapie machen) sich im Gefolge der gesellschaftlichen Veränderungen als bisexuell definieren (vgl. auch die „auffällig häufige Verwendung des Konzepts der Bisexualität bei verheirateten Männern mit regelmäßiger homosexueller Praxis“ bei Hutter et al. 2000: 177, Fußnote), in der Ehe verbleiben wollen und nach Arrangements suchen, in denen sie ihre Homosexualität leben können?

Fragestellung

Der Anstoß, mich diesen Themen zu widmen, kam aus der gescheiterten analytischen Behandlung eines 68jährigen, geschiedenen homosexuellen Mannes, der es nicht schaffte, sich mit seiner Homosexualität zu versöhnen und sozial integriert in einer offen homosexuellen Beziehung zu leben, was er angestrebt hatte. Das ließ mich damals fassungslos zurück. Es war offensichtlich, dass ich etwas Wesentliches nicht verstanden hatte, das über die Beachtung der Probleme der internalisierten Homophobie (Wiesendanger 2002) und der unbemerkten Übertragung eines Heilungswunsches auf die Analytikerin hinausging (Imhorst 2005). Die Psychoanalyse weiß nicht viel über mit Frauen verheiratete homosexuelle Männer, es sei denn über solche, die wegen ihrer Homosexualität analytische Behandlung suchten und schließlich heirateten. Ich wollte genauer wissen, was manche dieser homosexuellen Männer dazu motiviert

und befähigt, sich von ihrer Ehefrau zu trennen und offen homosexuell zu leben, und andere nicht. Welchen Stellenwert hatte die Ehe mit einer Frau in ihrer Entwicklung? Und welche Rolle spielte die Bisexualität? Hatten diese Männer aus Feigheit, aus Angst oder aus taktischen Erwägungen geheiratet und sich in der Ehe vor erwartbaren Diskriminierungen geschützt? Das war und ist ein häufiger Vorwurf in der homosexuellen Szene. Oder sahen sie in der Ehe einen Versuch, ihre Homosexualität zu heilen? Bis vor wenigen Jahrzehnten bekamen Homosexuelle den Rat zu heiraten, wenn sie (oder ihre Familien) unter ihrem Homosexuell sein litten und sie deswegen einen Arzt oder eine Beratungsstelle aufsuchten. In Anlehnung an den in der Nachkriegszeit einflussreichen Psychiater Bürger-Prinz wurde „Homosexualität als defizitäre Heterosexualität“ verstanden (vgl. von Rönn 1998) bzw. auf einen „Mangel an heterosexueller Vitalität“ (Herzog 2005: 45) zurückgeführt, dem durch die Heirat mit einer passenden Frau abzuhelfen sei.

Ziel meiner Untersuchung war es, ex post herauszufinden, wie die psychosexuelle Entwicklung in der speziellen Unter-Gruppe von (mit Frauen) verheirateten, homosexuellen Männern verlaufen ist, wie diese selbst sie verstanden und einordneten und wie ihre Entwicklung psychoanalytisch verstanden werden konnte. Die Idee war, auf der Basis von Einzelfallstudien etwas über die inneren Voraussetzungen für den Wandel der sexuellen Orientierung zu erfahren und einen Beitrag zur Konzeptforschung (Dreher 1998: 18ff) zu leisten.

Dafür habe ich mit zehn vor 1960 geborenen, verheirateten Männern mit homosexueller Praxis Interviews geführt über ihre sexuelle Entwicklung und ihre sexuellen Beziehungen ab der Pubertät. Die zeitliche Eingrenzung

entsprang der Überlegung, dass die vor 1960 geborenen homosexuellen Männer längst erwachsen waren, als sich in den 80er Jahren das gesellschaftliche Klima zu ändern begann, lange nach der Aufhebung des § 175 im Jahr 1969.

Sexuelle Entwicklung und Identität ist das Resultat einer aufwendigen psychischen Arbeit, von viel Selbstinterpretation, Wagnis und Lernen, von inneren und äußeren Kompromissbildungen. Diese psychische Arbeit kann sich über Jahrzehnte hinziehen (vgl. Erikson 1977). Sie beginnt nicht in der Pubertät. In der Pubertät aber, wenn sexuelle Phantasien und sexuelle Handlungen miteinander verschweißt werden (vgl. Laufer 1980; Laufer und Eglé Laufer 1994), wenn Über-Ich und Ich-Ideal einer Revision unterzogen werden und allgemein die Fähigkeit zur Selbstreflexion wächst (vgl. Blos 1983), wird die weitere Entwicklung von den realen Eltern unabhängiger und der eigene Entscheidungsspielraum größer. Dass fast alle Menschen sich an die Zeit ab ihrem zehnten Lebensjahr erinnern können, auch wenn dabei die Rolle der fortlaufenden nachträglichen Überarbeitung von Erinnerungen, die stets auch im Dienste der Abwehr steht, beachtet werden muss (vgl. Körner 2008), war ein weiterer Grund für die Eingrenzung auf die Zeit ab der Pubertät.

Teil 1

Methode und Methodologie

Wissenschaftstheoretische Standortbestimmung

Welchen epistemologischen Status die Psychoanalyse beanspruchen kann, ist eine bis heute in der internationalen Psychoanalyse leidenschaftlich diskutierte Frage (vgl. Leuzinger-Bohleber et al. 2004; Warsitz 1997). Zwischen den vorwiegend angelsächsischen Vertretern der Forderung nach mehr „harter“ Wissenschaftlichkeit (etwa: Wallerstein 1996; Fonagy 2002) und der gegenüber diesen Forderungen nach mehr empirischer Forschung ablehnenden französischen Position, wie Green (1996; 2004) und Perron (2002) sie vertreten, sehen andere, darunter deutsche Psychoanalytiker, „einen alternativen dritten Weg.“ Dieser basiert zum einen auf der Ablehnung des einheitswissenschaftlichen Anspruchs, wie ihn die Angelsachsen verteidigen, wenn sie Wissenschaft mit Naturwissenschaft (science) gleichsetzen – mit den apodiktischen Worten Fonagys: „There can be no question but that at the moment psychoanalysis is not a science“ (2002: 4) – und zum anderen auf einer Abgrenzung von den französisch sprechenden Analytikern, die darauf beharren, es sei unklar, welche Art von Wissenschaft die Psychoanalyse sei. Perron formulierte dies nach einer Befragung seiner Kollegen wie folgt: „Perhaps psychoanalysis is a science, but the question remains: what kind of science?“ (2002: 13)

Wie sieht eine wissenschaftstheoretische Position jenseits von „science“ und „no science“ aus?

„Wir sind der Meinung, dass die Psychoanalyse insofern eine Sonderstellung unter den Wissenschaften einnimmt, als sie ähnlich wie die

hermeneutischen Wissenschaften die Empathie als Beobachtungsmethode verwendet und den Menschen von innen her sieht, zum anderen aber ihre Beobachtungen den organisierenden Prinzipien der Metapsychologie unterwirft, die den Menschen von außen sieht. Der rasche Wechsel von der Ich-Du-Beziehung (der empathischen Identifikation) zur Ich-Es-Beziehung (der naturwissenschaftlichen Beobachtungsposition) ist ein Charakteristikum der Psychoanalyse.“ (Modell 1984: 232) Wenn die seit Dilthey geläufige Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften „die Vielfalt der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, mit denen wir es heute zu tun haben, nicht mehr adäquat abbilden“ (Leuzinger-Bohleber et al. 2002: 19) kann und wenn laut Hampe, einem Philosophen, auf den sich Leuzinger-Bohleber et al. (ebd.) berufen, kein ernst zu nehmender Vertreter der Philosophie heute noch ein einheitswissenschaftliches Programm vertritt, dann „postulieren wir, dass sich die Psychoanalyse in bester Gesellschaft befindet, wenn sie sich darum bemüht, im Kanon heutiger Wissenschaften ihre vier Charakteristiken zu vertreten: die *Spezifität ihrer professionellen Erfahrungen* (innerhalb des charakteristischen psychoanalytischen Settings), *ihrer Forschungsgegenstandes* (unbewusste Fantasien und Konflikte), *ihrer Forschungsmethoden* (Analyse von Übertragung und Gegenübertragung, freie Assoziation, gleich schwebende Aufmerksamkeit, Traumanalyse) und ihrer *charakteristischen Prüfkriterien psychoanalytischer Hypothesen* (in der klinischen und extraklinischen Forschung).“ (Leuzinger-Bohleber et al. 2002: 31; kursiv von der Autorin) Wissenschaft ist so verstanden der systematische Einsatz jeweils spezifischer Methoden. An der Position einer „negativen Exklusivität“ festzuhalten, wie es Leuzinger-Bohleber nennt und wie sie etwa von

Lorenzer (1973) vertreten wurde, erübrigt sich dann. Die Psychoanalyse ist eben nicht eine Wissenschaft zwischen den Wissenschaften, sondern eine Wissenschaft wie andere auch - mit ihrem eigenen Gegenstand und mit eigenen Methoden der Erforschung.

Nach Freuds Definition von 1923 ist Psychoanalyse „*der Name 1) eines Verfahrens zur Untersuchung seelischer Vorgänge, welche sonst kaum zugänglich sind* (Hervorhebung von mir: E. I.); 2) einer Behandlungsmethode neurotischer Störungen, die sich auf diese Untersuchung gründet; 3) einer Reihe von psychologischen, auf solchem Wege gewonnenen Einsichten, die allmählich zu einer neuen wissenschaftlichen Disziplin zusammenwachsen. (1923a: 211).

„Empirisches Handeln hat seine eigene *Widerständigkeit*, ob es experimentell, beobachtend oder klinisch abläuft, und aus dieser Widerständigkeit ergibt sich die *kritische Relevanz* der Empirie: Sie treibt das Theoretisieren in Richtungen, in die es sich ohne die empirische Widerständigkeit nicht bewegen würde. Es ist tatsächlich die Kreativität der Empirie und nicht ihre angeblich verifizierende, falsifizierende oder confirmierende Funktion, die [...] ihre eigentliche Bedeutung für die Wissenschaften ausmacht.“ (Hampe 2004: 23; kursiv vom Verfasser)

Entlang dieser Widerständigkeit, wenn die wissenschaftliche Erfahrung nicht kompatibel ist mit den bisherigen Theorien, können „wissenschaftliche Phantasien“ (Canestri 2004: 69) auftauchen, aus denen sich Hypothesen entwickeln lassen, die sich dann am vorhandenen Material bewähren müssen.

Methode

Die Auswertung der psychoanalytischen Interviews unterscheidet sich in dieser Untersuchung von einer hermeneutischen Textinterpretation insofern, als neben der verbalen Kommunikation, wie sie in den verschrifteten Interviews erfasst ist, auch die nonverbale Kommunikation mittels szenischer Mitteilungen (Argelander 2009) und über den Handlungsdialog (Klüwer 1983; 2001) erfasst und in die Auswertung einbezogen wird. Übertragung und Gegenübertragung gelten seit Paula Heimann (1964) und Racker (1982) als wichtige Informationsquellen zum Verständnis unbewusster Phantasien im psychoanalytischen Interview. Der psychoanalytische Forscher nimmt in den Interviews eine Doppelfunktion ein: im fließenden Wechsel ist er als Akteur in das Geschehen verwickelt und registriert als Beobachter, was sich in der gemeinsamen „Szene“ (Argelander 2009), hier dem Interview, unbewusst, das ist jenseits der Sprache, mitteilt. Diese Informationen wurden im Anschluss an jedes tontechnisch aufgezeichnete und später transkribierte Interview in einem Kurzbericht, dem „clinical scan“ (vgl. Freedman, Lasky und Hurvich 2004: 190-194), in freier Form notiert.

Das objektiv notwendige Subjektive in Erfassung und Interpretation des psychoanalytischen Datenmaterials erhält in der „sog. Triangulation“ (Stuhr 1997: 171) ein korrigierendes Gegengewicht. Stuhr weist auf die Bedeutung von „expliziter Forschungssupervision“ und „Diskursen mit Experten“ zur Erhöhung von Reliabilität und Validität hin. (1997: 171; vgl. auch Deneke 1993 und Kernberg 2004)

In meiner Untersuchung gab es Forschungssupervision jeweils zwischen den beiden Interviews, die mit jedem der zehn Probanden geführt wurden, und bei der Diskussion der Einzelfall-Auswertung jedes einzelnen

Probanden. Für eine weitere externe Validierung sorgten Diskussionen in einer kleinen Forschungsgruppe von Analytiker-Kollegen in Köln, denen ich immer wieder Teile meiner Arbeit vorstellte und deren Kritik ein wichtiges methodisches, theoretisches und inhaltliches Korrektiv in allen Phasen der Arbeit war. (vgl. Nadigs Methode der Deutungswerkstatt, 2009)

Wie Warsitz (1997: 210ff) detailliert beschreibt, kann theoretisches Wissen ebenso zum Widerstand werden wie eigenes Begehren (etwa Erkenntniswünsche), wenngleich beide notwendig vorhanden sind (ohne Theorie verstünden wir nichts, und eigenes Begehren, auch eigene „Wissenschaftsphilosophie“, ist immer mit im Spiel). Es muss darum gehen, beides in der „Zwischenleiblichkeit“ (ebd.) auftauchen zu lassen und in der Schwebe zu halten, anders: es wahrzunehmen und zu reflektieren, ohne vorschnelle (Deutungs-)Schlüsse zu ziehen.

Bei der Einzelfall-Auswertung orientierte ich mich an Überlegungen, die Wegner (1998) zum Thema Wissenschaftlichkeit psychoanalytischer Fallgeschichten zusammengetragen hat. Ich postulierte eine „Strukturähnlichkeit“ (ebd.: 23) zwischen den Geschichten meiner Probanden und den Fallgeschichten von Patienten insofern, als beides „Interaktionsgeschichten“ (ebd.: 25) sind, deren Entstehung möglichst nachvollziehbar gemacht werden soll. So soll z. B. erkennbar sein, was der Proband gesagt hat und was die Interpretation der Analytikerin ist. Deshalb habe ich meine Interpretationen in den Narrativen, den Fallgeschichten zum jeweils „eigenen Blick“ der Probanden auf sich selbst, durch Kursivierung gekennzeichnet. Deshalb auch gibt es für jeden Probanden zwei Fallgeschichten, die „der eigene Blick“ und „der fremde Blick“

genannt wurden. Beide zusammen erst ergeben das Gesamtbild des jeweiligen Probanden.

Es macht natürlich einen Unterschied, ob jemand jahrelang regelmäßig zu seinem Analytiker geht oder ob jemand die Analytikerin für zwei Interviews aufsucht, wie es die Probanden dieser Untersuchung taten. Meine Probanden hatten für die Entfaltung ihrer Geschichte nur zwei Stunden Zeit. Und ich hatte für das Verständnis des Materials nur eine begrenzte und verdichtete Datenbasis. Im Kontext dieser Untersuchung sind jedoch die strukturellen Ähnlichkeiten bedeutsamer als die Unterschiede. Was Wegner (1998) über die Erzählungen von Patienten schreibt, gilt analog für die Berichte meiner Probanden. Er definiert „vier Ebenen der Umschreibung einer Lebensgeschichte“. (1998: 19ff) Die erlebte Lebensgeschichte ist eine Umschreibung erster Ordnung, die erzählte Lebensgeschichte in Form einer Mitteilung (hier: an die Analytikerin/Interviewerin) eine mehr oder weniger gezielte Umschreibung zweiter Ordnung. Die Interpretation der vom Probanden erzählten Lebensgeschichte durch die Analytikerin (mit ihren Leerstellen, die eventuell in der Übertragung auftauchen) ist eine Umschreibung dritter Ordnung, und die Wiedergabe in einer Fallgeschichte ist schließlich eine Umschreibung vierter Ordnung.

In meinen Fallgeschichten geht es vor allem um die Umschreibungen zweiter („der eigene Blick“) und vierter („der fremde Blick“) Ordnung. Im Blick des Probanden auf sich selbst („der eigene Blick“), wie ich ihn aus dem gesprochenen Text und aus der Szene/Übertragung herausarbeite, fließt notwendig eine Umarbeitung dritter Ordnung mit ein. Bei der „Analyse der sexuellen Entwicklung“ („der fremde Blick“), d. h. bei der psychoanalytischen Interpretation, handelt es sich um eine Umschreibung

vierter Ordnung. Alle Umschreibungen sind mit einer starken Begrenzung und Einschränkung der Mitteilungen verbunden, die die angestrebte Transparenz in der Entstehungsgeschichte begrenzt. Die Forderung der Nachvollziehbarkeit einerseits und die Notwendigkeit der theoretisch geleiteten Gewichtung und Interpretation des Datenmaterials andererseits stehen in einem nicht aufhebbar Spannungsverhältnis. Mit Fallgeschichten werden Bedeutungen kommuniziert, keine Gewissheiten geschaffen, erst recht nicht neues Wissen generiert. Sie können Kristallisationspunkte für klinisch-theoretische Auseinandersetzungen sein und der Weiterentwicklung psychoanalytischer Konzepte, etwa entwicklungspsychologischer Theorien dienen. Darauf zielte auch diese Untersuchung.

Wie lässt sich Neues finden? Krejci formuliert in ihrem Vorwort zu Bions „Lernen durch Erfahrung“: „Eine Voraussetzung [...] ist die >>negative Fähigkeit<<, das heißt die Fähigkeit, Unsicherheit zu ertragen. Gedanken entstehen als erstes, sagt Bion; das Denken der Gedanken ist etwas zweites. Die Vorläufer der Gedanken aber sind die emotionalen Erfahrungen; ihre unbekannte Gestalt und Eigenschaft gilt es zu entdecken. Sind wir vorschnell mit Namen und Begriffen, mit Denkmodellen und Theorien zur Hand, so nehmen wir der unbekanntem emotionalen Erfahrung die Möglichkeit, in uns Gestalt anzunehmen.“ (Bion 1992: 13) So verstanden stellte sich die Analytikerin zur Verfügung für was auch immer dabei war, Gestalt und Bedeutung erst anzunehmen. Sie hörte, um ein Diktum Reiks (1976) abzuwandeln, mit dem „Dritten Ohr“ in die Fallgeschichten hinein. Das sind Metaphern, die helfen sollen, einen Auswertungsprozess zu erfassen, der das logisch-systematische, bewusste

Auswerten durch ein Sich-offen-halten für aus dem Unbewussten auftauchende Einfälle ergänzte.

Ich habe die zwanzig Einzelfallgeschichten (je zwei für jeden Probanden) nach deren Fertigstellung wieder und wieder gelesen, teils mit gleich schwebender Aufmerksamkeit, teils unter immer wieder anderen Fragestellungen (etwa Bedeutung der Bisexualität, wie genau waren die Kreuzidentifizierungen beschaffen, als was wurde die Ehefrau begehrt, aus welcher Identifizierungsposition wurde der Mann begehrt, wie passten homo- und heterosexuelles Begehren zusammen, was war mit der Verunsicherung bezüglich der eigenen Männlichkeit, welchen Stellenwert hatten die Kinder und die Konfrontation mit deren ödipaler Phase und/oder Adoleszenz etc.). Hilfsweise machte ich mir Listen und Tabellen, um einen Überblick zu gewinnen oder zu behalten (etwa Tabellen zum Outing, zur Ehedauer, zum Zeitpunkt der ersten homosexuellen Erfahrung, ob die Ehefrau von der homosexuellen Neigung wusste). So und mit Hilfe der Kollegengruppe ließ sich die notwendige Verwirrungstoleranz angesichts der Vieldeutigkeit und Unübersichtlichkeit der Daten aufbringen.

Schließlich begann ich, deskriptiv Ergebnisse zu Einzelaspekten zusammenzufassen. Dass dabei schließlich die Konturen von etwas Neuem auftauchten, lässt sich gestalttheoretisch mit dem Figur-Grund-Prinzip erklären, aber auch mit Freuds bildhaftem Satz, den er 1915 an Ferenczi schrieb: „Ich halte darauf, daß man Theorien nicht machen soll – sie müssen einem als ungerufene Gäste ins Haus fallen, während man mit Detailuntersuchungen beschäftigt ist.“ (Freud und Ferenczi 1996: 138) „Theorie - dies so gefeierte Wort hätte dann die Bedeutung, etwas sehen zu lernen, was man schon gesehen hat [...].“ (Buchholz 2005: 3)

Stichprobengewinnung

Gemäß meinem Untersuchungsziel, mehr über die sexuelle Entwicklung von älteren, vor 1960 geborenen, mit Frauen verheirateten homosexuellen Männern zu erfahren, habe ich innerhalb und außerhalb der homosexuellen Szene (vgl. Koch-Burghardt 1997: 53, Fußnote) nach Probanden gesucht – innerhalb der Szene, um solche Männer zu erreichen, die sich inzwischen, zumindest partiell, als homosexuell geoutet hatten, und außerhalb der Szene, um auch die zu erfassen, die dies nicht getan hatten. Ich nannte letztere die Klandestinen.

Die Probanden wurden hauptsächlich auf zwei Wegen gewonnen, mit zwei Ausnahmen, die weiter unten unter 3. genannt werden.

1. über die Landeskoordinationsstelle schwuler Seniorenarbeit im „Rubicon“ unter ihrem damaligen Leiter Dr. Jüngst. Das ist eine aus Landesmitteln (NRW) finanzierte Stelle in Köln. Die Probanden, die über diesen Weg gewonnen wurden, kamen denn auch aus ganz NRW. Zur Verteilung über „Rubicon“ hatte ich einen Flyer mit folgendem Text verteilt:

Elisabeth Imhorst Dipl.-Psych. Psychoanalytikerin DGPT
Kartäuserwall 13 50678 Köln

Juli 2006

Der Wunsch:

Ich suche für eine wissenschaftliche Arbeit homosexuelle Männer, die verheiratet waren oder sind und über ihre Ehe sprechen möchten.

Mein Interesse gilt bevorzugt Männern der Jahrgänge vor 1960, deren Kindheit und Jugend ganz im Zeichen der Kriminalisierung und

Diskriminierung von Homosexuellen stand und für die es keine Vorbilder für ein sozial akzeptiertes, offenes Leben als Homosexueller gab.

Die Interviews:

Die Gespräche können sowohl bei Ihnen zuhause als auch bei mir in der Praxis oder in den Räumen des Rubicon stattfinden.

Am besten erreichen Sie mich unter meiner Praxis-Nummer 0221/310 47 64 oder mobil unter 0170/411 2 411.

Ich rufe Sie gerne zurück, wenn Sie mir sagen, wie und wann ich Sie erreichen kann.

Zur Person:

Ich bin 1956 geboren, Psychologin und Psychoanalytikerin und seit 20 Jahren als Psychotherapeutin mit einer Kassenpraxis niedergelassen.

Weitere Fragen beantworte ich gerne persönlich.

Als sich herausstellte, dass unter den über die Beratungsstelle „Rubicon“ erreichbaren älteren homosexuellen Männern kaum (mit Frauen) verheiratete waren, schlug Dr. Jüngst vor, Kontakt zur Gruppe „Schwule Väter“ herzustellen, und ich entwarf für diese, zur Verteilung über deren E-Mail-Liste, einen etwas abgewandelten Flyer. Das „Rubicon“ als Treffpunkt entfiel. Und es erschien mir präziser und zugleich neutraler zu schreiben, dass ich mit ihnen über ihre Beziehungen sprechen wollte.

Elisabeth Imhorst Dipl.-Psych. Psychoanalytikerin DGPT
Kartäuserwall 13 50678 Köln

Februar 2007

Der Wunsch:

Ich suche für eine wissenschaftliche Arbeit homosexuelle Männer, die verheiratet waren oder sind und bereit sind, über ihre Beziehungen zu sprechen.

Mein Interesse gilt bevorzugt Männern der Jahrgänge vor 1960, deren Kindheit und Jugend ganz im Zeichen der Kriminalisierung und Diskriminierung von Homosexuellen stand und für die es keine Vorbilder für ein sozial akzeptiertes, offenes Leben als Homosexueller gab.

Die Interviews:

Die Gespräche können sowohl bei Ihnen zuhause als auch bei mir in der Praxis stattfinden.

Am besten erreichen Sie mich unter meiner Praxis-Nummer 0221/310 47 64 oder mobil unter 0170/411 2 411.

Ich rufe Sie gerne zurück, wenn Sie mir sagen, wie und wann ich Sie erreichen kann.

Zur Person:

Ich bin 1956 geboren, Psychologin und Psychoanalytikerin und seit 20 Jahren als Psychotherapeutin mit einer Kassenpraxis niedergelassen.

Weitere Fragen beantworte ich gerne persönlich.

Danach bekam ich eine Fülle von Interviewangeboten – auch noch, als ich bereits genug Interviews vereinbart hatte.

2. Um dem Szene-Bias entgegen zu wirken, um also auch die Männer mit homosexueller Praxis zu erreichen, die sich nicht in der offiziellen homosexuellen Szene aufhalten, schaltete ich je eine gleichlautende Anzeige in der Rubrik Vermischtes im „Kölner Stadtanzeiger“, in der „Kölnischen Rundschau“ und im „Express“. Die Rubrik Vermischtes ist eine Art Porno-Rubrik der Tageszeitungen, und ich musste den Gewerbetarif entrichten, da die Anzeigenverwaltung des Verlages nicht glauben wollte, dass ich nur wissenschaftliche Ambitionen hatte. Alle drei Zeitungen sind weit über Köln hinaus verbreitet, sodass auf diese Anzeigen hin Anrufe aus dem ganzen Rheinland kamen.

Die am 15. 7. 06 in den Zeitungen geschaltete Anzeige hatte folgenden Text:

Psychologin sucht für eine wissenschaftliche Arbeit verheiratete Männer mit homosexueller Praxis, die vor 1960 geboren sind und über ihre Ehe sprechen möchten.

Tel. 0170 – 411 2 411 (ich rufe zurück).

Die Wortwahl „mit homosexueller Praxis“ beruhte auf einer Anregung aus der Untersuchung von Koch-Burghardt (1997). Sie berücksichtigt, dass sich die Klandestinen, anders als die Männer, die auch offiziell in der homosexuellen Szene verkehren, häufig nicht als homosexuell sehen.

Die Anzeige erreichte ihre Zielgruppe. Es gab ein unseriöses Angebot (für erotische Massage), ein betrunkenen Mann mit englischem Akzent meldete

sich mit Erektionsproblemen, und ein weiterer rief an, weil seine „dominante Freundin“ jetzt von ihm „homosexuelle Handlungen“ erwarte. Außerdem erschien ein Mann zum Interview, der zwar über seine Ehe reden wollte, aber nie homosexuelle Kontakte gehabt, noch solche angestrebt hatte, wonach ich bei der Terminvereinbarung nicht noch einmal gefragt hatte. Nach dieser Erfahrung fragte ich jedes Mal explizit nach, ob ein an einem Interview interessierter Mann auch homosexuelle Kontakte (gehabt) hatte. Weitere zwei Männer musste ich abweisen, weil sie zu jung waren (1960 und 1974 geboren). Bis auf die erwähnten Ausnahmen meldete sich eine Vielzahl von verheirateten Männern mit homosexueller Praxis, die sich durchwegs konspirativ gebärdeten. Anders als die Szene-Homosexuellen, die stets bereitwillig Name und Telefonnummer hinterließen und oftmals bereits im ersten telefonischen Kontakt ihre Lebensgeschichte in Stichworten darboten, waren die Klandestinen nicht nur bemüht, anonym zu bleiben. Sie entzogen sich, gleich nachdem sie Kontakt aufgenommen hatten. Dies geschah auf verschiedene Weise. Meistens wollten sie noch einmal anrufen, taten es aber nicht. Oder sie waren unter der Handy-Nummer, die sie mir gegeben hatten, zu der angegebenen Zeit nicht (mehr) erreichbar.

Die Szene-Homosexuellen wollten reden. Die Klandestinen wollten auch reden, sonst hätten sie sich ja nicht bei mir gemeldet, aber sie wollten auch nicht reden. Interessanterweise entspricht das der doppelten Wirklichkeit (sensu Wurmser), in der sie psychisch und sozial lebten. Erst nach der Auswertung kam mir die Idee, dass ich möglicherweise einige klandestine Männer mit meiner expliziten Nachfrage nach den homosexuellen Erfahrungen verschreckt habe. Wie ich inzwischen weiß, gehört zu den Strategien im Umgang mit der eigenen faktisch bisexuellen Praxis (jedoch

ohne bisexuelles oder homosexuelles Selbstverständnis) auch die, das Wort homosexuell oder schwul explizit nicht auf sich selbst anzuwenden. Ich musste also um die Klandestinen geduldig werben, während die Szene-Homosexuellen sich bereitwillig zur Verfügung stellten.

Die Auswahl der Probanden erfolgte in der Reihenfolge, in der der Kontakt zustande kam, um nicht unbewusst bestimmte Männer zu bevorzugen, etwa solche, die mir im ersten Telefonat besonders sympathisch gewesen wären oder deren Lebensgeschichte ich besonders interessant gefunden hätte. Es gab jedoch zwei Ausnahmen:

3. Ich hatte etlichen KollegInnen von meiner Untersuchung erzählt. Als mir dann eine Analytikerin sagte, sie habe seit kurzem einen ehemals verheirateten homosexuellen Mann in Behandlung, sie könne ihn fragen, ob er bereit sei, sich interviewen zu lassen, da stimmte ich zu, ohne lange zu überlegen. Es wurde der Proband Nr. V. Obwohl ich explizit eine nicht-klinische Stichprobe wollte, also keine stationären oder ambulanten Patienten, bin ich in diesem einen Fall davon abgewichen. Später nahm ich noch den Partner eines Kollegen in die Untersuchung auf. Der Kollege war bei einer befreundeten Analytikerin in Supervision gewesen, die wusste, dass er in einer homosexuellen Partnerschaft lebte. Es wurde der Proband Nr. X.

Warum diese zwei Ausnahmen? Oberflächlich betrachtet, waren es bei der ersten Ausnahme vielleicht Zweifel, ob ich je genug Probanden fände, die mich motiviert haben könnten, einen Patienten in die Untersuchung aufzunehmen. Dass ich mehr als genug hätte haben können, ahnte ich in den ersten Monaten nicht. Dazu kam, dass ich wusste, dass die Kollegin

immer interessante Patienten hat. Es gab also in mir wohl auch Zweifel, ob mein Interviewmaterial interessant genug sein werde.

Bei der zweiten Ausnahme, mit der ich zwar nicht vom Ziel einer nicht-klinischen Stichprobe abwich, aber von meinem Plan, die Probanden aus den zwei oben genannten Quellen und mittels der Flyer und der Anzeigen zu rekrutieren, leiteten mich die Neugier auf den Partner eines Kollegen sowie der Wunsch zu zeigen, dass es auch unter uns Analytikern Männer gibt, die in homosexueller Partnerschaft leben. Wie sich dann herausstellte, war dieser Proband einer, der sich nicht in der Szene bewegt, aber geoutet ist und offen homosexuell lebt. Er steht also für eine Erweiterung meiner nicht-klinischen Stichprobe.

Neben diesen bewussten Gründen fanden sich nach einiger Selbstreflexion unbewusste Gründe, die mit meinem Wunsch nach Rückhalt in der Kollegenschaft zu tun gehabt haben dürften und mit meinen Zweifeln, ob ich mit meinem Thema und der Tatsache, als Frau die sexuelle Entwicklung einer Untergruppe von homosexuellen Männern erforschen zu wollen, nicht auf Skepsis bis Ablehnung stoßen würde. Ich nahm die zwei Probanden wohl auch deshalb außer der Reihe in die Untersuchung auf, weil ich die Angebote der Kolleginnen als Rückendeckung im Sinne eines „Ja, mach das, das ist eine gute Sache! Wir unterstützen das bzw. Dich!“ verstand. So habe ich mir die wohlwollende Unterstützung der psychoanalytischen Community, auf die ich nicht verzichten mochte, in der Phantasie erschaffen. Wie sich in den Einzelfallanalysen zeigen sollte, ist dies auch eine wichtige Strategie der verheirateten homosexuellen Männer, die ich unbewusst vorweggenommen habe.

Untersuchungsdesign

Wenn von „verheirateten homosexuellen Männern“ die Rede ist, so heißt „verheiratet“ in dieser Untersuchung immer „mit einer Frau verheiratet“ oder verheiratet gewesen. Der alternativ verwendete Begriff ist „heterosexuell verheiratet“. Die Möglichkeit einer homosexuellen Eheschließung bzw. eingetragenen Partnerschaft gibt es in Deutschland seit 2001. Sie stand den Männern dieser Untersuchung in den ersten Jahrzehnten ihres erwachsenen Lebens nicht zur Verfügung.

Von „verheirateten homosexuellen Männern“ spreche ich inzwischen, weil alle zehn Männer ausschließlich homosexuelle Onanie-Phantasien hatten und bis auf einen (der 1934 geboren wurde) auch alle zuerst homosexuelle Kontakte oder eine homosexuelle Beziehung unterhielten, bevor sie heirateten oder ihre erste heterosexuelle Erfahrung machten. Gemäß Stichprobendefinition hatten alle interviewten Männer während der ganzen Zeit ihrer Ehe oder während einiger Jahre in der Ehe homosexuelle Kontakte oder Beziehungen, sei es offen oder heimlich, sei es nachdem sie die sexuellen Kontakte mit der Ehefrau eingestellt hatten oder parallel dazu.

Mit diesen zehn Männern habe ich je zwei Interviews von jeweils fünfzig bis sechzig Minuten Dauer geführt. Meiner Untersuchung liegen also zwanzig transkribierte Interviews zugrunde. Die Interviews wurden per Band aufgezeichnet, nachdem die Probanden ihre Zustimmung gegeben hatten, und anschließend transkribiert. Das Kürzel „I“ steht dabei für die Interviewerin, das Kürzel „P“ für den Probanden. Die Transkription erfolgte ab dem fünften Probanden durch eine versierte ehemalige Chef-Sekretärin einer psychoanalytisch-psychosomatischen Abteilung.

Bei zwei Probanden gab es technische Ausfälle. Bei Proband Nr. II hatte das Gerät weite Teile des 2. Interviews - von mir unbemerkt - nicht aufgezeichnet. Was der Grund war, ließ sich nicht mehr rekonstruieren. Ich „vergaß“, ein Gedächtnisprotokoll zu schreiben. Im Nachhinein sehe ich, dass ich zu Anfang noch nicht auf die Wucht der Affekte eingestellt war, die die Interviews in mir auslösten, und obwohl ich bewusst die Übertragung mit erfassen wollte, wich ich ihr hier noch aus, ohne den Vorgang zu erfassen und zu analysieren. Es blieb beim Agieren.

Bei Proband Nr. X gab es am Ende des 2. Interviews Bandsalat, und ich hatte kein Ersatzband mitgenommen. Es fehlten wenige Minuten, die ich zeitnah in einem Gedächtnisprotokoll erfasste. Der Umgang mit den auch hier heftigen Gefühlen war da schon Routine geworden.

Das 1. Interview wurde analog einem offenen psychoanalytischen Erstinterview geführt, nur dass es um die sexuelle Entwicklung und die Beziehungen ab der Pubertät ging. Nach dem 1. Interview schrieb ich außer dem „clinical scan“ ein weiteres Protokoll über meine ersten Eindrücke und Hypothesen zur sexuellen Entwicklung dieses Probanden. Anschließend besprach ich das 1. Interview und meine ersten Hypothesen mit einem Forschungssupervisor. Es zeigte sich schnell, dass der Supervisor besser ein Psychoanalytiker mit Forschungs- und nicht nur mit klinischer Erfahrung sein sollte.

In der Regel verabredete ich zuerst einen Termin für Forschungssupervision und danach einen Termin für ein Interview mit einem Probanden, damit ich das Interview jeweils zeitnah besprechen konnte. In der Regel fand dann das 2. Interview ein/zwei Wochen nach dem 1. Interview statt. Dieser kurze Zeitabstand schien mir hilfreich,

erstens weil ich damit rechnete, dass das 1. Interview aufwühlend sein könnte und ich die Interviewten damit nicht allein lassen und ihnen zweitens die Gelegenheit geben wollte, zeitnah eventuelle weitere Einfälle, Erinnerungen o. ä. nachzutragen, die bei einem größeren Abstand zwischen den Interviews eher verloren gegangen wären.

Ins 2. Interview ging ich mit einer Hypothese oder einer offenen Frage, die ich klären wollte. In diesem 2. Interview war ich aktiver, auch konfrontativer. Außerdem hatte ich einen Zettel dabei, um evtl. noch fehlende obligate Informationen zu erfragen. Die obligaten Fragen sollten die Vergleichbarkeit erleichtern.

Folgende vier Themen sprach ich bei jedem Probanden an: zentrale Onanie-Phantasien, die Früheste Kindheitserinnerung, Outing und AIDS-Test.

Von der Frage nach vorhandenen zentralen Onaniephantasien hatte ich mir eine sicherere Einschätzung der sexuellen Orientierung versprochen. Sie war jedoch wenig ergiebig. Die Frage wurde meistens missverstanden und von allen Probanden verneint. Die Frage nach der frühesten Kindheitserinnerung hatte ich als Korrektiv aufgenommen. Ich wollte daran überprüfen, ob die Erzählungen der Probanden über ihre Entwicklung ab der Pubertät und die Deutung ihrer frühen Kindheit, wie sie im Schlaglicht einer aktuell erzählten „frühesten Kindheitserinnerung“ verdichtet ist, konsistent waren oder nicht. Diese Frage erwies sich tatsächlich als nützlich.

Die Frage nach dem Outing hatte ich aufgenommen, weil sie in prägnanter Weise zeigt, wie weit jemand ein Konzept bzw. ein integriertes Bild von sich entwickelt hat, zu dem er stehen und das er auch nach außen zeigen

kann. Die Frage nach AIDS-Tests und damit nach einer eventuellen HIV-Infektion schien wichtig für die Gesamteinschätzung der sexuellen Entwicklung.

Auswertung

Das Rohdatenmaterial für jeden der zehn Probanden bestand aus zwei transkribierten Interviews und eventuellen Nachträgen, einem Protokoll der Übertragungssituation („clinical scan“), einem Protokoll über die Forschungssupervision („Supervisionsprotokoll“) und einem Protokoll über erste Hypothesen zur Auswertung („erste Auswertung“).

Erster Auswertungsschritt

Auf der Basis dieses Materials habe ich für jeden der zehn Probanden (I – X) eine Einzelfallauswertung gemacht. Diese bestand aus drei Bausteinen: Szenischer Kontext, Narrativ (der eigene Blick) und Analyse der sexuellen Entwicklung (der fremde Blick). Beim Narrativ handelt es sich um eine Verdichtung unter besonderer Berücksichtigung der Art, wie jemand seine Geschichte erzählt, wo Brüche erkennbar sind oder nachträgliche Überarbeitungen oder Informationen, die nur szenisch mitgeteilt wurden. So habe ich erfasst, wie jemand sich selbst sieht oder/und (von der Analytikerin) gesehen werden möchte. Szenischer Kontext und Narrativ sind nach Fertigstellung der Arbeit von allen Probanden - bis auf den Probanden III, mit dem kein erneuter Kontakt hergestellt werden konnte - autorisiert worden. Die Analyse der sexuellen Entwicklung (der fremde Blick) ist die psychoanalytische Interpretation der sexuellen Entwicklung. Diese Bausteine der ersten Auswertungsrunde wurden unter einem explizit ressourcen-orientierten Blickwinkel entwickelt, nicht unter einem defizit-orientierten, wie wir ihn aus der Patientenbehandlung kennen und, trainiert

durch viele Fallberichte, nicht nur an den Gutachter, automatisch anwenden. Ich habe zu beschreiben versucht, wie jeder Einzelne seine sexuelle Entwicklung sieht bzw. wie er die nicht nur sexuellen Entwicklungskrisen in seinem Leben gemeistert hat; bewusst nicht, wie er sie verfehlt hat. Bewältigen und Verfehlen sind nicht selten identisch, dennoch: es ist ein anderer Akzent.

Dieses Ziel zu erreichen, war schwerer als gedacht. Bei den ersten vier Probanden musste ich die Fallgeschichten, vor allem meine „Analysen der sexuellen Entwicklung“, nach der Diskussion mit dem Forschungssupervisor neu schreiben, da sie mir trotz bewussten Bemühens zu pathologisch geraten waren. Den Fallgeschichten der ersten zwei Probanden ist überdies anzumerken, dass ich die Form noch suchen musste. Ich habe sie aus Gründen der Transparenz bewusst so belassen.

Zweiter Auswertungsschritt

Nachdem ich für alle zehn Probanden die „Narrative (der eigene Blick)“ und die „Analysen der sexuellen Entwicklung (der fremde Blick)“ erstellt hatte, ging es darum, das Gemeinsame, das Spezifische in den so unterschiedlichen sexuellen Lebensläufen zu suchen.

Wenn mir dabei „alles“ so schwer auf der Seele lag, dass ich am liebsten nicht mehr denken mochte, wenn ich mich meiner Unfähigkeit schämte und mich schließlich doch überwand und mich anvertraute, fungierten die Forschungssupervision und der Austausch in der Kollegengruppe als „Container“ (sensu Bion). Sie halfen mir, meine Denk- und Arbeitsfähigkeit wiederzugewinnen. Dies geschah, indem sie mir „emotionale Erfahrung“ (Bion 1992) ermöglichten, während wir vordergründig über einfache Dinge sprachen, etwa „wie macht man ein

Inhaltsverzeichnis?“ oder „was ist ein Ergebnis?“ Nachdem ich dann meine Denkfähigkeit wiedergewonnen hatte, kam die triangulierende Funktion der Supervision in Bezug auf die Auswertung des Materials wieder voll zum Tragen.

Ich verstehe diese massiven emotionalen Phänomene (Zweifel und Hoffnungslosigkeit, Verwirrung und deren Verleugnung), die sich bei der Auswertung einstellten und die sich als Arbeitsstörungen tarnten, (auch) als konkordante Gegenübertragung. In ihr doppelte sich etwas von den ungedachten sinnlichen Erfahrungen der interviewten Männer und von ihrer Suche nach Entlastung und nach Lösungen, eine Suche, die denjenigen besser gelang, die sich phantasierten (etwa über die Denkfigur: „alle Männer sind so“) oder realen Rückhalt (regelmäßige Gespräche mit Freunden oder in Selbsthilfegruppen) verschaffen konnten – wie ich es bei Kollegen getan hatte.

Zu der Hypothese, die mein Hauptergebnis ist, kam ich über einen Zwischenschritt. Ich fasste zunächst die wichtigsten Ergebnisse der Fallgeschichten entlang immer wiederkehrender Themen zusammen: sexuelles Selbstverständnis, sexuelle Phantasien und Beziehungen, sexuelle Entwicklung in der Jugend, sexuelle Entwicklung in der Ehe und danach, homosexuelle Liebesbeziehungen, lesbische Ehefrauen, Kinder, HIV, Outing und beruflicher Status.

Es war, als hätte ich die Einzelteile eines Puzzles bzw. Teilstücke desselben so lange hin- und hergeschoben, bis ein Bild zu sehen war, von dem ich vorher nicht hätte sagen können, dass ich es gesucht hätte: Acht der zehn Probanden hatten sich zu ihrer Homosexualität hin entwickelt und zwar mittels der Ehe (mit einer Frau), die sie als Entwicklungsraum für Männlichkeit genutzt hatten. In der Lebensmitte stellte sich für sie dann die

Frage der sexuellen Orientierung neu und führte zu drei unterschiedlichen Varianten des sexuellen Selbstverständnisses: homosexuell, bisexuell, unklar.

Zwei der interviewten Männer hatten dagegen nie ein Problem mit ihrer Männlichkeit gehabt. Hier drängte sich die Frage auf: wieso hatten sich diese beiden homosexuellen Männer nicht scheiden lassen, obwohl sie unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen wohl kaum eine Frau geheiratet hätten?

Teil 2

Zehn Einzelfallstudien

In diesem Teil der Arbeit werden die Fallgeschichten des ersten Auswertungsschrittes dargestellt. Eingeleitet werden sie jeweils durch den „Szenischen Kontext“. Ihm folgen das „Narrativ“ und die „Analyse der sexuellen Entwicklung“.

Nach Fertigstellung der Arbeit habe ich noch einmal mit allen Probanden Kontakt aufgenommen mit dem Ziel, mir den jeweiligen „Szenischen Kontext“ und das „Narrativ“ von ihnen autorisieren zu lassen. Neun Probanden konnte ich telefonisch erreichen, und mit sieben habe ich ein Nachgespräch vereinbart, innerhalb dessen sie den Text lesen, Fragen stellen und Korrekturwünsche vorbringen konnten, die ich alle berücksichtigt habe. Einer (V) war so weit weg gezogen, dass ich ihn nicht aufsuchen konnte. Ich schickte ihm den Text per E-Mail, und wir besprachen ihn am Telefon. Einer (III), von dem ich nur eine Telefonnummer hatte, war trotz umfangreicher Recherchen nicht mehr aufzufinden. Ein weiterer Proband (VIII) fühlte sich „überfordert“ damit, den Text lesen zu sollen, gab aber ausdrücklich seine Zustimmung zur Veröffentlichung. Bemerkenswerterweise haben alle Männer, die sich als homosexuell oder als bisexuell definieren, den sie betreffenden Textteil (szenischer Kontext und Narrativ) gelesen, nicht jedoch die beiden Probanden, die nicht wissen, was sie sind.

Jeder Proband hat von mir als Pseudonym den Namen erhalten, der mir nach dem ersten Interview spontan einfiel. Die meisten fanden sich treffend charakterisiert. Einem (V) gefiel der Name nicht, den ich für ihn

ausgesucht hatte; er wird unter dem selbst gewählten Pseudonym vorgestellt.

Die Quellenangaben für die Zitate aus den transkribierten Interviews sind wie folgt zu lesen: (V1: 4) bedeutet, dass das Zitat von Proband Nr. V ist, aus dessen 1. Interview und dort von Seite 4 des transkribierten Interviewtextes.

Die Zeichensetzung habe ich der besseren Lesbarkeit wegen generell verbessert. Im „Szenischen Kontext“ und im „Narrativ“ markieren Kursivierungen interpretative Ergänzungen.

I Der Lebenskünstler, Jg. 1949

1. Interview am 19. 7. 06; 2. Interview am 2. 8. 06; Auswertung im Mai 07;
autorisiert am 30. 9. 10

Szenischer Kontext

Dieser Mann war der erste, der sich auf meinen (ersten) Flyer hin gemeldet hatte. Ich weiß nicht mehr, auf wessen Vorschlag ich ihn in seiner Wohnung in einer anderen Stadt aufsuchte. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews war sein Viertel für den Autoverkehr gesperrt, so dass wir einen Treffpunkt verabredeten, wo er mich abholen würde. Als ich knapp zehn Min. vor der Zeit vor dem Haus parkte, um ihn vereinbarungsgemäß anzurufen, sah ich einen Mann auf der Strasse, dachte kurz, das könnte er sein, und er war es auch.

Er klopfte an die Scheibe. Ich öffnete ihm die Autotür. Noch im Einsteigen hielt er mir eine Vase entgegen und erklärte: „Ich wollt noch schnell ein Blümchen kaufen.“ Als hätten wir ein Date. Nein, als sollte sofort klar gestellt werden, dass er mit Frauen kann.

Auf dem Weg zu seiner Wohnung wollte er schon anfangen. „Ich bin nicht nur schwul, ich hab auch einen Sohn. Macht das was?“ (clinical scan) Nein, sagte ich, aber wir sprechen gleich darüber. Auf dem Weg zur Wohnung fragte ich, da er von seinem Atelier sprach, ob er Maler sei oder Fotograf? Er fotografiere. Und sogleich fügte er hinzu, dass sein Vater die künstlerische Begabung von ihm und seinem jüngeren Bruder hätte sehen müssen.

Sein buntes Atelier ist im Souterrain. Zwischen den offenbar eigenen Werken sehe ich auch Fotos von seinem Sohn an der Wand hängen. Er ist formvollendet höflich, bringt mir Wasser, schenkt mir später aufmerksam nach.

Als das Interview beendet ist, gebe ich ihm meine Visitenkarte, und er gibt mir seine, mit der Erläuterung (sinngemäß), diese Homepage sei auch mit/für Frauen und Kinder, die andere, die er handschriftlich hinzugefügt hat, enthalte Bilder von „Jungs“ (ebd.). Auf eine etwas verschämte und zugleich stolze Art zeigt er mir so die nicht offizielle, nicht familienkompatible schwule Seite seines Lebens.

Als ich später einer Kollegin von dem Interview erzähle, fühlte ich mich, je länger ich erzählte, zunehmend traurig.

Er sprach im Interview von den zwei Leben, die er nacheinander leben konnte, wie beglückend das für ihn sei und dass es ihm meistens in seinem Leben gut ging. Das nicht Gelungene, das Enttäuschende, schien in mir zwar schmerzlich präsent, und ich hatte eher den Eindruck eines Doppellebens, aber er selbst kann in allem, was ihm widerfuhr, das Positive sehen, eine Gabe, die ihm hilft, sich in seinem Leben als unfreiwillig „verarmter Single“ halbwegs glücklich zu fühlen. Das wiederum bewunderte ich.

Das Narrativ

Das sexuelle Erwachen begann mit spätestens zwölf (I1: 9) Jahren, und sein sexuelles Interesse richtete sich von Beginn an auf Männer, seine Onaniephantasien ebenfalls. Sein Großvater hatte ihn, seit er zehn war, täglich mit zum Sport genommen. „Ich weiß auch nicht, ob das damals nicht irgendwer vielleicht gemerkt hat, dass ich da immer im Umkleideraum gesessen habe, wenn sich alle umgezogen haben.“ (I1: 9) Schon vor der ersten Ejakulation habe er das Onanieren „ständig geübt“ (ebd.). Hier scheint die Spannungsabfuhr auf, die auch später sein homosexuelles Sexualverhalten prägen wird.

Seine Vorliebe für voyeuristische Aktivitäten lässt sich mindestens bis in diese Zeit der frühen Pubertät zurückverfolgen, vielleicht ist sie aber auch (s. früheste Kindheitserinnerung, in der er eine Beobachterposition einnimmt) schon sehr viel älter. Schaulust spielt bis heute real (Schwimmbadbesuche) und in seinen Phantasien (beim Interview aktuelle Bewerbung als Nachtportier in einem von Homosexuellen frequentierten Hotel in Bahnhofsnähe) eine zentrale Rolle. Zu voyeuristischen Aktivitäten kamen ab dem zwölften Lebensjahr sexuelle Begegnungen mit anderen Jungen, flüchtige und viele, wo er „alles“ ausprobierte bis auf Analverkehr, der „kam nicht wirklich vor.“ (I1: 13)

Dass er mit seinen homosexuellen Neigungen keine Konflikte hatte, führt er – jedenfalls im Nachhinein – darauf zurück, dass in der BRAVO bei „Dr. Sommer“ gestanden habe, „dass das aufhört nach der Pubertät.“ (I1: 1) Die Nachträglichkeit dieser Interpretation ergibt sich daraus, dass die erwähnte Rubrik erst 1969, als der Proband zwanzig Jahre alt war, eingeführt wurde. Jedoch war diese Auffassung in der Nazizeit und danach (vgl. Herzog 2005) gängige, auch ärztliche Meinung. „Es stand in der

BRAVO, das hört auf, deswegen war ich auch nicht schwul.“ (I1: 13) „In der Jugend kann man das machen.“ (ebd.) Das Wort schwul kannte er zwar vom Schulhof, aber er hielt sich dieses Wort vom Leibe, meint sogar, dass er nicht sicher ist, ob das nur negativ gemeint war oder nicht auch bewundernd wegen seiner früh begonnenen sexuellen Aktivitäten, „so mit, der tut schon was oder so.“ (ebd.).

Mit „18/19“ (I1: 1) ging er mit Gleichaltrigen in die Tanzschule, fand Gefallen am Tanzen, was „gerade für schwule Männer nicht ungewöhnlich ist heute“ (ebd.), und „lernte da halt eben dann mein Mädchen kennen. Und über die Dauer der Zeit einfach und die Gewöhnung hat man sich schon lieb gehabt.“ (ebd.) Sie verlobten sich, da war er zwanzig Jahre alt, „und dann wurde ich geoutet“ durch einen jungen Mann, [...] wo ich nicht wirklich weiß, ob er mich geliebt hat und ob er auf diese Weise um mich kämpfen wollte.“ (ebd.) Der Proband selbst hatte offenbar seine homosexuellen Kontakte nie mit einer Bindung verknüpft. Einer seiner männlichen Sexualpartner hatte die Schwester seiner Verlobten informiert. „Ja, dann haben wir uns zusammengesetzt, zusammengerauft und zusammen geweint, und wir haben uns ja geliebt [...] und sind einfach davon ausgegangen, dass das aufhört.“ (ebd.) Sie heirateten, und der Proband führt es auf den „häufigen“ und in der Ehe nicht mehr eingeschränkten Sex zurück, „man kann ja, man darf ja“ (I1: 3), dass die homosexuellen Phantasien zunächst in den Hintergrund traten, „die waren [...] teilweise ganz weg, wie gesagt, da ich halt eben Frauen auch mag und nicht weglaufe und nicht iihh sage, [...] hab ich nie gehabt. Ich find ´ne Frau auch äußerst attraktiv und schön.“ (I1: 3) „Die Begierde war schon da, die haben wir auch immer wieder geweckt durch viele Kleinigkeiten, [...] also wir waren da schon außergewöhnlich.“ (I1: 3, 4) Die sexuelle

Erregung beim ehelichen Sex entstand durch Streicheln und Schmusen. Wenn er mit einer Frau zusammen sei, sei er hundert Prozent hetero- , und wenn er mit einem Mann zusammen sei, sei er hundert Prozent homosexuell, sagte er im 2. Interview, betonend, dass er dann einen „richtigen Mann“ wolle. Er und seine Frau sprachen dann „während der Ehe nicht mehr so wirklich“ über seine homosexuellen Neigungen, nur kurz angesichts der Ehekrise nach sieben Jahren. „Wir haben das gut verdrängt eigentlich.“ (I1: 5) „Wir haben dagegen angeheiratet“, (I1: 2) zitiert er einen Spruch von den „Schwulen Vätern“, den er „ganz treffend eigentlich“ (ebd.) findet.

Nach „vier/fünf Jahre[n]“ „brach das eigentlich wieder so richtig durch.“ (I1: 2) Das war während eines Urlaubs, als er und seine Frau an einen FKK-Strand gingen und er „nur noch Männer gesehen“ (ebd.) habe. Zwei Jahre später gab es eine „große Krise“ (ebd.), die er jedoch nicht mit dieser machtvollen Rückkehr homosexueller Phantasien in Verbindung bringt, sondern mit einer Affäre seiner Frau. Die Sexualität mit ihr, „die war toll, die war richtig gut.“ (ebd.) Die homosexuellen Phantasien hätten dabei nicht gestört, beteuert er. „Ich kann da gut umschalten.“ (ebd.) Dennoch ging er damals einmal zu einem Psychiater, „um zu gucken, ob man was tun kann oder nicht. [...] dass man halt eben von Homosexualität loskommt.“ (I2: 2) Der Vorwurf von „Erz-Schwulen“ (I1: 2), „du hast dich doch nur nicht getraut, dich zu outen und deswegen geheiratet“, ärgert ihn. „Da kann ich einfach wild werden, [...] weil ich habe wirklich dieses Mädchen geliebt und wir haben einen wunderbaren Sohn miteinander, und wir haben so schöne gemeinsame Dinge miteinander durchlebt, was sich andere vielleicht gar nicht vorstellen mögen oder wollen.“ (ebd.)

Nach der Versöhnung beschlossen sie, ein Kind zu bekommen. Die Zeit als junger Vater beschreibt er als sehr glücklich. Wir „haben ´ne sehr, sehr gute Zeit gehabt als Eltern miteinander, als Ehepaar in den guten Jahren.“ (I2: 2) Der „junge Papi hat nicht wirklich nach rechts und links geguckt.“ (I2: 3) „Also der berühmte Neckermannkatalog mit den Unterwäscheseiten, [...] der war natürlich auch da. Man guckt da schon hin, aber das hat nicht so diese Lüste geweckt wie vorher.“ (ebd.) Die Sexualität mit seiner Frau war auch nach der Geburt gut. „Gut, meine Frau war da natürlich auch gewarnt, denk ich mal einfach so. Wenn ich da nicht regelmäßig mitspiele, könnt es passieren, dass er geht, und das wollte sie ja auch nicht.“ (ebd.) Sie fuhren als Familie regelmäßig im Urlaub an FKK-Strände. Es „war einfach okay, [...] im Strandkorb zu liegen und nackte Männer anzuschauen. Vielleicht hat´s deswegen auch so lange gehalten.“ (I1: 5) Er tut hier so, als hätten ihm voyeuristische Elemente genügt, aber das ist wohl einer Selbsttäuschung bzw. Verleugnung zuzuschreiben. Es gab, außer vielleicht in den allerersten Jahren und ganz kurz nach der Geburt seines Sohnes, während der ganzen Ehe eine homosexuelle Praxis, spätestens ab dem vierten/fünften Ehejahr und dann mit zunehmender Quantität nach der Geburt seines Sohnes. „Ich sag mal so, nach acht bis zehn Jahren. Da ging das wieder los. Oder es hörte nicht auf.“ (ebd.) Der junge Vater dürfte nach der Geburt seines Sohnes seine homosexuellen Aktivitäten, vor allem Klappen- und Schwimmbadbesuche, gesteigert haben, aber da er sie als reines „Abreagieren“ (ebd.) sah (*oder sehen wollte, das blieb unklar*) und diese anonymen Kontakte für ihn keine emotionale Bedeutung gehabt hätten, fiel es ihm leicht, sie abzuspalten. Diese kurzen Begegnungen fanden außerhalb des familiären Umfeldes

statt, und in diesem guckte er wohl wirklich nicht nach Männern. Da dürfte er sich unter Kontrolle gehabt haben.

Nach zwanzig Jahren Ehe trennte seine Frau sich mittels einer Affäre. Er hätte die Ehe von sich aus „nicht aufgegeben“. (I1: 4) Er hält seine Homosexualität als Trennungsgrund für vorgeschoben. Das habe sie doch gewusst! Aus seiner Sicht war es „Nachlässigkeit“ (I2:4), „[...] wir haben nicht aufgepasst. Ich denke, wenn wir miteinander gescheit geredet hätten, wär das gut gegangen.“ (ebd.) Der Wohlstand, nachdem sein Vater 1987 gestorben war und er den Betrieb übernommen hatte, der sei ihnen „nicht wirklich gut bekommen. [...] da ging dann auch so dieses, das ganz übersteigerte Selbstbewusstsein bei ihr wieder so richtig ab und, ja, wir wurden auch umbuhlt von vielen Menschen.“ (I2: 6) „Wir haben uns verändert in den Jahren.“ (ebd.) Die homosexuellen Aktivitäten seien zwar „mehr geworden, aber nicht wirklich so, dass man sagt, der geht jetzt nur noch irgendwo mit Kleinen auf die Rolle.“ (I2: 7) „Das war eingeschränkt, das war nicht wirklich so wahnsinnig wichtig.“ (I2: 8) Und sie hatten Sex, anders als andere Paare, „wo sich gar nichts mehr abspielt, wo wir gesagt haben, warum sind die noch verheiratet.“ (ebd.)

Einen offenen Umgang mit homosexuellen Verabredungen in der Ehe, wie er später von einigen in der Gruppe der Schwulen Väter hörte, hielt er noch lange nach der Trennung für unzumutbar. Inzwischen gibt es auch bei ihm die Vorstellung, da „Frauen da heute etwas toleranter sind und ein bisschen nachsichtiger. [...] dass man einfach sagt, mach doch, solange es unsere Beziehung nicht kaputt macht.“ (I2: 4)

Der damals zwölfjährige Sohn wollte nach der Trennung beim Vater bleiben, „was mir auch meine Pubertät auch ein zweites Mal geschenkt hat.“ (I1: 6) Er hat „mir auch sehr, sehr viel erzählt und sehr viel Vertrauen

gehabt. Das war eine tolle Sache. Wobei die Mama nachher auch wieder eine Rolle spielte, also so nach zwei Jahren, wo er also auch getrauert hatte, dass sie gegangen ist.“ (I1: 6) Er habe sich ausbedungen, sich gegenüber dem Sohn selbst zu outen. Das tat er nach circa einem Jahr, als der Sohn dreizehn Jahre alt war. Gesprächsaufhänger war das Zwangs-Outing von Hape Kerkeling. „Ich weiß überhaupt nicht, was die haben, ein bisschen bi schadet nie“ (I2: 8), habe sein Sohn kommentiert. Daraufhin habe der Proband ihm gesagt, er sei auch homosexuell. „Das ist doch wohl kein Grund, dass die Mama gegangen ist“, (ebd.) sei die Antwort des Sohnes gewesen.

Die zehn Jahre mit seinem Sohn allein schildert er, als sei es die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Er habe seinem Sohn „alles nachgesehen.“ (I1: 6) Der Sohn schaffte (*deswegen?*) das Abitur nicht, erlernte dann zunächst das Handwerk des Vaters und lernte schließlich noch einen weiteren Beruf. Zweiundzwanzigjährig sei er ausgezogen. Er habe eine gute Stelle. Voller Stolz erzählte der Proband, dass der Sohn jüngst seine große Liebe kennen gelernt habe und wohl bald heiraten werde. Er freut sich auf Enkel.

Nach der Trennung hatte er alles: das brave und das wilde Leben, das „normale Leben“ (I2: 16) - wenn auch, als allein erziehender Vater, nur noch halb - und das subkulturell homosexuelle. *Es klingt schillernd, einerseits wie nachträglich schön geredet, andererseits genau passend.*

„Also, ich hab mal irgendwann bei Freunden, da war sie auch dabei, auf ner Party - wir haben immer noch guten Kontakt miteinander oder wieder nach eineinhalb Jahren Schweigezeit eigentlich – wir fahren auch zusammen immer zur Freundin nach auswärts – also, ihr neuer Mann kann mich zwar nicht leiden, aber er duldet mich, und er nimmt mich dann

immer mit; [...] und da hab ich dann irgendwann mal von mir gegeben, >>ich sollte mit zwanzig wieder das gleiche Mädchen heiraten, aber die müsste mir auch versprechen, dass sie nach zwanzig Jahren geht.<< Da war sie also völlig entsetzt. Ja, das ist o. k. so, ich hab da zwei Leben und da hab ich die große Chance gehabt, die ausleben zu können, und war mit 40 Jahren noch jung genug bei der Trennung, halt eben auch noch die jüngeren Männer zu haben oder haben zu können, die halt eben der alte schwule Mann nicht mehr so wirklich zu Hauf vorfindet.“ (I1: 4)

Während seiner Zeit als schwuler Vater sei er zu einer Liebesbeziehung mit einem Mann „nicht wirklich bereit“ gewesen (I1: 9) Er wollte es seinem Sohn „ersparen, ich wollte nicht irgendeinen Menschen an meine Seite stellen, der ihn nicht mag, ihn nur duldet vielleicht.“ (ebd.) „Da ist immer Neid im Spiel, egal wie gut das nach außen hin zelebriert wird, da ist immer Neid.“ (ebd.) *Diese Begründung dürfte eine nachträgliche Konstruktion sein.* Direkt nach der Trennung hatte er eine sexuelle Beziehung mit einem ehemaligen (aus der Zeit vor der Übernahme des väterlichen Betriebes) Arbeitskollegen aufgenommen, mit dem er sich immer gut verstanden hatte und von dessen Homosexualität er erst nach dessen Ausscheiden aus der Firma gehört hatte. Nach ein paar Monaten „wollt’ ich seinen Mann.“ (I2: 14) „Wir haben sehr, sehr viele Ähnlichkeiten gehabt, und der hätte es sein können, mit dem ich bis ins hohe Alter glücklich sein könnte. [...] wir hatten sehr, sehr guten Sex.“ (I2: 15) „Wir haben sehr glückliche Zeiten gehabt.“ (I2: 16) Dies war der Mann, mit dem er – teils zusammen mit seinem Sohn – auch Reisen machte. Aber „als die in die Krise gingen, hab ich mich zurückgezogen. Das war heute, im Nachhinein gesehen, ein Fehler. Ich hätte mich für den einen entscheiden sollen.“ (I2: 13, 14) Er wollte aber auf keinen Fall der

Scheidungsgrund sein. Er hatte als junger, bereits verheirateter Mann, als die Ehe der Eltern kaputt ging, die neue Frau des Vaters als Scheidungsgrund empfunden, wie auch den Mann, den seine Frau dann heiratete. Er weiß heute, „bei Verstand besehen, [...] dass ich niemals ein Scheidungsgrund für die Beziehung von diesen beiden Männern gewesen wäre. Aber ich hatte es noch so im Bauch, und ich war nicht bereit dazu, dieser Grund zu sein.“ (I2: 14) Und „die haben sich für einander entschieden.“ (I2: 16) Das war nach circa zwei Jahren. *Die Fixierung an eine ödipale Sohnesposition schien ihm hier im Wege zu stehen.*

Nach diesen zwei Jahren der Dreiecksbeziehung gab es nur noch eine fünfmonatige Beziehung mit einem anderen schwulen Vater, Alkoholiker, den sein Sohn wohl auch als seinen Partner angesehen habe, „aber ich hab eben bei Beziehungen und Mann, den man intensiv geliebt hat, nein gesagt, weil das war, also das war 'ne Liebelei, einfach 'ne Liebelei.“ (I2: 15) Sie hätten sich nur gegenseitig getröstet, benutzt. Und die Beziehung seiner beiden Freunde, die schon lange keinen Sex mehr miteinander haben, entwertet er: so eine Beziehung wolle er nicht. Für ihn sei Sex sehr wichtig. *Hier hängen die Trauben zu hoch.* Aber es ist eindrücklich, wie er es immer wieder vermag, nicht unglücklich zu werden, sondern aus allen Unzulänglichkeiten das Beste zu machen.

Nach der fünfmonatigen zweiten homosexuellen Beziehung hatte er nur „die viel verschrienen one-night-stands, “ auf die er inzwischen oft „keine Lust“ mehr habe, „es ist eh nur abreagieren und nicht irgendeine Hoffnung verknüpft, dass da was mehr draus werden könnte. Da rei ich mir heute kein Bein mehr für aus, das hätte ich vielleicht vor fünf Jahren noch getan.“ (I2: 16)

Anfang 2005 - zwei von drei Herzkranzgefäßen seien zu neunzig Prozent dicht gewesen (I2: 10) - bekam er Stents eingesetzt und hatte unter den Betablockern mit Libido- und Potenzverlust zu kämpfen, bis er ein Medikament bekam, das ihn „ein bisschen eingeschränkt“ (I2: 10) wieder funktionsfähig machte. Das Nachlassen der sexuellen Potenz schreibt er auch dem Alter zu und wirkt eher ent- als belastet dadurch.

Er gibt an, er habe nach der Trennung „mit der einen und anderen Frau wieder etwas angefangen“, (I1: 3) und er könnte auch wieder eine Beziehung mit einer Frau haben, „wenn die richtige Frau in meine Nähe kommt.“ (I1: 7) Aber er räumt auch ein, „gut, ich hab mich jetzt auch nicht mehr wirklich sonderlich bemüht, noch mal irgendwie eine Beziehung mit einer Frau zu beginnen.“ (I1: 8) Die Frauen wollten einen immer nur ändern. „Da bin ich natürlich auch durch meine erste Ehe schon verwöhnt.“ (I2: 5) Überhaupt habe er seine „heterosexuellen Beziehungen vielleicht etwas zu sehr einschlafen lassen.“ (I1: 8)

Nachdem er 1987 38jährig den Handwerksbetrieb des Vaters übernommen hatte, in dem seine Frau das Büro führte, begann nach der Trennung 1990 und dem damit verbundenen Ausscheiden seiner Frau aus dem Betrieb der langsame Abstieg.

Er machte mittags den Betrieb zu, wenn er zu seinem Sohn nach Hause ging. Nach dessen Auszug 2000 gab er die große Familienwohnung auf, die er sich inzwischen nicht mehr leisten konnte. Er hatte noch alles private Vermögen in den Betrieb gesteckt, was ökonomisch unsinnig gewesen sei und die Insolvenz nicht abwenden konnte.

So wie er Erziehungsnotwendigkeiten ignorierte, so ignorierte er auch, dass er für die Leitung des Betriebes Fähigkeiten hätte entwickeln müssen, deren Fehlen ihm in den Jahrzehnten der abhängigen Beschäftigung nicht

auffallen musste. Es dauerte Jahre, bis der Betrieb bankrott ging. Er bemerkte den Abstieg, aber es war ihm (*scheinbar*) egal. Er war bereit, sich einzuschränken und auch noch allen Verschlechterungen positive Seiten abzugewinnen, solange er mit seinem Sohn zusammenlebte. Als dieser auszog, mietete er eine einfache Wohnung in dem inzwischen vornehmen Stadtteil, in dem er aufgewachsen war.

Er gibt dem Bruder eine „Mitschuld an meiner Insolvenz.“ (I2: 17) Er habe ihm 20.000 DM gezahlt (*als Erbausgleich?*) und später Material und Leistungen geliefert, die der Bruder nie bezahlt habe. Dieser sei „kein Familienmensch und [...] wird es auch niemals sein. Deswegen hab ich ihn auch beim Tod unserer Mutter nicht informiert.“ (I2: 18) „Er hat wirklich seine Familie so übel behandelt, den hab ich einfach gestrichen.“ (ebd.) Das sei „ein dunkles Thema in meinem Leben, was ich aber verdränge.“ (I2: 17) Aus seiner Sicht hat er sich bemüht. Zur zweiten Hochzeit der Mutter 1997 sei der Bruder auch eingeladen worden, aber danach gab es wieder keinen Kontakt mehr, bis heute.

Als ich ihn interviewte, lebte der Proband seit ca. sechs Jahren von Hartz IV und versuchte sich als Fotograf. Er nennt sich einen „verarmten Single, eigentlich unfreiwillig, ich würde schon gerne eine Beziehung mit einem Mann mal versuchen, ich würde gerne ‚wir‘ sagen wollen.“ (I1: 8) Er lebt überwiegend in schwulen Kontexten, versteht sich als Künstler, der die Gabe hat, sich überall einzupassen, aus allem was zu machen.

Er will jetzt versuchen, „über die Schiene des normalen Lebens“ (I2: 16), einen integrierten Freundeskreis aufzubauen – unter Einschluss seines Sohnes, von dessen Chef und von zwei der schwulen Mitarbeiter dieses Chefs –, indem er z. B. „Motto-Essen“ veranstaltet. „ich versuche jetzt, über eine andere Schiene auch Kontakte zu knüpfen und zu intensivieren“

(ebd.) und einen schwulen Mann kennen zu lernen. Daneben träumt er von einer großen WG, in der homo- und heterosexuelle Menschen zusammen wohnen, in der das Alleinsein leichter zu ertragen wäre, wenn man z.B. gemeinsam duschen oder zusammen fernsehen könne.

Für ihn selbst ist klar, er ist bisexuell. „Ich fühle mich eigentlich als der ganz klassische Bisexuelle.“ (I1: 2) Er hatte „zwei Leben“, zuerst das heterosexuelle, dann das homosexuelle. Das ist sein Narrativ, das offizielle. Sein bisexuelles Selbstverständnis gründet darauf, dass er eine lange, auch sexuell befriedigende Ehe hatte und immer auch – mit wenigen Unterbrechungen – homosexuelle Kontakte, die jedoch seine Ehe nicht beeinträchtigten. Davon ist er absolut überzeugt.

Im Auto auf dem Weg zum 1. Interview in seiner Wohnung, als er sagte, „ich bin nicht nur schwul, ich habe auch einen Sohn“ (clinical scan: 1) schimmert etwas von einem dahinter liegenden, inoffiziellen Selbstverständnis durch: als homosexueller Mann mit Sohn, als schwuler Vater. Wegen des Sohnes und weil er es zwanzig Jahre lang „geschafft“ hat, in einer Ehe zu leben, ist er seinem Selbstverständnis nach eben nicht homosexuell, sondern bisexuell.

Früheste Kindheitserinnerung (I1, 18):

P: „Da sind einige, meine Großmutter, die über den Hof läuft und ein Huhn einfangen will. Ich bin ja ländlich groß geworden. Aber ob das die früheste war, weiß ich nicht.“

I: „Und wie alt ungefähr?“

P: „Drei, vier.“

- I: „Ländlich groß geworden heißt wirklich auf dem Land in nem Dorf.“
- P: „Da waren so verstreut über 200 m Abstand jeweils rechts und links so kleine Bauernhäuser mit Feldern drum herum, wo meine Großmutter mit ihren Schwestern wohnte. Das Haus war nachher für meine Eltern, meinem Bruder und mich zu klein, da bin ich groß geworden. Es war ´ne schöne Zeit.“
- I: „Dieses Erinnerungsbild, mit welchen Gefühlen ist das verbunden?“
- P: „Mit Zufriedenheit, mit Leben, mit Bewegung, mit Begegnung. Meine Familie war immer sehr wach, auch mit Nachbarschaft. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Schütze. Man freute sich auf die Kirmes, auf das Schützenfest, auf Sport. Also wir waren auch viel unterwegs mit Fahrrad und Bollerwagen. Doch, mein Leben ist geprägt durch meine Eltern, durch meine Familie, mit Begegnungen. Die Bereitschaft, auf andere Menschen zuzugehen, war immer da, das würde ich jetzt so aus dem Ärmel ziehen wollen.“

Analyse der sexuellen Entwicklung

Das sexuelle Interesse richtete sich nach dem Ende der Latenz real und in der Phantasie auf Männer. Mit Mädchen und jungen Frauen beschäftigte er sich bis zum Alter von achtzehn/neunzehn Jahren/bis zur Tanzstunde nicht. Dass er sein homosexuelles Interesse von größeren Schuldgefühlen und bewussten Skrupeln frei halten konnte, mag damit zusammen hängen, dass die Tatsache, dass sein Großvater ihn mitnahm und dass die Männer, die er in der Umkleide beobachtete, keine Einwände gegen seine Anwesenheit

erhoben, von ihm so interpretiert wurde, als sei sein homosexuelles Begehren in Ordnung – zumindest für ihn als Pubertierenden. Die spätere Lektüre der BRAVO gab dieser Phantasie dann die Form eines gesellschaftsfähigen Arguments und legitimierte seine homosexuellen Aktivitäten im Nachhinein, indem sie in einen phasenspezifisch „normalen“ Kontext eingefügt wurden. Es bestand keine Notwendigkeit für ihn, sich als nicht normal, als anders, als homosexuell zu definieren.

Es dürfte für ihn wichtig gewesen sein, dass seine Frau über seine homosexuellen Neigungen Bescheid wusste. Er konnte sie so mit in die Ehe nehmen und als Teil seiner Identität behalten, ohne dass nach der vorehelichen Aussprache weiter darüber gesprochen werden musste. Er und seine Frau setzten – durchaus im Einklang mit damals gängigen Fachmeinungen – stillschweigend darauf, dass „es“ sich auswachsen würde, wenn er nur erst Geschmack am normalen heterosexuellen Verkehr gefunden hätte und dieser oft genug statt fände.

Die Ehe schuf einen Rahmen für erlaubte und häufige Sexualität. Dass sie ohne Trauschein keine Wohnung bekommen hätten, was der Proband als Grund für die Heirat angab, dürfte für die 70er Jahre in einer deutschen Großstadt eine Rationalisierung sein. Vermutlich wollte er verheiratet sein. Das gehörte dazu. In der Ehe kam dann außer dem Aspekt der Erlaubtheit noch hinzu, dass er seine Frau liebte. Er schlief gern mit ihr. Er wusste, je älter er wurde, dass es keineswegs allen Paaren gelang, ihre Sexualität aufrecht zu erhalten. Er fühlte sich nicht nur normal, sondern er war auch stolz auf sich kontinuierliches eheliches Sexualeben. Er und seine Frau waren dadurch etwas Besonderes. Dass seine Frau „etwas maskulin“ (I2: 9) war, sie „konnte auch kleiner Junge sein“ (ebd.), dürfte die Passung gefördert haben, wobei offen bleiben muss, in welcher Weise: war sie als

„Junge“ anziehend? Oder konnte er in dieser Paarung weiblicher sein? Oder beides?

Der häufige eheliche Sex dürfte dazu beigetragen haben, dass die homosexuellen Phantasien etwa vier Jahre lang im Hintergrund blieben, jedenfalls kaum agiert wurden. Der erste Besuch eines FKK-Strandes, gemeinsam mit seiner Frau, markierte die Notwendigkeit, diesen homosexuellen Neigungen wieder mehr Platz zu verschaffen. Er dürfte ihr Mitkommen als Einverständnis interpretiert haben, seiner homosexuellen Seite einen Platz in der Ehe zu verschaffen. Es ist schwer vorstellbar, dass dieses homosexuelle Interesse ohne Auswirkungen auf das eheliche Sexualleben bzw. die Beziehung zu seiner Frau blieb, selbst wenn er sich weitgehend auf voyeuristische Aktivitäten beschränkt haben sollte.

Eine Affäre seiner Frau führte im siebten Ehejahr zu einer Krise. Indirekt übernahm er dafür eine Mitverantwortung, indem er einen Psychiater aufsuchte, um zu prüfen, ob er seine Homosexualität loswerden könne. Musste er sein schlechtes Gewissen beruhigen, da er heimlich schon gewusst haben dürfte, dass sich die Homosexualität nicht auswachsen würde und er sie vielleicht auch gar nicht loswerden wollte? Hoffte er, vom Arzt sein „nichts-dafür-können“ bestätigt zu bekommen und damit entlastet zu sein? Er rang wohl um eine Haltung zu seiner Homosexualität, ohne sich aber schon bewusst mit seiner sexuellen Orientierung auseinandersetzen zu können. Er war damals Ende zwanzig.

Wenn die Heilung durch ehelichen Sex schon nicht geklappt hatte, was ohnehin eine zwiespältige Vorstellung gewesen sein dürfte, wollte er möglicherweise seiner Homosexualität einen ehrbaren Platz einräumen. Aber die Tatsache, dass er seinen homosexuellen Kontakten weiter

heimlich nachging, weist auf ein (fortbestehendes) schlechtes Gewissen hin. Damals war er überzeugt, dass keine Frau „das“ mitmachen würde, wenn er offen homosexuell würde leben wollen. Er selbst hätte das als Frau auch nicht toleriert. Man könnte sagen, seine internalisierte Homophobie war projektiv identifikatorisch bei seiner Frau untergebracht. Fast fünfundzwanzig Jahre später, nach der Trennung und noch einige Zeit nach seinen Besuchen in der Gruppe der Schwulen Väter konnte er sich vorstellen, dass eine Frau die homosexuellen Aktivitäten ihres Mannes tolerieren könnte. Aber zur Zeit seiner ersten Ehekrise war das noch unvorstellbar. Er hing an der Ehe und an seiner Frau, und so versöhnten sie sich und beschlossen, ein Kind zu bekommen. Für den Probanden war ein wesentlicher, wenngleich unausgesprochener Teil der Versöhnung die Bereitschaft seiner Frau, wieder – wie zu Beginn ihrer Beziehung – häufig mit ihm Sex zu haben.

Dies und die Liebe zu seinem Sohn ermöglichten es ihm, seine homosexuellen Wünsche so weit zu kontrollieren, dass sie seine Ehe für lange Zeit nicht gefährdeten. Nach der Geburt seines Sohnes im achten Ehejahr wurden die homosexuellen Wünsche noch einmal stärker. Klappen- und Schwimmbadbesuche nahmen zu, und er versuchte, es dabei zu belassen, sich auf diese Art „abzureagieren.“ Das war seine Art der Kontrolle und Ausdruck des Vorrangs, den er der Ehe einräumte.

Er hatte „nur Augen“ für seinen Sohn und verlor seine Frau wohl immer mehr aus den Augen. Die sozusagen reine Liebe ging von der Frau auf den Sohn über, das „animalische Begehren“, die „wilde und freie“ Sexualität wurde weiterhin in den anonymen homosexuellen Kontakten „abreagiert“ („Männer sind Schweine“ (II: 7)) Wahrscheinlich bemühte er sich immer weniger um seine Frau, auch wenn er sagt, beide hätten sich miteinander

zu wenig Mühe gegeben und zu wenig gesprochen. Da sie bis zur zweiten Affäre seiner Frau regelmäßig Sex miteinander hatten, dachte er oder wollte er glauben, ihre Ehe sei in Ordnung, ja sogar besser als die anderer Paare, und er fiel aus allen Wolken, als seine Frau im zwanzigsten Ehejahr zum zweiten Mal eine Affäre hatte und sich trennen wollte.

Er wollte die Scheidung nicht, vermochte sie aber bald als Geschenk zu sehen: er konnte jetzt ungehemmt Sex mit Männern und den Sohn für sich alleine haben. In einem Witz (ich würde dich wieder heiraten, du müsstest mir nur versprechen, nach zwanzig Jahren zu gehen) verwandelte er seine Wut über das Verlassenwerden in einen mit Entwertung gekoppelten Triumph. Bis heute ist er in regelmäßigem, wenn auch seltenem Kontakt mit seiner Frau und deren heutigem Mann, wobei er die Position des ausgeschossenen, aber heimlich wichtigen Dritten im ödipalen Dreieck einnimmt.

Noch mehr als fünfzehn Jahre nach der Scheidung sagte er im Interview, wenn die richtige Frau käme, dann könnte er sich auch erneut eine heterosexuelle Beziehung vorstellen, aber da will er sich selbst nicht kennen. Faktisch bemüht er sich nicht darum. Er hat seine heterosexuellen Kontakte „einschlafen“ lassen und ist fast nur noch über seinen Sohn mit der heterosexuellen Welt verbunden. Diese Verbindung aber ist ihm wichtig, und über sie sucht er eine Art räumlich konkrete Integration im Zusammensein mit anderen Männern, hetero- wie homosexuellen. Von Frauen ist dabei nicht die Rede, weder wenn er „Motto-Essen“ veranstalten will mit seinem Sohn, dessen Chef und homosexuellen Angestellten aus dessen Firma, noch wenn er sich für sein Alter eine Art „Community“ vorstellt, in der heterosexuelle und homosexuelle „Menschen“ zusammen leben (z. B. gemeinsam fernsehen und gemeinsam duschen). Wenn er

Menschen sagt, meint er Männer? Oder meint er, aus der Perspektive eines Kindes betrachtet, die erwachsenen Menschen, denen er bei ihren Verrichtungen zuschaut?

Geht es dabei um ein Offenhalten der Partnerwahloptionen? Geht es um eine Fixierung an die kindlich phallische Position? Oder geht es eher um ein integriertes Bild von Männlichkeit (etwa: ein Mann wie andere/heterosexuelle Männer zu sein und zugleich einer, der anders/homosexuell/mit mehr weiblichen Anteilen ist) als darum, als bisexueller Mann mit Männern und Frauen zu tun zu haben? Am ehesten scheint mir das Festhalten an einer Position kindlicher Unschuld zuzutreffen. Es erlaubt ihm, sich als bisexuell und eben nicht als homosexuell zu sehen und Schuld zu vermeiden, wie dies besonders in der Geschichte der vermiedenen homosexuellen Liebesbeziehungen deutlich wird.

Er „kann“ mit Frauen, sozusagen schwesterlich, aber er konkurriert zugleich mit ihnen bzw. versucht, so zu sein wie sie (so auch mit der Interviewerin, wo sein Versuch, sich als heterosexueller Galan zu präsentieren, fehl schlug und er sich stattdessen mit einem weiblichen Symbol, der Vase, präsentierte).

Möglicherweise ist er seit dem Auszug seines Sohnes mit der Frage seiner Männlichkeit beschäftigt. Mit dem Sohn zusammen hat er ein Männerpaar gebildet, in dem er die weibliche Rolle übernahm, während dem Sohn die rebellische Halbstarkeposition zukam, mit der der Proband identifikatorisch verbunden war. Die Geringschätzung klassischer Männlichkeit, wie auch sein Vater sie lebte, drückte sich darin aus, wie er die vom Vater ererbte Firma vernachlässigte, sodass sie in Konkurs ging. Das enthält wohl auch ein unbewusstes Element der Rache dafür, dass der

Vater ihn/das Künstlerische/das Weibliche an seinem Sohn nicht wertschätzen konnte. In der Erziehung seines Sohnes waren väterlich-triangeläre Prinzipien des Forderns und Begrenzens zwar nicht eliminiert, aber an die Ex-Frau delegiert (sie war es, die es nicht gut fand, wenn der Sohn die Erde im Schrebergarten mit Motoröl verseuchte).

Die Vater-Sohn-Beziehung, von der die Mutter als weniger wichtig ausgeschlossen ist, scheint das Ideal einer reinen Liebe gewesen zu sein. Aber sie hatte ihren Preis, der darin bestand, dass er seine Sexualität woanders, nämlich in der Szene unterbringen „musste“ – aber eben auch konfliktfrei konnte, denn er selbst nahm es nicht als Preis wahr, für ihn war es ein Glück, zwei Leben nebeneinander bzw. zugleich leben zu können. Eine Zeitlang schien es, als könnte er alles haben: die ideale Liebe (die exklusive Vater-Sohn-Beziehung) und die ideale Sexualität (viel wilder Sex mit jungen Männern, aber nicht personal bezogen). Dieses räumlich und zeitlich getrennte Nebeneinander von Sohnesliebe und „wahllosem“, unpersönlichen schwulen Sex löste das Nebeneinander von Ehe und gelegentlichem Klappen-Sex ab. Er konnte beides sein, der liebende Vater für seinen Sohn und der sexuell begehrte Vater für die jungen Männer in der Szene, so wie er vorher der ideale Ehemann und der promiske Schwule sein konnte.

Was fehlt, ist die Dreiheit. Bewusst verzichtete er auf eine Liebesbeziehung mit einem Mann, weil er seinem Sohn nicht zumuten wollte, der ausgeschlossene Dritte zu sein, und weil er selbst weder der ausschließende Dritte sein mochte noch der, der in eine innige Männerbeziehung einbricht. Seine Begründungen (die Scheidung der Eltern, als er bereits erwachsen war) erscheinen jedoch als Rationalisierungen. Das traumatische Dreieck muss wohl eher in einer

(negativ) ödipalen Konstellation gesucht werden, deren Konflikte nicht bewältigt, deren Schuldgefühle nicht akzeptiert werden konnten. Damals konnte er weder den Vater/den jüngeren Bruder noch die Mutter ausschließen. Aber er konnte dafür sorgen, dass nichts bzw. niemand sich zwischen seinen Sohn und ihn schob. Zehn Jahre lang hatte der Sohn zwar eine Freundin, aber die musste der Proband nicht ernst nehmen.

Dass sein Sohn seine große Liebe gefunden hat und eine Familie gründen will, freut ihn bewusst sehr, auch weil er sich auf Enkel freut, aber es stürzte ihn auch in eine Krise. Die Vater-Sohn-Beziehung war das Zentrum seines persönlichen Lebens, das er seither wiederherzustellen sucht (s. Motto-Essen). Seit der Sohn eine heterosexuelle Liebesbeziehung hat, womit er auf den zweiten Platz verwiesen ist - etwas, das er selbst seinem Sohn nie zumuten wollte - ist er mit seiner Einsamkeit konfrontiert und damit, dass er weder Freundschaften noch eine Liebesbeziehung hat. Das schmerzt ihn umso mehr, als sein Interesse an schnellem, anonymem Sex schwindet.

Er sucht nach Möglichkeiten, sein Leben und das seines Sohnes (erneut) zu verflechten, dabei in seinen Phantasien (die Community-Vorstellung fürs Alter) anknüpfend an seine Jugendzeit, die er zusammen mit seinem Großvater lustvoll unter erwachsenen, „richtigen“, sprich heterosexuellen Männern verbrachte. Jetzt hat offenbar in der inneren Welt des Probanden sein Sohn die Position eines erwachsenen Mannes zugewiesen bekommen, und er möchte in dessen Leben einen Platz haben. Dafür wäre er bereit, manifest homosexuelle Kontakte räumlich zu separieren, wie er es stets tat, und von einer homosexuellen Beziehung weiterhin nur zu träumen. Hinter einem vordergründig selbstbewussten Statement, der klassische Bisexuelle zu sein, schimmert die Ablehnung von Homosexualität, die Notwendigkeit,

diese zu verstecken, kaum verhüllt durch - wie in der Schluss-Szene mit mir pointiert deutlich wird. Da gab er mir seine Visitenkarte mit der offiziellen Homepage, um darauf eine weitere Homepage handschriftlich zu notieren, auf der auch Fotos von „Jungs“ zu sehen seien. Die erste trug das Wort ‚Kunst‘ im Namen, die zweite das Wort ‚Eros‘. Ich sollte – wie schon seine Ehefrau - um beides wissen bzw. wissen, wohin ihn Eros zog, aber so tun, als teilte ich seine Idee von sich selbst.

II Der feine Herr, Jg. 1934

1. Interview am 31. 7. 06; 2. Interview am 19. 9. 06;
Auswertung im November 07; autorisiert am 21. 9. 10

Szenischer Kontext

Dieser Proband kam über „Rubicon“ zu mir. Das Gespräch erinnere ich als angenehm. Er sprach reflektiert und wählte seine Worte mit Bedacht. Mit seinem Sprechtempo strapazierte er etwas meine Geduld, aber das schrieb ich der Zwanghaftigkeit des Alters zu (er war 72 Jahre alt). Das Markanteste für mich war, dass ich unter einem starken Vorwurfsdruck stand, den ich nicht immer unter Kontrolle halten konnte (etwa: wie konnte er seinen ersten homosexuellen Partner so mies behandeln!), und dass der Proband mir versicherte, dass seine Geschichte, wenn er sie – wie jetzt - jemanden erzähle, vielleicht elend und schwierig klinge, aber das sei nicht so. Er habe ein „lebenswertes“ und „glückliches“ Leben geführt. Das glaubte ich ihm auch, aber wieso durfte es niemals elend und schwierig gewesen sein, zumal er doch auch als ganz kleines Kind den Tod seiner Mutter und später die Flucht aus Ostpreußen hatte mitmachen müssen?

Leider ist ein großer Teil seiner Lebensgeschichte, darunter der frühe Tod der Mutter und die Lebensretterepisode mit dem Vater (möglicherweise war dies Inhalt der frühesten Kindheitserinnerung, die ebenfalls im Datensatz fehlt) nur noch vage in meinem Gedächtnis. Ich weiß nicht einmal mehr, warum ich nicht sofort ein Gedächtnisprotokoll angefertigt habe, um möglichst viel von den Informationen zu retten. Ex post kommt es mir stimmig vor, dass so viel verloren gegangen ist, unwiederbringlich. Vordergründig wegen eines „defekten Bandes“, aber ich hatte eben auch nicht sofort versucht zu retten, was zu retten war, sodass der später angefertigte Nachtrag nur wenige Informationen enthielt, vor allem zu seiner „einzigen großen Liebe“.

Ich erinnere mich an mein Schuldgefühl und ein lang anhaltendes tiefes Gefühl der Niedergeschlagenheit angesichts meines (technischen) Versagens, dessen Intensität mich verwunderte, das sich aber erst milderte, als der Forschungssupervisor meinte, das komme ständig vor bei Bandaufzeichnungen von Interviews. Etwas von der Schwierigkeit, traumatische Erfahrungen (früher Verlust der Mutter, später Flucht und Verlust der Heimat) wiederzugeben, schimmert hier durch. Dies ist natürlich ein Versuch der nachträglichen Sinngebung. Zunächst war es einfach verstörend.

Ich erinnere mich nicht mehr, warum wir nicht sofort einen Termin für ein 2. Interview machten, aber der Proband war einige Zeit für mich telefonisch nicht erreichbar. Als ich ihn schließlich erreichte, war er grade aus dem Urlaub zurückgekehrt und hatte seinen Sohn zu Besuch. Er kam zum 2. Interview quasi mir zu Gefallen. Und er wollte, als er einmal da war, etwas richtig stellen. Mir schien, als wollte er, dass ich alles genauso sähe wie er. Er entfaltete jedenfalls einen enormen Druck, den ich

möglicherweise auch wegen meiner Schuldgefühle (ihm gegenüber so sehr vorwurfsvoll gewesen zu sein) zu ertragen bereit war. Ich spielte mit, ohne genau zu wissen, welches Spiel wir gemeinsam spielten. Die Schuldgefühle, die ich bei ihm vermisste, hatte ich selbst. Wenn dies ein Hinweis auf projektive Identifizierung war, bekam ich eine Ahnung davon, wie heftig seine Schuldgefühle gewesen sein mussten und wie viel Mühe er gehabt haben musste, sie loszuwerden.

Das Narrativ

Der feine Herr sagt von sich, er habe „nicht gewusst [...] oder nicht genau gewusst [...], was mit mir los ist.“ (III: 1) Er wuchs „ohne das Bewusstsein [auf], dass ich nun primär mich zu Männern hingezogen fühlte“. (ebd.) Es gab ja auch „hundert andere Freundschaften mit Mädchen, die aber nie zu mehr führten als bestenfalls zu irgendwelchen Knutschereien.“ (ebd.) Er bezeichnet es als typisch für seine Generation, dass „[...] Dinge, die es nicht geben durfte, über die man nicht sprach, die existierten praktisch nicht.“ (ebd.) „dieses schwul als Schimpfwort hab ich noch nicht mal als Kind erlebt.“ (ebd.) Dies alles - es sind die ersten, spontanen Sätze des Interviews - soll erklären, warum er in seiner Jugend und als junger Erwachsener nicht wusste, was für ihn später so eindeutig und klar war, dass er nämlich schon immer homosexuell gewesen sei.

Einfache Fragen zeigen, wo und wie die Risse in seinem Narrativ gekittet werden: „also befreundet war ich eigentlich nur mit jungen Männern.“ (ebd.) Nach der Flucht seiner Familie gegen Kriegsende, da war er elf Jahre alt, und nach der Niederlassung in Westfalen „hab ich dann dieses andere Leben geführt in einer netten Gemeinschaft, evangelische Gemeindejugend nannten wir uns, ganz wunderschöne Zeit verbracht.“

(ebd.) Er war damals dreizehn Jahre alt. „Ich fühlte mich damals schon tatsächlich hingezogen zu dem einen oder anderen.“ (ebd.) Sexuelle Kontakte gab es keine, weder zu Jungen noch zu Mädchen. Das blieb auch im Studium und nach dem Studium so. Selbst als er nach dem Studium zu einem jungen Mann „ein sehr enges Verhältnis aufzubauen [versuchte], der das aber irgendwie gespürt hat und dann abgeblockt hat“ (III: 2) – selbst da „war mir das nicht bewusst“. (ebd.) Bewusst strebte er keine sexuelle Verbindung mit einem Mann an, auch keine Beziehung. Als ein junger Mann, „der mir hunderttausend Geschichten von seiner Freundin erzählt hat und das merkwürdige Bedürfnis hatte, bei mir in meinem Zimmer zu übernachten, ohne dass irgendwas Sexuelles passierte. [...] und das sogar ein zweites Mal tun wollte, “ (III: 2) hätten seine Wirtsleute „mir regelrecht gesagt, [...] dass sie das wohl eigentlich nicht so gerne hätten, dass hier zwei Männer übernachten.“ (ebd.) In derselben Zeit bekam er auch Besuch von zwei jungen Damen, „die gerne mit mir zusammen waren. Ich bin dann in keiner Weise darauf zurückgekommen, ich glaub’, ich hab die mal gedrückt und ein Küsschen gegeben oder so, aber ... also lange Rede, kurzer Sinn, [...] in der ganzen Zeit ist mir ehrlicherweise nicht bewusst geworden, dass eigentlich meine Orientierung eine andere ist.“ (III: 2). „Ich hab mir keine großen Gedanken gemacht.“ (ebd.) Das findet er heute nicht leicht zu verstehen, aber tatsächlich habe er mit 29 Jahren „ganz naiv geheiratet.“ (III: 1) Er schildert sich so, dass er unschuldig und passiv war, *in der traditionell Mädchen zugeschriebenen Position*, und dass die Anstöße von außen, von anderen kamen. Seine Frau sage heute, „dass ihr etwas gefehlt hat.“ Er hält dagegen, dass er sich „einbilde, kein schlechter Ehemann zu sein [...] bis hin in die letzte Phase, eigentlich so der, bilde ich mir sogar ein, aktivere war [in der Sexualität].“ (III: 3) Wie

sich wenige Interview-Minuten später auf Nachfrage herausstellt, ist das eine Selbsttäuschung, jedenfalls bezüglich der Sexualität und wenn er mit „bis hin in die letzte Phase“ die Zeit bis zu seinem Outing meint. Wenn er aber die Zeit bis zum ersten Klappenbesuch (circa vier Jahre vor seinem Outing) meint, stimmt es möglicherweise; denn nachdem er in seine zweite Pubertät gestartet war, er zögert mit der Antwort, „das weiß ich nicht mehr genau, [...] kann ich mich nicht erinnern. Aber es war schon sehr, es war eigentlich nicht, ich möchte sagen, es war gar kein Kontakt mehr.“ (II1: 7) „Schwierigkeiten in unserer Ehe, die wir durchaus hatten, kamen, meines Erachtens eher von einer anderen Seite, dass ich generell für meine Frau, wie sie sich auch mal ausgedrückt hat, nicht so der richtige Mann war.“ (II1: 3) Einmal habe sie sogar voller Wut und vor seiner Schwiegermutter gesagt, er sei „kein richtiger Mann.“ (ebd.)

Er war so „um die vierzig“ (II1: 4), als er sich auf einer Klappe von einem Mann genital berühren ließ, sofort weg lief, aber fortan wusste, „das ist es.“ (II1: 3) „Ich war so aufgeregt, das war so eine wahnsinnige Neuigkeit. Wie, das betrifft dich? So bist Du? Das darf doch nicht wahr sein!“ (II1: 4) Es begann seine „zweite Pubertät.“ (ebd.) Er versuchte nur noch, „viel mit Männern zusammen zu kommen“, (ebd.) hauptsächlich auf Klappen („auf die gleiche Art und Weise“ (II1: 5)) oder per Blickkontakt auf der Strasse. Heute ist er froh, dass es damals noch kein Aids gab, denn „ich war also nur noch auf die Befriedigung dieser ganz neuen Gelüste aus.“ (ebd.) Er verspätete sich zuhause, er log seine Frau an, er kam „in Situationen, die ich überhaupt nicht wollte. Ich war so gerne Familienvater, [...] trotz aller Schwierigkeiten hätte mich nichts auf der Welt veranlasst, die Ehe aufzugeben. Ich hab wirklich versucht, alles dafür zu tun, ich war so richtig

bewusst und ehrlich treu verheiratet. Meine Frau hätte ich natürlich niemals mit einer anderen Frau betrogen, bis heute nicht.“ (ebd.) Es sagt dies ohne jede Ironie. Er „war nicht wenig erfolgreich im Beruf, [...] hab auch ganz gut verdient.“ (ebd.) „Ich war ein guter Ehemann, (*das sagt er vier Mal auf einer Seite*) in jeder Hinsicht, [...] das sage ich ohne Scheu. Ich hab gearbeitet, ich habe zuhause geschafft [...]. [...] ich war zentriert auf alles, was die Familie angeht, ich hatte keine Hobbys nebenbei [...] ich bin nicht mal joggen gegangen alleine. Ich hab alles gemeinsam gemacht. Ich glaub, ich war ein guter Ehemann. Und ich war ja auch sexuell in der Lage, mit meiner Frau zusammen zu leben, weil ich das irgendwie gar nicht anders kannte. Obwohl sie diese Aussage gemacht hat.“ (II1: 5, 6) Er ist ehrlich überzeugt, dass er ein braver Ehemann war, seiner Frau treu ergeben. „Ich vermag nicht zu sagen, was der eigentliche Grund war [für die Eheschwierigkeiten], möglicherweise [...] diese Dinge [...] mit diesem [...] kein richtiger Mann.“ (II1: 5). Dass es durch ihn selbst Eheprobleme gegeben, dass er sie mit seiner „zweiten Pubertät“ gar ausgelöst haben könnte, darum weiß er, er leugnet aber die Bedeutung dieser Tatsache. Auf Nachfrage, wie seine Ehe nach dem Beginn seiner zweiten Pubertät war, sagt er, „dass unsere Schwierigkeiten, unsere Auseinandersetzungen zunahmen. Besonders dadurch, dass ich mich nun so anders verhielt. [...] recht unklug.“ (II1: 6)

Die erste Phase seines homosexuellen Lebens bis zum „Zusammenbruch“ (II1: 7), als bei ihm Tripper diagnostiziert wurde, sei relativ kurz gewesen (tatsächlich waren es zwei bis vier Jahre). Die Ankündigung der Hautärztin, seine Frau zu informieren, nennt er einen „Glücksfall“ (ebd.). Sie war der Anstoß für sein Coming-out. Seine Frau habe „alles andere als gefasst“ (ebd.) reagiert und gleich die „ganze Verwandtschaft informiert

und die Kinder aufgeklärt“ (ebd.) Seine Kinder waren damals acht (Sohn) und zwölf (Tochter) Jahre alt, er selbst 42 Jahre alt. Die Ehefrau verlangte seinen Auszug. „das hat mir nicht gefallen. Das hab ich dann nicht gemacht[...]. Ich wollte nicht weg, ich wollte nicht von der Familie weg. [...] der Gedanke an Scheidung oder Trennung war etwas, [...]. [...] ich hatte regelrecht Angst davor, das wär ein wahnsinniger Einbruch, ich wollte nicht allein leben, ich wollte von meiner Frau und den Kindern nicht getrennt werden.“ (II1: 8)

Er fühlte sich vollkommen hilflos, was er in Zusammenhang bringt damit, „dass Leute wie ich damals derart hilflos, [...] ohne jede wesentliche Information dastanden.“ (ebd.) Er suchte Beratung in der Szene, u. a. bei den Schwulen Vätern.

Er nahm sich zwar auf Druck seiner Frau ein Zimmer in der Nähe des ehelichen Hauses, blieb aber weiter zuhause wohnen. Für ihn war das „ein sehr elendes, bescheidenes Zimmer, sehr billig, sehr einfach.“ (ebd.) In dramatischen Worten schildert er, wie ihn seine Ehefrau einmal mit „Vorwürfen“ (II1: 9) am, wie er fand, wohlverdienten Schlaf im Ehebett hinderte und er sich schließlich ein paar Straßen weiter in sein Zimmer flüchtete, „elend, aber nicht wissend, was ich machen soll.“ (ebd.) *Im Hintergrund schimmert die Erfahrung von Vertreibung und Flucht durch.*

In dieser Situation lernte er auf der Strasse einen Mann kennen, der sich sofort in ihn verliebte, seine Frau verließ und zu dem und dessen kleiner Tochter der Proband zog, wo er „sozusagen mit offenen Armen aufgenommen“ (ebd.) wurde und fortan „so ´ne Art zuhause war.“ (ebd.) Er habe das „gerne angenommen, weil´s auch mir so entgegen kam.“ (ebd.) Den Mann habe er nicht geliebt, er betont das mehrfach, blieb aber elf Jahre mit ihm zusammen, bis dieser den Probanden wegen dessen

ständiger sexueller Untreue verließ. Auch hier suggeriert der Proband, dass ein mindestens ebenso großes Problem die gewaltige Eifersucht seines Partners und dessen anklammerndes, kontrollierendes Verhalten gewesen sei.

Mit seiner Frau gab es „ein jahrelanges schreckliches Hin und Her.“ (II1: 10) Weder er noch seine Frau hätten „eine Entscheidung ernsthaft ins Auge gefasst. Ich wollte das nicht. Sie wollte das nicht. Wir haben beide eigentlich immer noch geglaubt, es gebe noch einen Weg.“ (ebd.) Er spricht von der „Ur-Verbundenheit“ (ebd.) zwischen ihnen. „Dieses seelische Verbundensein mit meiner Frau, der Familie, den Kindern, habe ich einfach nicht ablegen können.“ (ebd.) *Ich denke an die Mutter, die er so früh verlor.* Er habe das „im Endeffekt viele, viele Jahre hinausgezögert.“ (ebd.) Heute, nachdem er selbst die Position des einseitig Liebenden kennt, halte er es für selbstverständlich, dass sein langjähriger Partner „eifersüchtig bis hin zu Handgreiflichkeiten“ war. (ebd.)

„Wenn da ein hübscher junger Mann auftauchte, [...] dann hat mich das verrückt gemacht. Ich, ich fühlte mich dann wieder in, in geradezu die allererste Zeit nach dem Coming-out versetzt. Ich hab mich verrückt gemacht.“ Er habe „dann versucht, Kontakt zu bekommen, hab das natürlich auch erreicht, hab ganz flüchtige Kontakte gehabt, sexuelle Kontakte, mehr nicht.“ (II1: 11) Er beteuert, „dieses Triebhafte, dieses Neue, immer noch nicht Bewältigte [...] mit dem bin ich im Grunde nicht fertig geworden.“ (ebd.)

Bezüglich seines ersten langjährigen Partners hatte er in seinem eigenen Erleben „keine Wahl“ (ebd.), dieser „hat mich gewissermaßen gepackt und im richtigen Moment so ganz für sich, so empfind ich das heute noch, so beschlagnahmt, ja, so besetzt.“ (ebd.) Er konnte dies aber auch nicht

zurückweisen, teils „aus Bequemlichkeit“, (II1: 12) und N. „hat mich mit allem, was ich so brauchte und was im Moment notwendig war, aufgenommen, und das hab ich angenommen. [...] Ich fühlte mich nicht schlecht dabei. [...] ich wurde ja umsorgt.“ (ebd.) *Spielt hier das Bild der Stiefmutter, die ihn versorgte, die er aber nicht liebte, eine Rolle?*

Das tue ihm heute leid, sagt er mehrfach, und es stehe im Widerspruch zu seiner Ethik. Er „möchte aber für mich in Anspruch nehmen, dass es auch nicht leicht war, mit dieser Situation fertig zu werden.“ Er sei „über mein Vermögen hinaus gefordert“ gewesen und habe „eigentlich so die Orientierung verloren.“ (ebd.) *Die Überforderung stammt, jedenfalls in ihrer Intensität, vielleicht eher aus der Zeit, als er seine Mutter verlor, eine Stiefmutter bekam und aus der Zeit der Flucht und Entwurzelung.* Es war so, „dass ich mein eigenes, momentanes Dasein organisieren musste, und das wurde durch den N. mehr oder weniger sehr leicht organisiert.“ (ebd.) Dieser habe ihm alles leicht gemacht. „er war so ein richtiger Hausmann.“ (ebd.) Und „es war geradezu so, dass ich dumm gewesen wär, [...] es gab keinen Grund, das von mir zu weisen.“ (II1: 13)

Sein „elendes Zimmer“ behielt er „in der Hinterhand“ (ebd.), und bei Auseinandersetzungen sei er immer mal wieder „ausgerückt.“ (ebd.) „Dann ist er mir nachgekommen und hat mich wieder geholt. Ich bin auch gerne wieder zurückgegangen.“ (ebd.) Sie führten, „immer mit seiner kleinen Tochter zusammen“ (ebd.), ein soziales Leben, „ein ganz normales Leben“ – nur dass er sich „partout nicht scheiden lassen wollte, er [sein Partner] längst geschieden war. Und im Grunde krankte unser Verhältnis daran, dass ich nicht hundertprozentig, weder gefühlsmäßig, noch willensmäßig zu ihm stand.“ (ebd.)

Sein Partner war ihm „absolut treu“ (II1: 14), da ist er sicher, während er selbst weiter „heimliche Kontakte zu anderen Männern suchte.“ (ebd.) Inzwischen war er, als sein siebzehnjähriger Sohn Schwierigkeiten mit seiner Mutter hatte, mit diesem in eine gemeinsame Wohnung gezogen. Als er von einer längeren Dienstreise nach Südafrika zurückkam, trennte sein Partner sich von ihm, wegen notorischer Untreue.

Später lernte der Proband 57jährig in Südafrika seine „einzige und große Liebe“ (II2: 2) kennen, einen „Coloured“. Er beschreibt ihn als einen Mann, dessen „Schönheit atemberaubend“ sei, der „so einen sanften und netten, freundlichen Charakter“ habe und ein „sehr liebenswerter Mensch“ (II2: 3) sei. „Ich hab dann alles getan, auch mit Erfolg, ihn hier nach Deutschland zu bekommen. Ich drück das mal so aus. Und er hat es letztendlich auch gerne gemacht, hat eingewilligt, hier noch mal ein Zusatzstudium anzufangen. Er hat hier die Aufnahmeprüfung gemacht und hat mit mir zusammengelebt, was nicht einfach war.“ (ebd.) Der Altersunterschied betrug 35 Jahre, er war mithin so alt wie sein Sohn. In Südafrika hatte der junge Mann „im ersten Studium bei großem Opfer seiner Eltern versagt.“ (ebd.) Dies wiederholte sich in Deutschland. Aus der Neigung zum Alkohol sei eine Sucht geworden. Er habe alles getan, eine Entziehungskur organisiert, einen Therapieplatz besorgt. Er ließ sich scheiden, wollte sich sogar verpartnern lassen, wovon ihn seine Freunde nur mühsam hätten abhalten können. Insgesamt zwölf Jahre lebten sie zusammen, zuerst monogam, aber als die Schwierigkeiten größer wurden, spätestens nach der gescheiterten Kur, die für den Probanden eine große Enttäuschung war, begann dieser wieder, kurze sexuelle Begegnungen mit anderen Männern zu suchen, ohne dass sich an seiner Liebe subjektiv etwas änderte. „Ich habe alle Schwierigkeiten überwunden, weil ich, weil

ich, weil ich so eindeutig und so erstmalig und so klar und so, so ohne, so mit aller, so gut motiviert war.“ (ebd.) Schließlich habe er ihn – zwei Jahre vor dem Interview - wieder „zurückgeschickt“, was für ihn wie ein gewaltsames, schmerzhaftes Losreißen war. Er ist nach wie vor in losem e-mail-Kontakt mit ihm und weiß, dass es seinem Ex-Partner in Südafrika nicht gut geht. Er habe bis heute nicht wieder Fuß gefasst.

Seither hatte er keine feste Partnerschaft mehr, nur unverbindliche sexuelle Kontakte.

Er legt Wert auf die Feststellung, dass er sein Leben „in der Rückschau als ausgesprochen lebenswert und glücklich verlaufen“ betrachte. [...] dass ich das bisher gelebt habe, was man ein erfülltes Leben nennen kann, dass ich dankbar und sehr, sehr zufrieden zurückschauen darf.“ (II2: 1). Er hat die Sorge, dass „die Aufzählung aller dieser Dinge, die nicht so ganz leicht waren bzw. einem ordentlichen, normalen [...] Lebenslauf so, so fremd sind, dass die den Eindruck vermitteln können, ich müsste also ständig unter Stress gestanden haben und, und nie irgendwie zur Ruhe gekommen sein.“ (ebd.) „Ich bin mit der Erkenntnis meiner, meiner wahren Identität eigentlich so zur Ruhe gekommen.“ (ebd.) „Ich hab oft gedacht, du gehörst eigentlich damit zu den Menschen, die erst in ihrer zweiten Lebenshälfte zu so einem gleichmäßigen, schönen Lebensgefühl kommen. Ja, die erst da richtig intensiv leben.“ (II2: 2)

„Der Abschnitt vorher war so ein Sturm und Drang und eigentlich nicht wissen, und eigentlich nicht genau wissen, wo geht es hin.“ (ebd.)

An dieser Stelle des zweiten Interviews fällt ihm eine Erinnerung aus der letzten Zeit mit seinem langjährigen Lebensgefährten ein, „ein Ereignis, dass ich beinahe in Portugal im Atlantik ertrunken wäre, was ich vom Ereignis her so als, als, Beginn einer, eines zweiten Lebensabschnitts sehe,

aber das ist nun sehr persönlich.“ (II2: 2) Damals war er selbst ca. 55jährig und die Tochter seines Lebensgefährten ca. acht oder neun Jahre alt war. Er und das Mädchen, sie seien beide raus geschwommen, auf einer Sandbank von einer Welle „weggespült“ (ebd.) worden, „und wir gerieten dann, jeder für sich, in einen Sog und kamen da nicht heraus, obwohl ich ein ganz guter Schwimmer bin [...].“ (ebd.) In letzter Minute seien beide, er von einem Surfer, gerettet worden.

Er habe oft darüber nachgedacht, „was ich danach alles noch erlebt habe“ (ebd.) – vor allem „meine große Liebe, meine einzige und große Liebe“ (ebd.) – verloren, dann glücklich wieder gefunden, dann wieder verloren. Er hatte den Mann auf einer Dienstreise, am Vorabend vor dem Rückflug, kennen gelernt und nur wenige Stunden mit ihm verbracht. Ein Brief dieses 35 Jahre jüngeren Mannes ermutigte ihn, einfach wieder hinauszufahren und ihn zu suchen, „ohne die Gewissheit, dass ich ihn überhaupt antreffen werde. Ich hab ihn dann angetroffen, mehr oder weniger, ein sehr glücklicher Zufall.“ (ebd.)

Die früheste Kindheitserinnerung fehlt, weil das Band defekt war und ich sie nicht protokolliert hatte.

Analyse der sexuellen Entwicklung

Der Proband konnte sein sexuelles Interesse für Männer lange in der Schwebe halten, er dachte einfach nicht bewusst darüber nach. Unterdessen konnte er seit der Pubertät konfliktfrei seine homosexuelle Neigung in einer kirchlichen Jugendgruppe unterbringen und sublimiert leben, da es eine fast reine Jungengruppe war, in der er sich sehr aufgehoben, ja geborgen fühlte und eine glückliche Jugend verbrachte. Offenbar half ihm dabei auch, dass sein Triebdruck damals nicht so groß

war wie später. Er war aber auch zufrieden mit dem, was ihm da an Zusammensein und gemeinsamen Aktivitäten mit anderen Jungs geboten wurde. Er onanierte, vermisste aber keine sexuellen Handlungen mit anderen. Das könnte damit zu tun haben, dass nach frühem Tod der Mutter und dem Verlust der Heimat mit anschließender Entwurzelung in der Fremde für ihn Wünsche nach Geborgenheit und Zugehörigkeit im Vordergrund standen. In der Jungengruppe konnte er im Schoß der Kirche und zugleich unter Peers seine Männlichkeit stärken und unbewusst wohl auch sein homosexuelles Verlangen auftauchen lassen. Es nahm zunächst wohl nur in seinen homosexuellen Onanie-Phantasien Gestalt an, über die er bewusst nie nachdachte.

Dass er parallel ein weibliches Handwerk lernte, stärkte ihn - durch Integration seiner weiblichen Identifizierungen - in seiner männlichen Identität. Insgesamt konnte er sich normal und richtig fühlen, denn er interpretierte das Interesse der Mädchen, mit denen er sich aus einer identifikatorischen Position heraus gut verstand, an ihm als Zeichen dafür, dass er so normal sei wie andere Jungen. Dass ihn Mädchen sexuell nicht reizten, dem wollte er keine Bedeutung beimessen, wodurch es ihm gelang, sich vor inneren Konflikten bezüglich seiner sexuellen Identität zu schützen. Sich in einer gesellschaftlichen Außenseiterposition wieder zu finden, wäre für ihn als früh mütterlosem und später heimatlosem Kind existentiell bedrohlich gewesen.

Sein Ingenieur-Studium dürfte er einerseits zur Stärkung und Integration männlicher Identifizierungen genutzt haben und zugleich als Moratorium hinsichtlich Partnerwahl. Nach dem Studium jedoch versuchte er (vergeblich), mit einem jungen Mann eine engere Beziehung aufzubauen. Faktisch testete er die Möglichkeit einer homosexuellen Beziehung, ohne

sich bewusst darüber Rechenschaft abzulegen. Als auch der zweite Versuch scheiterte (seine Wirtsleute stellten sich dazwischen), dürfte ihm klar geworden sein, dass ein gesellschaftliches Tabu berührt war und dass er mit einer homosexuellen Beziehung riskierte, ein Außenseiter zu werden. Es war um 1960 herum. Er fügte sich und verleugnete seine noch gar nicht bewusst registrierte homosexuelle Veranlagung so radikal, dass sie nicht mehr im Bewusstsein vorhanden war. Er, damals Ende zwanzig, heiratete und tat, was andere Männer auch taten. In (s)einer eigenen Familie zu leben und ein guter Ehemann zu sein, Kinder zu haben, genug Geld für die Familie zu verdienen, ein Haus zu bauen und seinen ehelichen Pflichten nachzukommen, all das war auch gut, weil es seine gesellschaftliche Integration und seine Position als Mann garantierte.

In der Lebensmitte und als sein Sohn im ödipalen Alter war, kam mit Macht die Wiederkehr des Verdrängten. Er suchte eine öffentliche Toilette auf, von der er bewusst nicht ahnte, dass es eine Klappe war, nahm sofort die irgendwie andere Atmosphäre wahr, blieb, ließ sich von einem Mann genital berühren und lief dann voller Erregung fort. Danach wusste er mit verwirrender Klarheit, dass er homosexuell war - „das ist es!“ – und stürzte sich in seine „zweite Pubertät“. Es war in den 70er Jahren, nach der Aufhebung der Strafbarkeit von Homosexualität unter erwachsenen Männern und noch lange vor AIDS. Für ihn war es so, dass er etwas hinzugewonnen hatte, sich bereichert fühlte. Über die Konsequenzen wollte er nicht nachdenken, da eine Trennung von der Familie für ihn extrem bedrohlich war. Er begann ein Doppelleben. Zuerst ging er ein paar Jahre (bis zur Tripper-Diagnose) seiner Frau fremd, dann elf Jahre lang seinem Lebensgefährten. Er verteidigte seinen Platz und sein Lebensmodell Familie (in der hetero- wie auch in der homosexuellen

Variante) mit entschiedenem passivem Widerstand. So verschaffte sich jeweils für Jahre die Sicherheit eines Zuhauses, in dem er geliebt und versorgt wurde, nur dass er fortan nicht mehr die Erwartungen erfüllte, sondern gegen sein Über-Ich rebellierte. Dass sowohl seine Ehefrau wie auch sein erster Lebenspartner mitspielten, muss ihn in der Richtigkeit seiner Entscheidung bestärkt haben. Aber es war ihm lange Zeit nicht möglich, einen Mann zu lieben. Die homosexuellen Kontakte blieben anonym, flüchtig, zahlreich. Das schien nicht anders vorstellbar.

Lange Zeit lag seiner unbewussten Überzeugung nach das Gesetz des Handelns bei den Anderen, nicht bei ihm selbst. Er selbst reagierte nur und hatte nicht die Wahl: Die Wirtsleute verhinderten die Übernachtung eines Freundes bei ihm; die Ehefrau sagte, er sei kein richtiger Mann; die Gesellschaft ließ in den 70er und 80er Jahren Männer wie ihn im Stich; der erste Partner hatte ihn sich geradezu gekrallt und holte ihn immer wieder zurück. Auch die Homosexualität fiel ihm quasi von außen zu. Sicher, sie war ein großes Glück für ihn. Von da an wusste er, dass er homosexuell war, schon immer. Aber die Initiative ging in seiner Phantasie von einem anderen Toilettenbenutzer aus, nicht von ihm, der diese Toilette aufsuchte und dort blieb, als er die andere, die Klappenatmosphäre wahrnahm.

Es spricht Vieles, auch die Über-Ich-Übertragung auf die Analytikerin, dafür, dass diese Haltung der Entlastung von Schuldgefühlen diene (vielleicht war seine Ehefrau wie seine Stiefmutter seine Retterin gewesen und er fühlte sich undankbar, sie nicht so geliebt zu haben). Es ist eine Geschichte des „Ich kann doch nichts dafür!“ Sie verweist auf seine damals noch fehlenden Fähigkeiten, sich zu trennen, die damit verbundene Trennungs-Schuld zu tragen und einen Menschen eigener Wahl zu lieben

und zu begehren. Sie ist vielleicht auch darauf zurückzuführen, dass die erste traumatische Trennung seines Lebens (der Tod der Mutter) ihn tatsächlich viel zu früh traf. Er hatte sie passiv hinzunehmen und war gleichzeitig darauf angewiesen, versorgt und geliebt zu werden, vom wem auch immer, und passte sich den Menschen (der Stiefmutter) und später (nach der Flucht) der Umgebung an, auf die er existentiell angewiesen war. Im Nachhinein geschah die subjektiv entscheidende Wende in seinem Leben nicht in seiner homosexuellen Initiation, sondern in seiner Rettung vor dem Ertrinken, die ihm die große Liebe ermöglichte. Nachdem er diese (wieder)gefunden hatte, entwickelte der Proband ein neues Narrativ, das ihn wie Phönix aus der Asche erstehen ließ. Das Mädchen dürfte in der Rettungsgeschichte auch für ihn selbst stehen, der etwa im selben Alter die lebensbedrohliche Flucht über das Wasser der Ostsee (auch dank der Hilfe des Vaters, wenn ich es recht erinnere) überlebte. Als Erwachsener wird er selbst von einem wahrscheinlich jungen Surfer gerettet. Der Lebensrettung folgt in diesem Mythos die erfüllte homosexuelle Liebe. Mit Donald Meltzer können wir davon ausgehen, dass in der hymnisch beschriebenen Schönheit und Sanftheit an eine frühe Objekterfahrung aus der Zeit vor der Getrenntheit unbewusst wieder angeknüpft wurde: *On revient toujours a ses premiers amours*. Darüber hinaus dürfte die tiefe Befriedigung, die er aus dieser Liebesbeziehung zieht, in der Phantasie wurzeln, dass es ihm gelungen ist, die Liebe des Vaters zu erringen. Eine Zeitlang fielen nun Liebe und Begehren zusammen. Für den Probanden, der innerlich beide Positionen besetzte, Vater und Sohn, war es viele Jahre das vollkommene Glück. Wie im Tod in Venedig endet es tragisch, aber mit der Gewissheit, nicht am Scheitern der Liebe, nicht an der Trennung (in seiner Kindheit) schuld zu sein. Die Tilgung dieser unbewussten, psychogenetisch

bedingten Schuldgefühle machte es vielleicht erst möglich, die Verantwortung für die Trennung von seiner Ehefrau zu übernehmen und ihr nach der Scheidung die Hälfte der Rente zu überlassen. Dass er den Mann an seiner Seite als Individuum mit möglicherweise anderen, von den Vorstellungen des Probanden abweichenden Wünschen nicht zusehen vermochte, was zum Scheitern der Beziehung beigetragen haben dürfte, kann der Proband nicht realisieren.

III Der Argonaut, Jg. 1939

1. Interview am 2. 8. 06; 2. Interview am 9. 8. 06; Auswertung im Januar 08

Szenischer Kontext

Er kommt, weil ihn eine Freundin auf das Inserat in der Zeitung aufmerksam gemacht hat. Ich wollte ihm einen Termin vor meinem letzten Patienten geben, aber das will er nicht, da hat er die Vorstellung, dass ich unter Druck bin oder dass jemand klingelt, um den ich mich dann kümmern muss. Da ich schon einen Supervisionstermin für das 1. Interview mit ihm habe, verschiebe ich sinnetwegen den Patienten.

Er kommt dann fast zehn Minuten zu spät (er ruft eine halbe Stunde vorher an) und begrüßt mich vorwurfsvoll, „das wird für mich ein teurer Ausflug hierher, ich bin nämlich geblitzt worden“ - als sei es meine Schuld, dass er auf dem Weg zu mir zu schnell fuhr.

Er erzählt teils zwanghaft, teils „fabulierend“, so als hätten wir Ewigkeiten Zeit. Ich kann ihm diesen Raum schwer lassen, gerate bald unter Druck, fürchte, dass wir nicht zu dem kommen, was mir wichtig ist, höre ihm nicht mit dem „dritten Ohr“ (Reik) zu. Er merkt das und bietet mir nach

circa fünfzehn Minuten an, mir die Notizen zu geben, die er in der Nacht vor dem Interview gemacht hat, obwohl er sonst „kein Schreiber“ ist. Ich zögere, sie anzunehmen, da ich das Untersuchungssetting nicht verändern will. Als ich dann am Ende des 1. Interviews in meiner Verzweiflung, mit leeren Händen dazustehen, sage, vielleicht lasse er sie mir doch da, da will er nicht mehr, meint, er habe sich nun gerade entschieden, sie mir erst nach unseren Gesprächen zu geben. Das wird nicht geschehen.

Nach dem ersten Interview verabschiedet er sich mit: „Hoffentlich bekomme ich von Ihnen dann noch was an Kommentar, damit ich mich besser verstehen kann.“ Er lässt seinen Schirm in der Praxis stehen, der Argonaut, so nenne ich ihn, ohne noch zu wissen, was ein Argonaut ist.

Nach dem 2. Interview kann ich nicht aufhören, ich sage zwar immer wieder, dass wir jetzt aufhören müssen, frage aber weiter, nach den frühesten Erinnerungen, nach sexuellen Phantasien, sexueller Selbstdefinition, ob er je einen Mann geliebt habe – das alles durchaus im Bewusstsein, dass es zu spät ist, dass ich es so lassen muss, aber ich will es nicht so lassen. Trotzig, verzweifelt. Er sagt, dass er immer mehr vereinsame und nicht verstehe, wie alles gekommen ist. Er käme gerne noch einmal oder öfter. Ich lehne dies schweren Herzens ab, biete ihm an, ihm bei der Vermittlung in Beratung oder Therapie zu helfen, was er wiederum ablehnt. Es dauert zu lange, und er weiß nicht, ob er mit seiner Art sich verständlich machen kann.

Fast unerträglich ist der Gedanke, dass ich ihn so enttäuscht habe, dass ich ihm nichts geben konnte. Beim Rausgehen geht er einen Schritt zurück zur Kölner-Dom-Graphik von Wewerka und meint, etwas von oben herab: „Sie wissen ja, das ist nur die Konstruktionszeichnung!“ Ich fühle mich entwertet und verwirrt, will mich rechtfertigen, weiß nicht wie. Ich mag die

Graphik. Ich sage etwas, das auf der kreativen Leistung Wewerkas besteht, fühle mich hilflos, nutzlos, erreiche ihn nicht (mehr). Wir stehen in der Tür, jetzt ist er es, der nicht gehen kann. Er will wissen, wo und wann die Untersuchung publiziert werde. Nicht einmal das konnte ich ihm sagen. Er geht mit den Worten, dann nehme ich „meine zwei Schirme“ mal wieder mit.

Sofort hinterher empfinde ich große Scham angesichts der von mir initiierten Grenzüberschreitung, fühle mich als Versagerin, völlig unprofessionell.

Zu Anfang will er die Dinge beim Namen nennen, und ich spreche von Anonymität. Beim Lesen erinnere ich peinlich lebhaft, wie ungeduldig, fast gereizt ich ihm gegenüber gewesen bin. Sein (sprachlicher) Umgang mit mir ist von abgebrochenen Sätzen, Andeutungen, logischen Widersprüchen, verschleiender Darstellung und Irreleitungen geprägt; viele Sätze ergeben einfach keinen Sinn, fast nichts ist klar und wird klar. Ich versuche fast bis ans Ende des 2. Interviews, dem Chaos vor allem sachlich-inhaltlich beizukommen – darin wie der Argonaut selbst. Auf diese Art gelingt es mir halbwegs, eine zeitliche Struktur seines Lebens zu erfassen und einen Überblick über die wichtigsten Beziehungen zu bekommen, aber um den Preis der fehlenden Gefühle, Phantasien und Selbsteinschätzungen, von denen ich noch – hierin auch fast zwanghaft – möglichst viel zu fassen kriegen will, als es schon zu spät ist. Aber jeder tut das für sich (er zuhause). Das ersehnte „Wechselspiel“, die Vorstellung, „gemeinsam“ etwas zu realisieren, misslingt.

Das Narrativ

Er beginnt, ohne meine Einleitung abzuwarten, damit, dass er Namen nennen will, „weil das für mich immer Geschichtsabläufe sind, also

Entwicklungsphasen, auch so einige Gedanken, warum passieren die Dinge oder woher kommen die so. Und dann treffe ich natürlich Sie als Ausgebildete.“ (III1: 1) Ich reagiere (eigentlich nicht auf ihn, sondern auf ihn als Klandestinen) mit dem Hinweis, also die Anonymität ist da zugesichert. (ebd.) Er antwortet: „ach so, ja, mmh. Nein, so, ich geh davon aus, also ich bin nicht geoutet.“ (III1: 1) „Das Ganze ist aber auch so ambivalent, dass das also immer hin und her schwankt zwischen männlich und weiblich, weiblich und männlich, und die Wege dahin, die sind so verschlungen, dass ich eigentlich selber nicht so recht weiß, wieso das so passiert ist, weil immer wenn ich mich orientiere zum, zum, zur Partnerschaft hin, ist das immer ´ne Frau. Orientiere ich mich abenteuerlich, also könnt ich in meinem Alter noch auswandern, dann gibt´s für mich dann die Antwort darauf: ja klar.“ (ebd.) Er schildert dann seine „Sehweisen“ (ebd.), wie er „als gewordener Primat, mit dem Wissen, was er jetzt hat“, „aus´m Sputnik“ die „Realität, die er sowieso kennt“, betrachtet, „die er aber oben aus der Kugel, also aus diesem Sputnik, noch mal anders betrachtet und sehr ulkig und seltsam findet.“ (ebd.)

Ich frage, also wenn Sie sich abenteuerlich orientieren, ist das...“ Er unterbricht mich „ja, wenn ich ablenke, bringen Sie mich wieder auf Linie. Ich artikuliere viel und habe viele Neben- also Assoziationswege.“ (ebd.). Ich versuche es erneut, also das ist eher dann auch mit den Homosexuellen assoziiert? „Nein, erstmal überhaupt nicht.“ antwortet er. Er schildert ausführlich, dass bei der Vorstellung eines gemeinsamen Lebens mit einer Frau „noch gar keine vordergründige Sexualität in irgendwelchen Spielarten drin“ enthalten ist, und die Vorstellung vom „Auswandern [...] mit irgendeinem Mann“ ist auch zunächst für ihn „völlig ohne Sexualität“. (ebd.) Aber in seiner Vorstellung kann er mit einem Mann besser „die

Dinge vor Ort gemeinsam realisieren.“ Frauen haben ihn „immer vorgeschickt. Dann hab ich immer gesagt, mach mal, und wenn das dann gut ist, dann komm ich auch.“ Das ist seine „Grunderfahrung. Weil ich wollte schon mit fünfzehn Jahren nach Italien, mindestens nach Italien weg.“ (III1: 2) Es folgen lange Ausführungen zur Rolle von Italien für die „europäische Entwicklung“ im Vergleich etwa zu Griechenland. Ich frage, ob er Architekt sei, und er antwortet, dass er sich „breit gefächert“ interessiert, um sofort hinzuzufügen, „diese Punkte haben erstmal gar nichts vordergründig mit der Sexualität zu tun.“ (ebd.) Dann will er „voraus schicken“, dass er „Frauen immer als Komplett-Partnerschaft begriffen“ hat, „also nie als partiell, das Weibliche, da geht man so mit um, und der Mann macht das und das.“ (ebd.) „Irgendwann“ hat er „Probleme bekommen im sexuellen Bereich, dass ich also immer zeigen musste, ich hab Lust auf dich. Und das Objekt der Begierde wollte ich genauso sein, aber nicht erst durch Vollzug, sondern lange vorher durch Phantasie und die hab ich zwar kennen gelernt bei Frauen, aber vermisst in diesem Wechselspiel.“ (ebd.)

So kommen wir zu seinen Beziehungen mit Frauen, von denen er skizzenhaft erzählt, durchsetzt mit ideologiekritischen Bemerkungen über die Ehe („ich betrachte Heiraten als ein unsinniges bürgerliches Gebilde. Ich hab wohl geheiratet, aber beim zweiten und dritten Mal nicht mehr.“ (III1: 4)), ohne dass ich zunächst die Chronologie verstehe, ob er mit einer Frau eine Beziehung oder eine Affäre hatte, zu welcher ein gerade erwähnter Sohn gehört etc. Ich versuche, Boden unter die Füße zu kriegen, indem ich frage: „In welcher Beziehung haben Sie zum ersten Mal oder wann überhaupt haben Sie zum ersten Mal bemerkt, dass Sie homosexuelles Begehren haben, dass Männer Sie anziehen oder wie Sie

das nennen mögen?“ (ebd.) Er antwortet: „Ja, Ihre Frage ist gut, weil, die hab ich mir so nicht gestellt. [...] Ich hab jetzt auf, auf Begegnungen, eh reagieren können. Weil, es passiert ja meistens doch mit Begegnungen, 'ne?“ (ebd.) Meine Frage, aber manchmal ist ja auch vorher in der Phantasie schon etwas, beantwortet er mit: „das hatte ich überhaupt nicht. Hab ich auch eigentlich heute nicht. [...] Also ich muss jeweils mit ner Situation konfrontiert werden, in der jemand etwas will.“ (ebd.) Der „Anspruch des Anderen,“ sein „skandalöses Wollen“, das hat für ihn eine „ungeheure Dimension“, auch das „Intimsein in der Normalität zwischen Mann und Frau. [...] Und wenn das dann noch von männlicher Seite kommt, wird das dann noch verrückter. Wie kommt ein männliches Wesen dazu, mich als männliches Wesen begehren zu wollen.“ (ebd.) Ich hake ein: „Wann ist das das erste Mal passiert?“ (III1: 5) Zögernd sagt er: „Also Begegnungen dieser Art hatte ich wohl bewusst, also da wo ich mit den Wortbegriffen was anfangen konnte, vierzehn.“ (ebd.) Als ich nachfrage, wann genau und mit wem, bietet er mir seine Aufzeichnungen an, die er abends zuvor gemacht hat.

Ich lehne zögernd ab, bitte ihn, aus dem Gedächtnis zu erzählen, bin dabei erkennbar zwiespältig. Es wäre schon verlockend, wenigstens die Daten auf Papier zu haben. Er fragt, ob ich das Fenster öffnen kann, ihm ist „sehr warm“ (III1: 6) Ich sage, „dann ist es sehr laut hier.“ „Sehr laut“, wiederholt er, „und mir ist es sehr, sehr warm, extrem warm“ (ebd.). Ich biete an, das Fenster im Raum gegenüber auf zu machen, aber dabei bleibt es. Er will jetzt versuchen, „nur so einfach einen Ablauf darzustellen.“ (ebd.)

Als erste sexuelle Erfahrungen schildert er, wie er und ein „etwas älteres“ Mädchen sich mit vier/fünf Jahren in der Evakuierung „betrachtet,

befummelt, angefasst“ (ebd.) haben, aber „versteckt“. Eine Fortsetzung gab es anlässlich der Erstkommunion des Mädchens, als sie beide „in ein Bett zum Schlafen“ (ebd.) gesteckt wurden. Beide waren angezogen, er mit Unterhose, sie mit Nachthemd. Es kam zur Berührung der Genitalien, zu „Streicheln und Aneinanderdrücken“ (ebd.). *Es scheint ihm wichtig zu sein, dass es heterosexuell losging und nicht homosexuell.*

Er erinnert sich, dass ein Priester, vielleicht beim Religionsunterricht, „davon sprach, dass man beim Wasserlassen, nicht, sich nicht anfassen darf.“ (III1:7) Er glaubt, dass er etwas gefragt oder gesagt haben muss und „deswegen Ohrfeigen“ bekommen hat. „Das ist irgendwo auf seltsame Weise haften geblieben.“ (ebd.) „Das war vielleicht so mit sieben/acht, und in der Zeit gab es auch ´ne Begegnung mit der Schwester meiner Mutter.“ (ebd.) Sie war Schneiderin, und er bekam „dann Jacken, Hosen und Sonstiges von ihr geschneidert. Und immer war das also notwendig, dass sie mir in den Schritt griff, um schmunzelnd zu fragen, wo ist er denn? Links oder rechts? Aber scherzhaft. Ich wüsste heute gerne, wie scherzhaft das alles gewesen ist, weil sie das auch immer wiederholte, auch bei sich zuhause, und mich auch zu sich ins Bett holte oder auf die Couch und ich mich auf sie legen musste und sie mich streichelte. Dann hatte ich höchstens noch ein Höschen an.“ (ebd.) Die Tante streichelte Rücken und Po, griff auch schon mal ins Höschen und kniff ihn in den Po. [...] Und sie hatte nen Freund, und der machte das auch. Also dann lag ich bei ihr und musste auch wie so ´ne Kerze auf ihr liegen, ganz gerade, und er streichelte mich auch, kam aber nie zu eindeutigen sexuellen Handlungen.“ (III1: 7, 8) „Ich fand das angenehm. Ich fand das angenehm, bei ihr zu liegen, weil ich kannte das von meiner Mutter nicht.“ (III1: 8 Die Tante lebte mit ihrer Tochter und einem Lebensgefährten im elterlichen Haus. „Alles war toll,

[...] für einen Jungen in meinem Alter ein Anziehungspunkt. [Sie] verwöhnte mich natürlich auch mit Obstkuchen, ich konnte auch [Obst in ihrem Garten] pflücken, wann immer ich wollte.“ (ebd.) *Die Verführung und Vereinnahmung ist ein weiteres wichtiges Element in seiner Selbstdarstellung.*

Er ist das jüngste von fünf Kindern. Er hat zwei Brüder und zwei Schwestern. Nur eine Schwester (sieben Jahre älter) lebt noch. Sein Vater war Künstler. Zuhause hing eine Aktzeichnung von der nackten Mutter, es gab Büsten und Plastiken von seinen beiden Schwestern, „ja, nackt natürlich, ja also, natürlich: bezogen auf so ´ne Selbstverständlichkeit vom Vater aus gesehen.“ (III1: 8) Er selbst hat die Mutter immer nur angezogen gesehen. Sie ist „immer so ganz streng“ gewesen. (ebd.)

Er schildert sich als schmalen, hoch gewachsenen, schönen Jungen, auf dessen Beine die Schwestern eifersüchtig waren, „weil die so schön geformt seien.“ (III1: 9) Die beiden Schwestern, „die sah ich natürlich oft nackt.“ (ebd.) Beide Schwestern badeten ihn „in einer Badewanne, [...] die stand auf dem Tisch.“ (III1: 10) Die jüngere, „die stieg auch abends über den Balkon und verschwand zum Tanzen und so und musste dann gesucht werden irgendwo auf´m Dorf.“ (ebd.) Die ältere „hatte negative Erfahrungen in ihrer Ausbildung zur Arzthelferin. Der wollte wohl mit ihr sexuell was anstellen, und sie hat sich dann verbarrikadiert. .. Und da ist sie nach Hause gekommen, hat sich bei uns aus dem Dach, aber das war nicht sehr hoch, runtergestürzt in den Hof. Und da warn Drähte gespannt für die Wäsche, und da is sie drauf gefallen. Das hat also gebremst. Ich würde mal sagen, von daher hatte sie so ´ne Art Lebensschock. Sehr streng, äußerst unnachgiebig.“ (III1: 9, 10) „Und die ältere Schwester kam dann bei jeder Bewegung, die ihr nicht passte oder nicht stimmte oder so,

kamen die Fingerknochen, und dann ging's über die Rippen [er macht es vor] oder vorne über den Bauch, ja, aber immer so mit, mit Schmerz zubereiten, ne und ab und zu gab's eben auch Ohrfeigen, wenn ich also nicht funktionierte. [...] Es gab ständig Stress, und ich wollte raus, und ich wollte mich schon gar nicht von meinen Schwestern baden lassen, in *dem* Alter schon. So, das hab ich dann irgendwann damit beendet, dass ich also so um mich geschlagen hab, zweimal, bei beiden Schwestern. [...] Also, die durften mich gar nicht anfassen, ne. Das war von dem Moment an regelrecht abgeschnitten, also die kamen an mich nicht mehr ran, die beiden Schwestern." (III1:10) „Ja, so, jetzt kommen wir ein bisschen ins Schleudern, weil ich so die Chronologie verliere, das ist alles noch in der Zeit nach 45, 46, 47, 48, 49, so in der Ecke rum, und [längeres Schweigen] es ist jetzt irgendwas abhanden gekommen. Fällt mir im Moment nicht ein. [Schweigen] Ich springe mal auf ungefähr vierzehn Jahre. Aah: doch! Ja natürlich! Ganz entscheidend: also ich lerne...“ (ebd.) Und hier schildert er ausführlich, wie er, zehn Jahre alt, in einem Orchester Akkordeon spielte, „auch Solist“ (ebd.), als sich ein Filmingenieur und Weltreisender nach einem Konzert seiner Mutter als Bewunderer des Sohnes vorstellte und sich mit seinen Eltern anfreundete. Der Proband besuchte ihn zuhause, „natürlich aus Abenteuerlust.“ (ebd.) Dieser Mann machte ein rituelles Zungenkuss-Spiel mit ihm; er sollte Spargelköpfe in Mayonnaise aus dem Mund des Mannes essen, „und dabei küsste er mich mit der Zunge“ (III1: 11), was der Proband auch sexuell „aufregend“ (ebd.) fand. „Ich wollte dahin.“ (III1:11) Die Kontakte „gingen wohl so weit, dass wir eng aneinander gepresst und auch fühlend und auch erregt waren, aber das war gleichzeitig auch verdeckt.“ (III1: 12) Als sein älterer Bruder ihn fragte, „ob der schwul wäre“ (ebd.), stritt der Proband ab. „Ich spielte aber sofort

den Wissenden und lehnte also ganz entrüstet ab [...]. Und hab den dann auch sozusagen verteidigt, weil er ja zu uns nach Hause kam.“ (ebd.)

„Die Beziehung zu ihm, die dauerte doch ´ne ganze Weile. Also, die war ja eigentlich so vom Hintergrund her dauernd mit Abenteuer, mit Filmen, mit Südsee, mit technischen Dingen, mit Malteserkreuz an der Kamera und all solchen Dingen war das ja ausgefüllt, zwölf/dreizehn, ich denke mal, das hat gedauert, bis ich so für mich anfang, richtig flügge zu werden, [...] im Sinne von Cliquenbildung [...]. Ich fing dann ja auch an, Köln zu erobern.“

(ebd.) *Die Clique steht für hetero-, die Eroberung von Köln für homosexuelle Kontakte. Parallel zu dem Ingenieur gab es ab circa elften/zwölften Lebensjahr die sexuellen Spiele mit seinem Freund und später die homosexuellen „Begegnungen“ in Köln. Er fährt jedoch mit den Mädchen fort: „Mitte, Ende vierzehn kamen dann Mädchen ins Spiel. Natürlich auch ganz konkret, ´ne ganze Reihe Mädchen. Ganz freche Sachen passierten da auch so aus, aus´m Umfeld, aus der Clique.“* (ebd.)

Sie haben sich damals aus Weiden Hütten gebaut, „da reingesetzt, mit meinem Jugendfreund, ham wir um die Wette onaniert, um rauszukriegen, warum die Älteren immer gesagt haben, das kitzelt so schön.“ (ebd.) *Hier stellt er den Kontakt mit seinem ersten gleichaltrigen homosexuellen Partner verschleiern in den Kontext der Vorbereitung auf die Heterosexualität, indem er vom gemeinsamen Onanieren spricht, das unter Jungen nicht selten ist und oft der gegenseitigen Bestätigung der Männlichkeit dient. Das war lange, bevor sie ejakulieren konnten.*

„Allerdings mach ich jetzt wieder nen Sprung zurück, weil das relativ früh schon begonnen hatte mit dem Jugendfreund. Die Einflüsse kamen aber von Älteren“ (III1: 13). Dann nimmt er den Faden mit den Mädchen wieder auf: „Da drum herum spielte sich schon ´ne richtige sexuelle Szene

ab, also aus unserer Sicht natürlich, alles was also zwei, drei, vier Jahr älter war.“ (ebd.) Er erzählt von Annemarie, die „gebrandmarkt“ (ebd.) war. „Jeder wusste natürlich, dass, dass immer, wenn sie auftauchte, das irgendwas mit Sex zu tun hatte.“ (ebd.) Er skizziert die „Spielplätze“ seiner Jugend am Rhein, auf gestrandeten, geplünderten Schiffen, es gab „gefährliche Munition“ (ebd.) und einen Unfall oder Suizid: „da sprang einer runter und fiel von oben also ins Wasser und fiel auf’n gespanntes Drahtseil und war in zwei Hälften.“ (ebd.) Das hat er erzählt bekommen. Es gab „Liebesnester im Kornfeld, also das war toll. Eigentlich war das toll.“ (ebd.)

Auf meine Frage, wann er selbst mit sexuellen Aktivitäten begonnen habe, die über gemeinsames Onanieren hinausgingen, berichtet er von „Berührung der Genitalien und Streicheleinheiten und Küssen und so was [*unklar mit welchem Geschlecht*] das fällt alles so in die Zeit zwölf, dreizehn, vierzehn und da ist auch das erste Mal, das ich mit nem Mädchen geschlafen hab, weil ich ihr am Sportheim den Rock geklaut hatte, bewusst. [...] Weil ich irgendwie an sie ran wollte.“ (III1: 14) Sie war „ne fünfzehnjährige Sophia Loren, .. mit großem Atombusen.“ (III1: 15) Er selbst war vierzehn. „Ich hatte ja selber kein, kein Handling, sozusagen zu wissen, was man macht, das musste eigentlich von beiden Seiten irgendwie gewollt sein. Und ab nem gewissen Grade war das dann da auch gewollt. [...] war die Erregung so groß, dass so’n Vollzug sein musste.“ (ebd.) Eine Stunde später „war das schon Panik hoch drei. Also, das blieb auch wochenlang. Ich hatte ununterbrochen Angst, weil ich weder wusste, ob dadurch ein Kind entstehen konnte, aber doch hatten Leute irgendwas erzählt von Kindern, und ich wusste nicht mal, dass man davon krank oder nicht, also das war ein ungeheures Gewirre im Kopf, eigentlich viel

unklarer als das, was man wusste, ne. Aber dieses Erlebnis alleine war so enorm, da spielte Entdeckung rein, ob die Erwachsenen was mitkriegen und so, das alles spielte da rein. Das war ´ne ziemlich harte Zeit.“ (ebd.) Er beruhigte sich „eigentlich so durch ihre Art, wie fröhlich sie war.“ (ebd.) „Und außerdem war’n wir natürlich auch sonst noch auf der Jagd, sag ich jetzt mal. Es gab ja auch noch andere Mädchen, mit denen man zu tun hatte.“ (ebd.) Er erwähnt ein Mädchen, dem er bis ins Sauerland nachgefahren ist mit dem Rad. „Ich machte dann schon so Sachen, also nur um mal, um einen Sprung zu machen, damit Sie so ein bisschen so das einschätzen können. Ich bin auch mit fünfzehn Jahren nach Italien und hab meinen Eltern erzählt, ich bin in der Jugendherberge [...] bei München.“ (III1: 15, 16) Ausführlich schildert er die Reisesituationen, *wobei er vor meinem inneren Auge allein unterwegs ist und, wie ich dachte, einem Mädchen hinterher*, und erwähnt ganz zum Schluss, dass er mit einem „Jugendfreund von mir“ (III1: 16) unterwegs war. *Ob es der Jugendfreund war, mit dem er die sexuellen Spiele machte, muss offen bleiben*. Er sei „durchaus in der Lage gewesen, meinen Eltern zu erzählen, ich bin also für zwei/drei Tage irgendwo bei Freunden oder sonst was. [...] Heute geht das ja alles, ne. Damals war das ja schwierig, bei Freunden, man sagte dann nicht, ich bin bei Freunden.“ (ebd.)

Seine Schwestern erzählten zuhause beim Sonntagsessen, „so’n bisschen ins Skandalöse rein“ (ebd.) wenn sie ihn „Händchen haltend“ (ebd.) gesehen hatten. Aber „mein Vater, der war da auch ein Stück Vorreiter“ (ebd.), der sagte dann irgendwann „so ganz trocken: Schluss aus, ich will nichts mehr hören davon! [...] und dann war’n wir alle brav. [...] der konnte das ungeheuer lenken.“ (III1: 17) *Dies ist eine typische Vernebelung, denn für ihn war ja das Homosexuelle das eigentlich Skandalöse, aber zugleich*

macht er hier deutlich, wie er versuchte, sich die Rückendeckung des Vaters für die als „skandalös“ empfundene Homosexualität zurecht zu legen.

In seinem Erwachsenenleben hatte er drei längere heterosexuelle Beziehungen, aus denen auch jeweils Kinder hervorgingen: eine vierjährige, mit zwanzig Jahren eingegangene Ehe (eine Tochter, ein Sohn) mit einer Frau, deren großstädtische Schönheit und „unglaublich zarte Haut“ (III2: 2) er hervorhebt, und eine fünfzehnjährige Beziehung (ein Sohn), „eigentlich so die, vom Gefühl her meine Frau. Die erste war wie ein Versehen, die zweite war, ja so meine Frau, von der Art her, wie sie menschlich ist, überhaupt nicht sexuell, also völlig daneben, ganz weit entfernt von der ersten.“ (III1: 3) „Weil sie durch und durch eine ganz einfach gestrickte Natur hatte diesbezüglich, einfach ´ne Sportlerin. [...] immer irgendwie so sehr ungeschickt, ohne Phantasie, Vollzug nett, lieb, auch immer ein schönes Gefühl dabei, aber eben ohne irgendwelche Raffinessen oder Experimente oder irgendwas. Aber von der Art her, die Frau an der Seite zu sein, war sie das.“ (III1: 4).

Die dritte Beziehung (eine Tochter) hatte er mit einer Ärztin. Der Kontakt zu ihr ist bis heute nicht ganz abgebrochen. Diese Frau hatte vor und während der Beziehung mit ihm eine Liebschaft mit einem Chefarzt. Sie hatte nicht nur wissen wollen, „wie es ist, zwei Männer zugleich in sich zu haben“ (III Gedächtnisprotokoll: 1), sondern auch gewollt, dass er mit ihrem Liebhaber verkehrte. Da er das tat, weiß sie von seinen homosexuellen Neigungen, meint er, aber sie weiß weder um das Ausmaß, noch dass er immer wieder flüchtige homosexuelle „Begegnungen“ hat, die er inzwischen nur noch über Anzeigen im Kölner Stadtanzeiger sucht. Es ist

aber eigentlich immer enttäuschend für ihn. Parallel hat er aktuell eine lose, „langweilige“ Beziehung zu einer Frau in einer Kleinstadt.

Alle Beziehungen scheiterten an der „Eifersucht“ (III2: 4) der Frauen, sagt er. Was damit genau gemeint ist, ist trotz Nachfragen nicht genauer zu erfahren. Die Ehefrau hat ihrerseits mit Fremdgehen gedroht, „weil ich also nicht zeitgemäß funktionierte.“ Es ist bis zu „Handgreiflichkeiten“ (III2: 5) gegangen, und es gab ihrerseits „skandalöses Verhalten gegenüber Kollegen im Atelier. Wo ich gar nicht anwesend war, aber wo immer die Party stattfindet mit schicken Frauen und so, wo sie dann dahin kam auf der Suche nach mir, und ich war gar nicht da. Und ich hatte gar nichts.“ (ebd.) Ihre Eifersucht ist grundlos gewesen, meint er, „bis auf ein Mal.“ (ebd.) Auf meine Nachfrage erzählt er, dass er „sexuell eher ein Spieler als irgend so ein Potenzsportler“ (III2: 4) ist. Den Geschlechtsakt bezeichnet er als „erfreuliches Beiwerk“. Für ihn selbst sei „Nacktsein [...] eine zentrale Sache“ (ebd.).

Auch die zweite Beziehung ist an Eifersucht gescheitert, „aber da ging ich auch schon fremd“ (III2: 6). Er meint, dass „die Begegnungen mit Frauen und auch mit Männern in der Beziehung, also vom Wissenstand her, eigentlich keine Rolle spielten, sondern 'ne Rolle spielte, dass man mich schwer abends zuhause halten konnte.“ (ebd.) „Natürlich stand ihr offen, mitzugehen, aber sie wollte das nicht.“ (III2: 7) Von der Polin hat sie aber doch gewusst, „da ist ihr was zugetragen worden vom Texter“. (ebd.) „Ich denke mal, dass er aber ein Verhältnis mit meiner Frau hatte.“ (ebd.)

Es gab in seinem Leben regelmäßig Frauen, „die immer was mit Polen zu tun hatten. [...] zwei zentrale Begegnungen, die auch beide eigentlich zur Partnerschaft geführt hätten“ (III2: 3) – eine davon „eigentlich die zentrale“ (ebd.) heterosexuelle Beziehung. „Wegen“ (III2: 6) dem Sohn

aus der zweiten langjährigen Beziehung habe er die Polin, die einen gleichaltrigen Sohn hatte, nach zwei Jahren verlassen. „Wenn ich ihren Sohn auf den Schultern hatte, dann war das auf einmal mein Sohn, dann krieg ich Probleme. [...] Eigentlich müsste mein Sohn jetzt da sitzen. [...] ich wollte das meinem Sohn zukommen lassen, der [...] das Recht darauf hatte.“ (III1: 3) Im 2. Interview sagt er, „das hat gedauert, bis der Junge fünfzehn war.“ (III2: 6) Er erzählt auch, dass diese Polin „immer in sexuellen Dingen eine Idee schneller war als ich, aber immer auf der Vorstellungswelt, die ich als Mann in der Beziehung zur Sexualität zur Frau gerne hätte umsetzen wollen, aber man traut sich ja nicht.“ (III2: 3) Sinnierend: „Ich war ja mittlerweile ein reifer Mann, halbwegs, glaub ich jedenfalls, so ganz erwachsen bin ich ja doch nie geworden; aber das war schon eine harte Auseinandersetzung mit mir innerlich, weil ich die unbedingt wollte. [...] Das hab ich dann aber abgebremst.“ (III2: 3, 4)

Im zweiten Teil des 2. Interviews, als ich mir einen Überblick über die heterosexuellen Haupt- und Nebenbeziehungen verschafft hatte, fragte ich wieder gezielter nach den sexuellen Kontakten zu Männern: „Hatten Sie in der Zeit dieser zweiten, also der mittleren, längeren Beziehung, hatten Sie da auch schon sexuelle Kontakte zu Männern?“ (III2: 8) Er antwortet: „Ja, die hatte ich ja auch schon vorher.“ (ebd.) Ich war so verblüfft, dass ich nachhakte: „Auch schon vorher?“ Er erwiderte: „Das hatte sich ja so peu à peu über diese, über diese Dinge entwickelt. Da kommt ja noch mal diese Geschichte rein.“ (ebd.) Und er beginnt über seine Zeit nach der Bundeswehr, als er nach Hamburg ziehen wollte, zu sprechen, sagt zwar kurz: „Sie sehen, ich komm auf alle möglichen Dinge, ich kann mich gar nicht konzentrieren.“ (III2: 9) Dann fährt er aber fort, seine Beziehung zu

einem Mädchen am Ort der Kaserne zu schildern und wie er dann nicht nach Hamburg zog, sondern zurückkehrte nach Köln, und er schließt *wie schon einmal, als ich nach homosexuellen Erfahrungen fragte und er mit heterosexuellen antwortete*, mit: „So, jetzt hab ich ein bisschen den Faden verloren.“ (III2: 9) Ich versuche es erneut: „Ja, die erste homosexuelle Begegnung.“ Dann erzählt er, wie er nach der Rückkehr von der Bundeswehr, „ich war ja immer noch dann sehr jung, als ich zurück kam,“ (ebd.) erneut den Ingenieur traf, in seinem Zimmer im Elternhaus. Er setzte sich „neben ihn auf die Couch, weil das in meinem Kopf tickte, auch diese Geschichte, die ich Ihnen erzählt hab, von diesem Turner, können Sie sich erinnern? Oder hab ich Ihnen das gar nicht erzählt?“ (III2: 10) Nein, sage ich. „Ja, ja, das war ja fast schon so ´ne Art, also das gehört für mich in die Rubrik, deswegen kommt da ja keine Struktur rein, weil das hin und her, das gehört für mich in die Rubrik, also extrem jugendliche Erfahrungen“ (ebd.) „Ich würde die sogar für mich noch mal unterteilen gegenüber Kindererfahrungen. Also das Popostreicheln von Tante und ihrem Freund, das hat für mich natürlich auch, diese sexuelle...“ Ich sage, auch unter dem Druck der wenigen, noch verbliebenen Zeit: „Das war ja auch erregend damals?“ (ebd.) „Ja, ja, “ erwidert er, „aber auch die mit meinem Jugendfreund, dieses eigentlich gar nicht auf Homosexualität ausgerichtete, aber letztendlich doch in Handlungen, in sexuellen Handlungen, eh, zulaufenden Entwicklungen, die da drin waren. Es ging ja eigentlich um das Wissen der Älteren, dass man also, wenn man onanierte, eh, herrliche Gefühle bekam und wir das eben nicht wussten und nicht kannten und Jungs das eben machen, eh, automatisch oder nicht automatisch, ich weiß es nicht, jedenfalls bei uns waren´s eben die Informationen und alles, was sich da drum herum abspielte.“ (ebd.) Da er

wieder abzuschweifen droht, hake ich nach: „Ja, aber da ging es nur um gemeinsames Onanieren? Oder noch mehr?“ (ebd.) Er erzählt dann, *erstmal*s, wie er sich ab etwa zehn/zehneinhalb Jahren, noch vor der Ejakulationsfähigkeit, mit seinem Freund in dessen Elternhaus zu sexuellen Spielen traf. „Dann haben wir uns ausgezogen und haben uns aufeinander gelegt, und er kam auf zwei Dinge, die mich auf eine gewisse Weise bis heute begleiten.“ Kernseife und Popoklopfen. „Die Kernseife schmierte er mir zwischen die Beine und legte sich auf mich und war natürlich erigiert. [...] die Oberschenkel dann zusammengepresst und dann mit seinem Geschlecht also zwischen die Beine, eh, was anderes wussten wir nicht. Was anderes hat auch nicht gereizt oder war nicht, von der Phantasie her oder so was, da.“ (ebd.) „Die zweite Variante war Popoklopfen mit einem Bügel, also es war eigentlich immer ein Bügel. [...] Das war eben hinlegen und sich eh, also in diesem sexuellen Spiel, in dem gesamten Spiel, sich schlagen lassen, auf den Po.“ (III2: 11) Auf meine Nachfrage, ob das „gegenseitig“ war, sagt er: „nein, er mit mir.“ Das wiederholt er noch einmal: „Er mit mir. Das waren so seine, das war so sein, sein Ansinnen, seine Vorlieben. Ich hatte da eigentlich gar keine besonderen Aktivitäten, außer nackt zu sein.“ (III2: 11) Ich frage nach: „Und das war erregend für Sie?“ Er bestätigt das: „das war erregend, ja, mmh, das war erregend.“ Ich fragte weiter: „Und führte das auch zum Orgasmus?“ „Das Schlagen nicht, nur das Onanieren.“ (ebd.) erwiderte er und fuhr fort, „In dem Komplex gibt es dann auch, aber da bin ich schon ein Stückchen älter.“ (ebd.) „Öffentlichen Begegnungen [...] es gab ja noch den § 175 und so, war mir natürlich alles damals nicht gegenwärtig, aber die, eh, Männer verhielten sich so. Also, das war ´ne Einladung ins Kino mit kurzen Hosen.“ (ebd.) Da ich diese Redewendung nicht kenne, frage

ich nach, ohne dass er mehr sagt. Er schildert mir „diese drei Dinge“: „Einladung ins Kino mit kurzen Hosen“, Kontakt in einer Klappe am Appellhofplatz, wo sich „so ´ne Art Berührungssache“ ergab, die aber draußen stattfand, „mit dem Handrücken in den Genitalbereich hinein zu fühlen, und wenn man das dann zulässt, dann auch die Knöpfe aufmacht und in die Hose geht und fühlt und dann versucht, irgendeine Geschichte aufzubauen, die dann auch [...] mit ner dritten Begegnung passiert ist, die auch auf der Strasse passiert ist. Da hab ich dann Geld bekommen, um [...] ihn nackt zu zeichnen.“ (III2:12) Als ich nachfrage, was daraus wurde, sagt er: „Ich hatte dann so ´ne Angst, dass ich gar nicht nach Bonn gefahren bin.“ (ebd.) Er hatte das Gefühl, „ich kann das nicht mehr kontrollieren. Da fühlte ich mich noch zu unsicher, zu jung, dreizehneinhalb/vierzehn, so um die Ecke rum.“ (ebd.) Er spricht über „dieses sich daraus entwickelnde Bewusstsein der Homosexualität, also dass, dass tatsächlich es Männer gibt, so wie mein Bruder eben gesagt hatte, is der schwul?“ (ebd.), ehe der Satz abbricht und er wieder einen „Sprung“ macht: „es war’n ja nur noch Mädchengeschichten, bis ich dann zurückgekommen bin“ (ebd.) [von der Bundeswehr]. Und er fährt fort, über das Treffen mit dem Ingenieur in seiner Wohnung oben im Elternhaus zu sprechen, nach der Rückkehr von der Bundeswehr: „da wollt ich das einfach zulassen. Da war mein Denken daran, weil ich ja vorher, ja doch, ich hatte ja vorher diese zentrale Erfahrung mit diesen beiden Freunden, hab ich Ihnen überhaupt nicht erzählt. [...] also auf dem Papier ist das klarer, die Abfolge. So, noch mal. Soll ich das jetzt zu Ende erzählen [mit dem Ingenieur] und dann zurückspringen oder lieber .. Ich geh ja immer chronologisch eigentlich vor [...] und im Reden kommen wir dann vom Hölzchen auf’s Stöckchen. Also, es hat ´ne Begegnung gegeben, “ (III2: 13) und er erzählt von „zwei

Leuten“ aus seinem Freundeskreis, „die ich besonders mochte“, einer Frau und einem Mann, beide etwas älter als er selbst. Der Mann war „Profiturner, Leistungssportler“ (ebd.) Beide lebten in getrennten Wohnungen im selben Haus, „und ich wollte sie unbedingt haben, ich wollte sie unter allen Umständen verführen“ (ebd.). „Beide oder?“ fragte ich. „Nein, die Frau. [...] Die beiden waren also nur so eng wie Kumpels, aber sonst war da nichts.“ Diese Frau hatte auch einen Partner. Wieder verliert er sich in Schilderungen des damaligen Kölner Nachtlebens und dass es ihm egal war, wenn es spät wurde, und dass er, „ich wollte das nicht“ (III2: 13), Töpfchen mit warmem Essen in seinem Bett vorfand, wenn er nachts nach Hause kam. „Ja Mama war eben, eh, die Glucke im Haus, und ich war der Letzte, der also ständig raus wollte. Ich wollte immer fliehen.“ (ebd.) Ich hake hier ein: „Ja, und die Frau wollten Sie verführen?“ „Das klappte also nicht,“ (ebd.) fährt er fort, „da konnte man also alles Mögliche mit tun und küssen und anfassen und nackt sein, und alles ging, aber man durfte nicht in sie eindringen.“ Meistens habe er es geschafft, noch die Kurve zu kriegen und zurück zu fahren, aber „ab und zu“ ging das eben nicht, „weil ich so lange, entschuldigen Sie, dass ich das so sage, so lange gefummelt habe. Und dann musste ich also irgendwie sehen, wo ich unterkam. Und das ging natürlich nur bei ihm, ne.“ (III2: 13, 14) Es folgt fast eine ganze Seite lang die dichte, anrührende, detaillierte Schilderung seiner Verführung durch den Turner, der ihn bis zum Orgasmus masturbierte, was der Proband „wollte, aber nicht wollte.“ (III2, 14) Er war da bereits mehrfach zu ihm zum Übernachten in sein Einzimmer-Apartment gegangen, hatte sich mit seiner Erektion, bekleidet mit Unterhose, neben ihn gelegt und abgewartet, bis der Turner einschlief. „Ich fühlte mich also auch gleichzeitig überrumpelt, und ja, dass ich mich

auf so was einließ, das konnte also irgendwo nicht so richtig sein.“ „Ein bisschen drängend und bedrohend“ forderte er nach der Verführung ein Gespräch, das anderntags stattfand. „Und das war auch eigentlich eine aggressive Begegnung. [...] ich wollt den eigentlich schlagen. Ich war so außer mir, und, und so irritiert, weil, das war zu konkret. Ich war einfach zu, wie soll ich sagen, zu alt, um nicht zu wissen, aha, das ist jetzt irgendwie schwul. [...] Das hat mich also aus der Fassung gebracht. [...] Er war äußerst dezent und hat mich da vollkommen abgebremst. [...] ich hab dann von dem Tag an ihn einfach nicht mehr gesehen.“ (III2: 15) Kurze Zeit später ging er zur Bundeswehr.

Ich bitte ihn, „sonst läuft mir die Zeit davon, ich würde gern noch einige Fragen stellen. Vielleicht können Sie noch kurz das mit dem Südseeforscher erzählen.“ Er meint, das ist „einfach zu erzählen, weil das war dann einfach auf der Couch so ein konkretes `Ich will wissen, was los ist.`“ Er fragte ihn, [ich vergaß zu fragen, was er fragte] und der Südseeforscher erzählte ihm, „dass er mich so schön fand und dass er das so toll fand, wie ich da dieses Solostück auf der Bühne gespielt hätte, dass er ganz begeistert gewesen wär von mir, also er hat nicht gesagt, er war verliebt oder sonst irgendwas.“ (III2,15) Danach ergriff der Argonaut die Initiative, und sie berührten sich, indem sie jeweils die Hand aufs Geschlecht des anderen legten, „und da hat er sich getraut, mir die Hose aufzumachen. Und da haben wir uns auch [...] nackt berührt, mit runtergezogener Hose. Und das hab ich dann aber von meiner Seite aus, ich hab Ihnen das schon mal angedeutet, ich kann das sehr gut, ich kann eigentlich ´ne Situation so voll unter Kontrolle kriegen, dass ich die mittendrin abbrechen kann. Also nicht nur ´ne sexuelle Handlung, sondern auch ´ne, ´ne Beziehung, wenn die ganz dramatisch, also wenn ich äußerst

massiv verletzt werde oder so, ne, also dass ich gar keine, für mich keine Möglichkeit mehr finde, jemand gegenüber, eh, noch ´ne Ebene offen zu halten. Ich hab gegenwärtig also einen Freund, also ohne sexuelle Dinge, der krank ist, da kann ich das“, obwohl der „ziemlich schlimme Dinge gegen mich“ macht. (III2: 15f) Mit ihm hat er aber nie eine sexuelle Beziehung gehabt.

Auch den Turner traf er später noch einmal wieder, mit demselben Gefühl wie bei dem Ingenieur: ich will das wissen. Ich frage, was er wissen wollte. „Ich wollte wissen, will der was von mir, will der mich, will der was? So richtig klar hab ich wohl nich gedacht, ob ich was will.“ (III2: 16) „Durch diese Aktivität der anderen war ich immer in so ´ne Passiv-Rolle reingedrängt und musste dann klären, was ist das jetzt überhaupt. Ne. Was, reizt mich das nur oder ich will das ja nicht. Also, eigentlich war immer so ´ne Art Bremse da.“ (ebd.) Ich fasse zusammen: „Das reizt mich, aber ich weiß gar nicht, ob ich das wirklich will.“ „Ja“, bestätigt er und erzählt dann noch, dass er immer wissen muss, woran er ist, tut dies aber am Beispiel einer sexuellen Freundin, die ihm gar nicht so wichtig war, wo er aber unbedingt wissen und sehen musste, ob die mit jemand anderem im Bett war. Als er sah, dass es so war - dafür war er übers Dach in deren Wohnung eingestiegen -, da war es gut. *Es ist so überdeutlich und quälend anzuhören, wie er über homosexuelle Begegnungen nie erzählen kann, ohne sie in einen heterosexuellen Kontext einzubetten.*

Bis zum Ende des Bandes stelle ich Fragen und höre, dass er nie einen HIV-Test gemacht hat, auch nie den Verdacht hatte, sich möglicherweise angesteckt zu haben, da er „safer“ [sex] macht und die Leute sehr „kontrolliert“, mit denen er sich einlässt, „ich weiß, dass das keine Sicherheit ist.“ (III2: 17) Bis heute hat er homo- und heterosexuelle

Kontakte. Ich frage zum Schluss: „Wie würden sie das bewerten? Ist das klarer für Sie geworden, ob Sie das aktiv wollen oder nicht?“ Er antwortet: Also [...] in dem konkreten Erleben Sexualität ist das mit Männern spannender, es ist ungewöhnlicher, [...] es hat nicht diese Selbstverständlichkeit wie mit der Frau.“

Als ich ihn frage, als was er sich sieht, lacht er: „Das müssten Sie mir sagen! Ich bin mir nicht mehr sicher.“ (III Nachtrag: 1)

Dieser Mann versteht sich weder als hetero- noch als bi- noch als homosexuell. Er versteht sich gar nicht. Er kann deshalb auch keine stimmige Geschichte erzählen.

Er hatte, seit er zwanzig ist, stets eine bisexuelle Lebenspraxis, wenn auch kein bisexuelles Selbstverständnis. Er führt seit fast 60 Jahren ein aktives Sexualleben, in dem die offen heterosexuelle Lebenspraxis die Bedingung für die heimliche homosexuelle ist. Er ist damit einverstanden und zugleich ratlos angesichts der mit dem Alter geringer gewordenen Möglichkeiten zu befriedigenden homosexuellen „Begegnungen“.

Früheste Kindheitserinnerung (III Nachtrag: 1):

Ca. drei Jahre alt: Krieg und Angst, nachts Phosphorstreifen auf Telefon- und Stromleitungen; nur ein Bild ohne Menschen; dann sofort: im Bunker eingeschlossen, es brannte, der Onkel, im übrigen der Bruder der Schneiderin-Tante, rettete sie. Noch lange nach dem Krieg habe er nicht in den Keller gehen können und z.B. das Fahrrad herunterbringen, wie es der Vater verlangte.

Analyse der sexuellen Entwicklung

Auf der manifesten Ebene geht er in die Breite, während ich auf die sexuelle Entwicklung zentrieren möchte. Er bleibt vage, wo ich es genau wissen will. Er zerreißt den Faden (immer wenn ich nach homosexuellen Aktivitäten frage) oder vernebelt die quantitativen und qualitativen Zusammenhänge (zuerst dachte ich, er erlebte „diese drei Dinge“ in der Szene jeweils nur einmal, aber es kann genauso gut sein, dass es drei typische, mehrfach erlebte Sequenzen waren).

Er bemerkt immer wieder, dass er konfus wird, dass ihm etwas entfällt oder er den Faden verliert; er kann es aber nicht ändern. Er meint, dass „wir“ immer wieder den Faden verlieren. Tatsächlich verfehlen wir uns ständig und kämpfen untergründig miteinander darum, wer was bekommt und wer was gibt. Er „schneidet“ mich immer wieder ab, als käme ich ihm mit meinen Fragen zu nahe (einmal wird ihm heiß). Dann wieder unterwirft er sich (wenn er versuchen will, nur seine sexuelle Entwicklung im Abriss zu erzählen). Ich bin ungeduldig und zurückweisend während der Interviews, während er mich mit seiner Weitschweifigkeit quält.

Obwohl ich vorher sehr bemüht bin, mich auf seine Bedürfnisse nach Zuwendung und genügend Zeit einzustellen, kann ich nicht verhindern, dass es sich auch zwischen uns so entwickelt, dass er nicht bekommt, was er sich erhoffte (hilfreiche Kommentare), dass er auch von mir so enttäuscht ist wie von allen anderen. Direkt nachdem er im Telefonat mit mir seine Bedürftigkeit gezeigt hatte, versuchte er, selbst eine „Struktur“ zu entwickeln, indem er alles aufschrieb. Er behält die Kontrolle, die ihm in Beziehungen zu Menschen, Männern wie Frauen, so wichtig ist, eben auch bei mir.

Es wird klar, dass nichts klar werden soll, außer dass ihm seit der Kindheit sexuelle Kontakte mit/von Frauen und Männern angeboten wurden; dass er seit dem zwanzigsten Lebensjahr (Eheschließung als „Versehen“) immer eine weibliche Partnerin hatte, bei der die präödipale Erotik untergebracht war, von der er aber auch immer „weg wollte“; dass er immer parallel homosexuelle „Begegnungen“ hatte, aber heimlich, und dass diese aufregender waren; dass er sich seine sexuelle Identität immer offen halten wollte und konnte, in letzter Zeit aber „nicht mehr sicher“ ist.

Als Kind am Beginn der Pubertät ließ er sich im Rahmen der sexuellen Spiele mit seinem Freund (passiv) schlagen. Als Jugendlicher wollte er (aktiv) den Turner schlagen, der ihn verführt hatte (obwohl es - von außen betrachtet - genauso viel Sinn macht zu sagen, er habe den Turner mit seinen wiederholten Übernachtungs-Besuchen im Zustand der Erregung verführt). Die „Schlage-Phantasie“ (vgl. Freud 1919) könnte ein strukturelles Moment seiner Beziehungen sein - auch der zu mir und der zu dem einzigen Freund, mit dem er sich vorstellen könnte, „wegzugehen“. Dieser Freund, mit dem es nie eine sexuelle „Begegnung“ gab, hat ihm zwar viel angetan (unklar was), aber er bleibt positiv besetzt, vielleicht weil mit ihm die Phantasie einer potentiell idealen homosexuellen Liebesbeziehung verknüpft ist, vielleicht auch, weil dieser als „krank“ beschriebene Mann projektiv identifikatorisch Träger des kranken, traumatisierten Selbst des Probanden ist, das dazu beiträgt, dass er keine homosexuelle Liebesbeziehung haben kann.

Die Tatsache, dass er das fünfte Kind war und zudem am Beginn des Krieges geboren wurde, legt auf dem Hintergrund seiner als früheste Erinnerungen auftauchenden Bilder die Idee nahe, er habe sich eingeschlossen und zugleich schutzlos und verlassen gefühlt. Ein Mann ist

der Retter aus Gefahr und Todesangst. Diese Erinnerungen lassen sich sowohl als Mitteilung realer Kriegstraumen verstehen als auch als Beziehungsmetapher. („Es gab ständig Stress, und ich wollte raus“ (III1: 10))

Anhand der Schwestern, die ihn kujonieren, macht er deutlich, dass er sich „abschneiden“ musste und emotional unberührbar zu werden versuchte. Das gelang ihm in der Mitte der Latenz, als er die Tante und deren Freund für sich gefunden hatte, deren körperliche Zuwendung er mochte und bei denen er seine Bindungswünsche unterbringen konnte. Während bei der Tante die körperliche Nähe – wie im Baderitual der älteren Schwestern mit ihm - auch sadistische Beimengungen hatte und mit offener Anzüglichkeit vermischt war, war die sexuelle Komponente bei deren Freund „verdeckt“. Das Verdeckte, die quasi heimliche sexuelle Erregung wurde eine zentrale Komponente seiner Vorstellung einer idealen homosexuellen Beziehung. Er wurde ein Erregungssucher.

Es könnte sein, dass er in der Latenz etwas aus der frühen genitale Phase (ich ziehe diese Bezeichnung der der negativ ödipalen Phase vor) nachholte, als er sich zu beiden Elternfiguren sexuell hingezogen fühlte und die Phantasie hegen konnte, weder Mann noch Frau als begehrtes Objekt aufgeben zu müssen, aber auch nicht die identifikatorische Nähe zu beiden, wie sich aus Andeutungen seiner weiblichen Identifizierungen schließen lässt (schönere Beine als die Schwestern; als Mann auch in der weiblich passiven Position des Begehrtwerdens sein zu wollen).

Sein Begehren scheint stärker auf den Mann als auf die Frau gerichtet gewesen zu sein, sofern das unter seinen Versuchen, die Spuren zu verwischen und Zusammenhänge zu zerreißen, erkennbar ist. Er erwähnt zwar die Doktorspiele mit dem Mädchen aus der Evakuierung. Das hat

aber möglicherweise den Charakter einer heterosexuellen Rahmung, da es ihm später, als er um die Bedeutung des Homosexuellseins wusste, immer wichtig war, primär heterosexuell zu sein. Seine Vorstellung, dass er genauso gut mit einer Frau wie mit einem Mann zusammen sein könnte, ist sicherlich eine später entwickelte, die insofern stimmt, als er das tatsächlich kann, aber nicht stimmt insofern, als es ihn stärker zu Männern hinzieht. Die Sehnsucht richtet sich auf Frauen, das sexuelle Begehren auf Männer, aber bei Männern und Frauen steht das Kontrollbedürfnis über allem. Dies dürfte neben der Ungeheuerlichkeit der Homosexualität der wesentliche Grund sein, warum er keine Liebesbeziehung hat mit jemand, der ihm wirklich wichtig ist bzw. warum er mit dem Freund, der ihm wichtig ist, keine Liebesbeziehung hat.

Tatsächlich sind die sexuellen Erfahrungen am Beginn der Pubertät homosexuelle. Es sind zum einen ab dem elften Lebensjahr die manifest sexuellen Spiele mit dem „Jugendfreund“, die er auch heute nicht als homosexuelle gelten lassen will, sondern als asexuelles „Wissenwollen“ und als Orientierung an den Älteren. Zum anderen sind es, ebenfalls ab dem elften Lebensjahr, die verdeckt sexuell erregenden Kontakte mit dem Ingenieur, die er wie ein „Abenteuer“ erleben konnte, zudem mit phantasierter elterlicher Erlaubnis versehen. Diese beiden parallelen sexuellen Kontakte dauern zwei bis drei Jahre. Klinisch gesehen weisen sie eine perverse Struktur auf, und vielleicht war er deshalb auch selbst so erschrocken darüber. Für mich schimmert auch etwas Angstlust durch. Die Verteidigung des Ingenieurs gegen den brüderlichen Vorwurf des Schwulseins macht deutlich, dass die behauptete Unschuld eine Konstruktion ist (siehe der Vorwurf an mich bzw. Wewerka). Er musste sich gegen seine Homosexualität wehren, als sei dies eine Frage der Ehre

(vielleicht weil hier Homosexualität und Perversion zusammenfielen; und dies könnte auch deshalb als bedrohlich empfunden worden sein, da Homosexualität damals per se als Perversion gesehen wurde).

Die erzählte Reihenfolge der beiden Episoden „Schmierseife“ und „Popoklopfen“ könnte – außer Zufall – auch ein Hinweis für das tatsächliche Nacheinander sein. Wenn aber zuerst der Koitus anal nachgespielt wurde und danach die Schläge auf den Po folgten, könnte das zweite Spiel die unbewusst akzeptierte Bestrafung für den verbotenen sexuellen Genuss gewesen sein, die selbst in etwas Lustvolles verwandelt und damit unterlaufen wird. Dass dieser Teil der sexuellen Aktivitäten mit dem Jugendfreund zuerst im Interview verschwiegen wird, das gemeinsame Onanieren jedoch nicht, ist durchaus als Indiz dafür zu verstehen, dass er weiß und auch damals wusste, dass das nichts allgemein Akzeptiertes war wie etwa die Doktorspiele oder das Onanieren um die Wette.

Begehren, Initiative und sexuelle Aktivität sind für ihn bei den Erwachsenen untergebracht. Sie tragen die Verantwortung. Das lässt sich für die Kindheit glaubwürdig erzählen, denn die Erwachsenen verhielten sich manifest übergriffig (die Tante und deren Partner) bis pädophil (der Ingenieur). So ist sein Erleben aber heute noch: es sind die anderen, die verführen, er antwortet nur oder lässt es mit sich machen. Er kann sich seine sexuellen Triebwünsche nicht als eigene aneignen, es ist immer der Andere, der etwas „Ungeheuerliches“ von ihm will. Alles sexuelle Begehren ist „skandalös“, das homosexuelle jedoch besonders. Offenes sexuelles Begehren muss er bremsen, bei Frauen (die Polin) wie bei Männern (der Mann, der nackt gezeichnet werden wollte; der Ingenieur

beim Treffen nach der Bundeswehr) Es birgt die Gefahr, die Kontrolle zu verlieren.

Ab dem dreizehnten Lebensjahr suchte er allein in der Kölner Innenstadt (Anfang der 50er Jahre!) Klappen auf und ließ sich auf homosexuelle Handlungen mit älteren Männern ein (die „drei Dinge“). Er begann also damals mit dem, was später Cruisen genannt wurde. Es bleibt unklar, was da genau passierte und wie häufig es geschah, aber es scheint, als sei es „verdeckt“ genug gewesen und für sein Gefühl genügend unter seiner Kontrolle, um für ihn akzeptabel zu sein.

Er war damals im Kontext der dörflichen Cliques auch sexuell hinter Mädchen her und hatte vierzehnjährig seinen ersten Geschlechtsverkehr.

Er muss in einen inneren Konflikt gekommen sein, warum sonst spricht er im Anschluss an das Erzählen des ersten Geschlechtsverkehrs mit einem Mädchen davon, dass es eine „harte“ Zeit war und er „ein ungeheures Gewirre im Kopf“ hatte. Er verfügte nun über „das Wissen der Älteren“ – aber es brachte ihn durcheinander. Das sexuelle Zusammensein mit einer Frau („immer ein schönes Gefühl dabei“) mochte er, aber der Geschlechtsverkehr interessierte ihn wenig (Nacktsein war eine „zentrale Sache“, der heterosexuelle Geschlechtsakt eher „Beiwerk“), er wollte auch nicht immer der Aktive sein, sondern selbst in der (gemeinhin als weiblich geltenden) Position des Begehrtwerdens sein. Sein geringes Interesse an Geschlechtsverkehr war neben seiner chronischen Abwesenheit von zuhause offenbar später einer der Aufhänger für die „Eifersucht“ seiner Partnerinnen.

Er wählte schon früh (ab dem vierzehnten Lebensjahr) die Strategie, die sein weiteres Sexualverhalten bestimmen sollte, indem er heterosexuelle Kontakte offen und im Dorf beobachtbar lebte und homosexuelle verdeckt

in der Kölner Szene hatte. Mit seinem Doppelleben hielt er bewusst an der Fiktion fest, beides leben zu können, sich beide Optionen (homo- und heterosexuell) offen zu halten. Das Doppelleben schien jedoch ein Element der Verleugnung zu enthalten, so als ob sein Homosexuellsein doch nicht wahr sei(n sollte).

Nach der Verführung durch den „Turner“ hatte sich der Konflikt um sein sexuelles Selbstverständnis zugespitzt. Diese Begegnung war zu eindeutig und zu „konkret“, um sie *nicht* als „schwul“ anzusehen. Er konnte seine homosexuelle Seite nicht mehr ignorieren, sie aber auch nicht akzeptieren. Für ihn war es ein *äußerer*, ihm geradezu aufgezwungener Konflikt, als wäre er ohne Verführung nicht „so“. Deshalb war er so wütend auf den Turner, dass er ihn schlagen wollte! Es entsprach im Übrigen einer lange Zeit gängigen Überzeugung, dass Homosexualität durch Verführung entstehe. „Dass ich mich auf so was einließ, das konnte also irgendwo nicht so richtig sein“.

Er stürzte sich in „Mädchengeschichten“, aber es „war alles irgendwo in meinem Kopf und tickte da irgendwo rum“. Er konnte seine homosexuellen Wünsche nicht mehr verdrängen. Nach der Bundeswehr wollte er dann eine „Antwort“ von dem Ingenieur: „ich wollte das zulassen“. Wollte er wissen, ob der Ingenieur ihn liebte? Ob der sich eine Beziehung vorstellen konnte? Der Ingenieur war eine geliebte Autoritätsperson, wenn der es okay fand, hätte er sich dann vorstellen können, sich als homosexuell zu sehen? Der Ingenieur blieb verbal jedoch vieldeutig, vielleicht traute er sich nicht (Ende der 50er Jahre! Die Gefahr, wegen homosexueller Verführung Minderjähriger angeklagt zu werden, war real!), vielleicht war er auch an dem fast Erwachsenen nicht mehr interessiert, jedenfalls brach der Argonaut dann mitten im sexuellen Akt

ab, frustrierte den anderen (und sich selbst auch), beschämende Ohnmacht in machtvollen narzisstischen Triumph verwandelnd, als wollte er sich sagen: ICH bin unabhängig. Eine homosexuelle Liebe war seither ausgeschlossen. Heimlichkeit und die Beschränkung auf flüchtige homosexuelle „Begegnungen“ – das war fortan die Lösung.

Liebe und Sex kamen bei Männern nicht (mehr) zusammen.

Unter Rückgriff auf seine heterosexuellen Möglichkeiten heiratete er eine Frau mit wunderbarer Haut und etablierte in seinen frühen Zwanzigern die Lebensform, die er dann für Jahrzehnte beibehalten sollte: mit einer Frau zu leben und Kinder zu haben und netten, aber tendenziell langweiligen Sex, und zugleich immer „wegzugehen“ und homosexuelle Kontakte zu suchen.

In seinem vierten oder fünften Lebensjahrzehnt, während seiner dritten längeren Beziehung, machte er einen Versuch, seine homosexuelle Seite in die aktuelle heterosexuelle Beziehung zu integrieren. Das blieb jedoch verdeckt insofern, als er sich zwar – in der Camouflage der Wünscherfüllung seiner Partnerin, die wollte, dass er in ihrem Beisein mit ihrem Liebhaber sexuell verkehrte – offen homosexuelles Verhalten erlaubte, ihr jedoch von seinen sonstigen homosexuellen „Begegnungen“ nichts erzählte. Es wurde keine Dauerlösung aus dem Dreieck - unklar warum. In der jetzigen Partnerschaft mit einer Frau ist alles wieder getrennt. Sie weiß nichts von seinen homosexuellen Kontakten.

Eine Beziehung mit einer Frau ist möglich, wenn diese dominant ist und wenn ihre sexuellen Wünsche nicht zu stark sind. Dann kann er die Verbindung, die er braucht, auch aushalten und wenn er „weg“ gehen kann zu homosexuellen „Begegnungen“. Dass er seit einiger Zeit mit Depression zu kämpfen hat, mag damit zu tun haben, dass die für ihn

essentiellen homosexuellen Kontakte immer weniger „befriedigend“ sind, dass er sich in der Tendenz auf seine heterosexuelle Beziehung verwiesen sieht.

Er ist (auch) zum Interview gekommen, damit ich ihm sage, was er sexuell ist (wie bei dem Treffen mit dem Weltreisenden nach der Bundeswehrzeit) bzw. was mit ihm los ist. Wie in seiner Jugend kann er sich nur eine von außen kommende Lösung vorstellen. Es passiert jedoch nichts Neues im Kontakt mit der Analytikerin – im Gegenteil, es bleibt alles beim alten, sadomasochistischen Spiel (Ablehnung von weiteren Gesprächen durch die Interviewerin, seinerseits Ablehnung von Vermittlung in Behandlung). Er ist zwar sehr bedürftig, aber sich einer Frau auszuliefern, geht nicht. Wenn er jedoch kein erfolgreicher Erregungssucher mehr sein kann, bleibt nur die Depression.

IV Der verhinderte Engel, Jg. 1942

1. Interview am 24. 8. 06; 2. Interview am 31. 8. 06; Auswertung im Februar 08; autorisiert am 16. 9. 10

Szenischer Kontext

Der Proband überfiel mich schon im ersten Telefonkontakt mit einer Kurzfassung seiner Vita: „Ich bin Jahrgang 42, evangelischer Pfarrer und schon immer schwul. Ich lebe seit 1997 getrennt, das hat aber mit meinem Schwulsein nichts zu tun. Juristisch bin ich immer noch verheiratet. Ich lebe im seligen Stand der Ruhe, bin also frühpensioniert, man will ja nicht, dass die jungen Leute ohne Arbeit sind, und wenn ich gewusst hätte, wie schön

das ist, hätte ich das schon viel früher getan.“ Hätte ich ihn nicht unterbrochen, hätte er noch viel mehr erzählt. Er kam über „Rubicon“.

Nachdem ich ihn an der Tür begrüßt habe, macht er sich ganz selbstverständlich in meinem engen Flur breit, sodass ich nicht an ihm vorbeikomme und warten muss. Er geht dann vor mir her in mein Sprechzimmer und ist damit beschäftigt, sein Handy auszuschalten, was er vor sich hin sprechend kommentiert. Währenddessen denke ich (verärgert), er wird auf meinen Platz zusteuern. Tatsächlich geschieht es so. Meine übliche Formel „hinten rechts bitte“ muss ich zweimal energisch und laut wiederholen, ehe er sich dann tatsächlich auf den ihm zugewiesenen Sessel setzt. Er fragt sogleich: „Warum?“ Es ist eindeutig keine Neugierfrage, sondern es geht darum, wer die Situation definiert. Es geht um Macht. Darauf will ich nicht einsteigen, und so lächle ich ihn einfach nur an. Er wiederholt noch einmal, jetzt leicht verunsichert: „Warum? Ist das Ihr Sessel?“ Versöhnlich nicke ich: „ja.“ Erst als ich, mehr als ein Jahr später, mit dieser Auswertung beginne, fällt mir auf, dass er mich wegen seiner Hörbehinderung vielleicht gar nicht gehört, aber eben auch Blickkontakt und Lippenlesen vermieden hat.

Im Gespräch ist er sehr reflektiert. Er kann genau beschreiben, was er heute anders erlebt und bewertet als früher, hat erkennbar viel nachgedacht, um eine stimmige Geschichte über seine Entwicklung erzählen zu können, die er scheinbar leichtfüßig präsentiert, fast heiter. Sein Zucken in Füßen und Beinen, das ich bemerkt hatte, erklärt er mir später, als es um die Autorisierung geht, als Langzeitfolge eines schweren Autounfalls, verbunden mit einer anerkennenden Bemerkung zu meiner genauen Beobachtung.

Zum Schluss des 1. Interviews, das Band ist bereits abgestellt, will er mir noch etwas mitteilen. Ich bin gespannt, was das sein könnte. Er hebt an zu schildern, wie er die Männer in der Szene erlebt hat. Mit Emphase sagt er, da gibt es so viel Potential! Man muss denen nur in den Hintern treten! Wenn ich sehe, was die teils für „Psychosen“ haben! Ich selbst habe ja „nie Probleme gehabt“ - wenn ich bedenke, was mir alles hätte passieren können: bis 1969 zehn Jahre Gefängnis, bis 1984 Entlassung aus dem Kirchendienst! Ich bin ein so glücklicher Mensch! Ich glaube ihm, aber ich frage mich schon während des Interviews, wieso er so herablassend sein muss, so selbstgerecht? Gleichzeitig bin ich auch voller Anerkennung, fast Bewunderung angesichts seiner Lebensleistung.

Er stellt mir noch die Frage, in wessen Auftrag ich diese wissenschaftliche Untersuchung durchführe. In eigenem Namen, sage ich. Ich würde dann doch sicher die einschlägige Literatur kennen, z. B. Kentler und Wiedemann. Wahrheitsgemäß sage ich, dass ich Wiedemann nicht kenne. Das sollten Sie aber, meint er von oben herab, das ist der Schwulenpapst der evangelischen Kirche, auch verheiratet, aber seine Frau akzeptiert das, der hat viele Bücher geschrieben zu Beratung, Seelsorge, Therapie, das ist ja fast dasselbe, jedenfalls sehr ähnlich. Schauen Sie doch mal im Internet nach. An dieser Stelle schaffe ich es nicht (mehr), das Besserwiserische in Form und Inhalt einfach hinzunehmen. Es kommt zu einem kurzen, heftigen Schlagabtausch über den Unterschied zwischen Therapie und Beratung, auf dem ich bestehe und den er bestreitet. Ich kann zwar unmittelbar meine agierte Kränkungsabwehr wahrnehmen, sie aber erst nach wenigen Sätzen stoppen.

Beim Protokollieren des Clinical scans frage ich mich, ob ihm noch der Schreck in den Knochen sitzt angesichts all dessen, was ihm hätte passieren

können? Es scheint aber auch, als sei er mit einem Schutzmantel versehen glücklich durchs Leben gelaufen.

Der Satz, wenn er mit mir ein Jahr lang eingesperrt wäre, dass er mit Sicherheit nicht über mich herfallen würde, bleibt mir lange rätselhaft. Und doch berührt er mich weniger als die hochmütig selbstgewisse Art, in der er über seine Teilnahme an der katholischen Kommunion berichtet. Es ist, als träte er mir damit zu nahe und nicht mit dem Vergewaltigungssatz. „Er hat etwas Zwingendes“, denke ich anderntags plötzlich.

Nach dem 2. Interview, erneut nach Ablauf des Bandes, äußert er Zweifel, ob er mir von Nutzen sein konnte und verabschiedet sich mit einem Bibelzitat: „Mancher hat ungewollt Engel beherbergt.“ So habe ich es behalten. (*Hebr. 13,2 sagt: Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.*) Als er ergänzt, „aber ich bin wahrscheinlich ein Bengel“, sage ich: das glaube ich auch *und bin erleichtert ob des kleinen Fünkchens an Selbsterkenntnis und weil hier doch noch aufschimmert, wo das Problem liegt, das er nicht haben will.*

Das Narrativ

Vor fünf/sechs Jahren ist ihm erst aufgefallen, dass er „nie den Drang zum weiblichen Geschlecht hatte,“ nämlich „als meine Mutter meinem Freund erzählte, Mädchen hat der Bernd nie nach Hause gebracht, aber Jungs,“ (IV1: 1) Er hat „nie irgendwann, in irgendeiner Form, irgendeine Freundschaft mit irgendeinem weiblichen Wesen gehabt. War so. Selbstverständlich dann mit meiner Frau, die ich kennen gelernt habe während eines Praktikums, das ich in einem Heim für körperbehinderte Kinder hatte, während meines Studiums, und sie machte ein diakonisches

Jahr.“ (IV1: 1) „Zwangsläufig, eigentlich beruflich bedingt“ lernten sie sich kennen. Auf „vielen Spaziergängen“ kamen sie sich „ein Stückchen näher“, und sie erzählte von dem sexuellen Missbrauch durch ihren Vater, was erst kurz zuvor „aufgeflogen ist, weil innerhalb des Elternhauses dann irgendein Streit zustande kam, und die Mutter hat dann ihren Vater angezeigt.“ Der Missbrauch selbst lag schon Jahre zurück. „1 1/2 Jahr später“ bekam sie „den ersten Kuss. Auch da „war irgendwie nie so der Drang.“ (IV1: 2) Seine spätere Frau schrieb ihm nach dem ersten Kuss, „ob ich mich da vertan hätte?“ Als ich frage, wie es zu diesem Kuss gekommen ist, weiß er nichts dazu zu sagen, fährt fort mit „ja gut, jedenfalls grundsätzlich hab ich dann immer nur mit Jungs Kontakt gehabt. Hatte natürlich dann logischerweise auch die üblichen sexuellen Erfahrungsspiele, die man so macht.“ (ebd.)

Diese sexuellen Erfahrungen begannen mit zehn/elf Jahren, auf dem Schulweg nach Hause. „Wir fahren mit Fahrrädern zum „Baggersee, und dann vergnügte man sich dort.“ (ebd.) „Ganz selten in Gruppen, das waren immer Einzelaktionen.“ (IV1; 7) Aber, fügt er an, ehe er auf die sexuellen Praktiken zu sprechen kommt, „zum damaligen Zeitpunkt war das Thema Homosexualität überhaupt nicht ein Thema, was diskutiert wurde. Das war eher ein Thema, was man weg schob.“ (IV1: 2) Es „war für mich völlig, in Anführungsstrichen jetzt mal, völlig normal. Ich nehme die Anführungsstriche weg, es war normal für mich.“ (ebd.) Die Vergnügungen bestanden in gegenseitigem „Oralverkehr. Das war’s aber auch.“ (ebd.) Es waren vier/fünf verschiedene Jungen, mit denen er diese Erlebnisse teilte. Mit „zweien von denen“ hat er noch heute Kontakt. „Der eine ist auch etwas schwul geblieben bis zum heutigen Zeitpunkt. Der andere hat auch ’ne Familie gegründet, hat einen Sohn, der mittlerweile auch schwul ist.

Merkwürdig, aber ist so.“ In Vorbereitung auf die Goldene Konfirmation traf er sie wieder. „Da sind einige, wo ich sagen würde, sie leben auch als U-Boote weiter, sind verheiratet, haben alle dann vielleicht ihre homosexuelle Ader nicht weiter ausgelebt, was ich mir nicht vorstellen kann. Aber gut, ist nicht meine Thematik.“ (IV1: 3)

„Ich war neunzehn oder zwanzig, also noch nicht volljährig, da bin ich dann mit einem damals 25jährigen in das heutige [er nennt den Namen einer Schwulenkneipe in Köln] gegangen.“ Er wusste, dass es sich um ein Homosexuellenlokal handelte. Seit damals bewegt er sich ohne Unterbrechung in der Szene – bis vor sechs Jahren, als er seine jetzige Partnerschaft begann.

Er hat „unterschiedliche Phasen gehabt“ (IV1: 3) in seiner Haltung zur Homosexualität. „Ich hatte Phasen, wo ich also reflektierte, dass das, was ich empfand, was ich tat, auch meine Kontakte, zum damaligen Zeitpunkt ja sowieso kriminell waren, illegal, und von der theologischen Ausrichtung logischerweise als – ich sag das bewusst in Anführungszeichen – Sünde bezeichnet wurden. Ich hab dann Zeiten gehabt, wo ich also wirklich darum gerungen habe, dass sich da irgendetwas ändern würde. Ich hab also nie die Überlegung angestellt von normal oder anormal, nie. Im Gegenteil, ich mag das Wort nicht. [...] Ich bin nicht austauschbar, ich bin ich. Ganz generell, ich hab also von daher nie auch nur ansatzweise, andeutungsweise, ansatzweise diese Anormalität für mich in Anspruch genommen [...]. War für mich einfach Teil des Lebens, aber ich hab's irgendwo ein Stück weit versucht zu ändern. Ist mir nicht gelungen. Kann mich erinnern, dass ich mal drei Wochen lang ohne Selbstbefriedigung ausgekommen bin. Aber das ging dann nicht.“ (IV1: 3) Homosexuell und heterosexuell, „das war ein akademischer Begriff, ich hab den nicht auf mich selbst bezogen.“ (IV1: 4)

Selbst als seine Frau sich von ihm getrennt hatte, - „das ging nicht um mein Schwulsein, sondern es ging um ganz anderen Dinge: sie hatte ganz, ganz viel Geld bekommen und meinte, sich selbst verwirklichen zu wollen“ (ebd.) – und anfang, „Freunde und Bekannte anzurufen und zu sagen, ich glaub, der Bernd ist schwul“ (ebd.), selbst da beantwortete er diesbezügliche Fragen seiner Freunde, ob er schwul sei, nicht. „Nee, ich hab die nie mit ‘ja’ beantwortet.“ (ebd.) Er sagte etwa, „bin ich dir schon mal in die Hose gegangen? Nö? Also dann mach dir selbst einen Reim drauf.“ (ebd.)

„Ein gutes viertel Jahr nach unserer Trennung hab ich mich definitiv, wirklich im Sinne des Wortes, geoutet“ (ebd.) - den Freunden gegenüber und auch im Presbyterium. Und „95 % haben alle gesagt: ‘na und?’ Wir haben uns das schon mal gedacht, aber warst ja verheiratet, drei Kinder, ne. Aber jetzt, wo du das sagst, okay, ja und? Was macht das?“ (ebd.) Ich frage: „Und Ihre Kinder?“ Er schildert, aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen (Tochter 1967 geboren, Sohn 1969 geboren, Tochter 1980 geboren), die ältere Tochter halte zur Mutter, der Sohn zu ihm. Die beiden Älteren haben untereinander den Kontakt abgebrochen, Mutter und Sohn haben auch keinen Kontakt mehr. Die Jüngste „die is in so ‘nem Spagat. Sie empfindet sich als, wie sie’s gesagt hat, Zufallsprodukt, denn wenn man einen schwulen Vater hat, kann das ja keine Liebe sein, die also dann zu einem Kind geführt hat.“ (IV1: 4, 5)

Er bricht das Thema Kinder hier ab und erzählt, dass er nach dem Outing begann, sich zu fragen, „wann fing das Ganze an?“ (IV1: 5) „Und erst zu dem Zeitpunkt gab es für mich das Wort schwul und das Wort homosexuell. [...] Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mich als homosexuell zu bezeichnen.“ (ebd.) Bis dahin waren das „Dinge, [...] die mehr als 50 Jahre

immer neben mir hergingen oder mit mir gingen, ich bin erst dann mal auf die Sprünge gekommen.“ (ebd.) Er ringt hier kurz um Worte, und die Grammatik entgleitet ihm. Im 2. Interview präzisiert er: „Ich hätte nie gesagt von mir, ich wäre homosexuell, das war nun auch ein unpassendes Wort, was man auch gar nicht ausgesprochen hätte.“ (IV2: 2) Er hat sich schon als schwul verstanden, auch vor der Trennung von seiner Frau, „aber ich hab’s nicht explizit so ausgesprochen. [...] Auch für mich selbst nicht.“ (IV2: 2)

Im zweiten Interview fragte ich nach den Gründen für die Heirat. Er sagt, es gab zwei Gründe: zum einen, „weil ich damals [d. i. 1967] mit Sicherheit kein Bein auf den Boden bekommen hätte, was eine Gemeinde angeht,“ (IV2: 5) und er ohne Frau „erpressbar“ (IV2: 6) gewesen wäre, „da die Männergeschichten mit Sicherheit auch weitergeführt worden wären“ (ebd.); zum anderen „gesellschaftlicher Druck“, wobei er dann vor allem von der Mutter spricht, die seine spätere Frau sofort als Schwiegertochter definierte. „Wenn ich heute noch mal an der Stelle 1967 wäre, unter den gleichen Präliminarien wie heute, also Partnerschaftsmöglichkeiten usw., hätte ich nie geheiratet. Also das mit Sicherheit, das mit Sicherheit.“ (ebd.) „Ich hab nie eine andere Frau [...] berührt, mit irgendeiner anderen Frau geschlafen als mit meiner Frau. Nie.“ (IV1: 5) Die Sexualität mit ihr beschreibt er als „Pflichtübungen“ (ebd.), „mehr Pflicht und weniger Kür.“ (IV2: 6) „Sehr entgegen kam“ ihm, dass er nie das Bedürfnis eines heterosexuellen Mannes hatte, was er ja eh nur vom Hörensagen kennt, „drei Mal in der Woche mit seiner Frau intim“ (IV1: 5) zu sein. Über die „Pastorenstellung“ (IV2: 6) sind sie nie hinausgekommen. Er konnte mit seiner Frau auch nicht „in Kuschelstellung“ (ebd.) einschlafen, Es war „immer so ´ne gewisse Sehnsucht danach, aber erstaunlicherweise, mit

meiner Frau ging das nicht.“ (ebd.) Auch „sehr intensive Zungenküsse z. B., die hab ich nie zulassen können. [...] mit Männern wohl. [...] Da war die Erektion sofort, aber hallo, bei meiner Frau nie.“ (IV2: 7) Das alles findet er „hochinteressant“, auch „merkwürdig“ (ebd.), seit er sich in den letzten zehn Jahren mit seiner Entwicklung beschäftigt.

„Ich hab’ zu keiner Zeit meiner Ehe irgendwo sexuell enthaltsam gelebt.“ (IV1: 6) Da ich nicht sofort verstehe, dass er *homosexuell* enthaltsam meint, dass er also, während ich noch bei der ehelichen Sexualität bin, über die homosexuellen Aktivitäten sprechen will, frage ich nach, wie es mit der ehelichen Sexualität weiterging: „immer eingeschlafener“, was er mit der Abneigung seiner Frau gegen Kondome in Verbindung bringt und damit, dass sie die Pille nicht mehr nehmen wollte, „wenn wir uns sowieso nur einmal im Monat sexuell betätigen.“

Die sexuelle Initiative ging ausschließlich von seiner Frau aus. An dieser Stelle beginnt er einen ausführlichen Exkurs über die Gründe dafür, dass „all meine sexuellen Kontakte, die gingen immer von den anderen aus, und zwar...“ (ebd.) Mit zwei Jahren hatte er Scharlach und Diphtherie, dabei links sein Gehör komplett verloren und rechts zu 60 Prozent. Erst mit 21 Jahren bekam er Plastiken in beide Ohren, bis dahin hatte er trainiert, sich ausschließlich auf seine Augen zu verlassen. Deshalb hat er immer abgewartet, da er „nie wusste, wo der Hase lief.“ (IV1: 7) Er „war dann derjenige, der dann in Aktion ging, wenn der andere auch in Aktion ging.“ (IV1: 7) Das ist „verinnerlicht“ und bis zum heutigen Tag wirksam, „also auch in meiner Beziehung zu meinem Freund, den ich seit sechs Jahren habe.“ (ebd.) „Das war so automatisch mein Schutzschild. Ich stand sozusagen mit dem Rücken an der Wand und hab die Geschichte beobachtet. [...] Ich bin nie in meinem Leben irgendwie wo mal

vergewaltigt worden. Nie, absolut nie. [...] Das hätt ich auch nicht mit mir machen lassen.“ (ebd.) *Von da an tauchen die Worte vergewaltigen und nötigen immer wieder in der Verneinung auf, bei dieser ersten Erwähnung in der passiven, dann immer in der aktiven (verneinten) Form.*

Im zweiten Interview erzählte er zur Sexualität mit seiner Frau noch, dass er „auch einige Male“ (IV2: 7) impotent war und er sich „auch erinnern kann, dass während des Koitus mit meiner Frau auch sozusagen im Kopfkino sich was ganz anderes abspielte.“ (ebd.) Es war „eigentlich immer mit gemischten Gefühlen.“ (IV2: 6) Als ich nach Liebe frage, besteht er darauf, „ich habe meine Frau schon geliebt.“ (IV2: 1) Zu seinem jetzigen Partner meint er, „ich mag ihn, ich achte ihn, ja ich lieb ihn eigentlich, aber ich weiß nicht, ob man das so übertragen kann, dieses klassische Verliebtsein aus dem heterosexuellen Bereich.“ (IV2: 4) Als ich frage: „Worin besteht der Unterschied“ (IV2: 5), erzählt er von einem katholischen Schulpfarrer aus einer anderen Stadt, mit dem er vier Monate lang eine sexuelle Beziehung hatte. Als dieser ihm brieflich mitteilte, er wolle die „Freundschaft nicht mehr in der Form“ (ebd.), weil er jemand kennen gelernt hätte, „und Gefühle wären also in ihm aufgekommen, die er nie so gekannt hätte.“ (ebd.) Da war er „das erste Mal in meinem Leben so was von kaputt, von enttäuscht. Ich würde das vielleicht mit dem Begriff Liebeskummer verbinden.“ (ebd.) Das war, nachdem sich seine Frau von ihm getrennt hatte. *Er kennt also doch Verliebtheit in einen Mann, ist aber in seinen jetzigen Partner scheinbar nicht so verliebt.*

Ich hatte im 2. Interview gefragt, ob es eine „Liebesbeziehung mit einem Mann“ (IV2: 2) gab, und er erzählt von dem zehn Jahre älteren Kollegen, hierarchisch „drei Etagen über mir“ (ebd.), den er 1968 kennen gelernt hatte und mit dem er heute noch in Kontakt steht. „Er hatte wohl ein Auge

auf mich geworfen vom ersten Tag an, und dann hat er sich mir genähert [...]. Ich habe erst vorgestern mit ihm telefoniert. Auch verheiratet, ganz, ganz viele gemeinsame Unternehmungen gemacht, meine Familie, seine Familie, seine Kinder wissen, dass ich schwul bin [...] er hat sich in seiner Familie geoutet, aber auch erst, nachdem seine Frau 1994 verstarb, [...] auf dieser Synode, [...] weil's ja auch um das Thema der Partnerschaftssegnung ging,“ (IV2: 2, 3) hat er sich auch öffentlich geoutet. Diese Beziehung hat „elf Jahre sehr intensiv“ (ebd.) bestanden. „Wir trafen uns in seinem Sommerhaus.“ Er verstand ihre Beziehung „als Freundschaft, Freundschaft mit durchaus sexuellem Bezug. [...] Das schloss andere sexuelle Kontakte nicht aus.“ (ebd.) Etwas später ergänzt er, „es war für mich auch irgendwo ein Vaterersatz. [...] [Er] hat mich sehr, sehr gefördert, muss ich sagen, auch in meiner Amtsposition als Pfarrer“ (IV2: 4) sodass er Aufgaben wahrnehmen konnte, „die ich nicht gemacht hätte“, wenn er „das nicht protegiert hätte.“ (ebd.)

Ich fragte im 2. Interview nach den Eltern. Von seinem Vater sagt er: „Kann mich nicht erinnern, dass mein Vater mich jemals in den Arm genommen hat [...] oder dass ich mal auf dem Schoß meines Vaters gesessen hätte.“ (IV2: 1) Auf der Beerdigung des Vaters sagten ihm dessen Kollegen: „Wir wissen alles von Ihnen. Ihr Vater hat jeden Zeitungsartikel [...] – ich hab ja Öffentlichkeitsarbeit usw. gemacht, - das ging in der Abteilung rund. [...] [Mein Vater] hat mich weder gelobt noch in irgendeiner Form deutlich gemacht, dass ihm meine Karriere, von so gar nichts auf ganz viel, in irgendeiner Weise froh gestimmt hätte oder stolz gemacht hätte, gar nicht.“ (ebd.)

In Köln kannte er „alle einschlägigen Klappen“. Er hat auch schon als elfjähriger „faszinierend“ (IV1: 9) gefunden, im heimischen Freibad durch

die Löcher der Blockhaustoilette zu schauen, „bis mir kalt wurde“ (ebd.). Aber er hat „keinen Hang zum Jungvolk“ gehabt, „nie das Strichermilieu“ kennen gelernt und „nie Geld angeboten“ bekommen. (IV1: 8) „Das war ´ne Sache, die ich selber wollte und suchte [...] just for fun.“ (ebd.) „Das Erstaunliche ist, auch aus der Perspektive der letzten Jahre, ich hab nie irgendwann, irgendwo, in keinsten Weise in dieser Zeit ein schlechtes Gewissen gehabt. Das schlechte Gewissen über das, was ich tat, kam erst während des Schuldienstes. Da wurde das erst [...] von dem Begriffsbereich Sünde in eine Ecke gedrängt, die mir da irgendwo Probleme machte. Das hab ich dann aber abgelegt.“ (IV1: 9) Und zwar mit Hilfe eines „sehr, sehr lieben [...] väterlichen Freundes“ (ebd.), mit dem er nie eine sexuelle Beziehung hatte, „aber da hatte ich im Gegensatz zu meinem Vater und zu meinem Elternhaus einen sehr guten Kontakt zu.“ „Der hat mich dann sozusagen zur Brust genommen und hat gesagt, [...] wenn Gott dich nicht so gewollt hätte, wie du bist, dann hätte er dich wohl so geschaffen, wie er dich haben wollte.“ (ebd.) Ausführlich beschreibt er, dass er sich diesem Mann, den er sehr verehrte, anvertraute. „Da ging es aber nicht um Homosexualität, sondern es ging um Selbstbefriedigung“ (ebd.) Die Verständigung lief aus seiner Sicht „ganz unausgesprochen.“ „Da hab ich nicht von anderen Männern gesprochen, das war das Erstaunliche. [...] Ich glaube, dass er gewusst hat, was ich wollte, ohne dass ich es gesagt habe.“ (IV1: 10) Danach war für ihn klar: „es ist alles in Ordnung. Punkt. Das war [...] ein Einmachglas, Deckel drauf, kannst ins Regal stellen, brauchst dich nicht mehr drum kümmern. Is in warmen Tüchern. Und das ist so geblieben.“ (ebd.) Zusätzlich beschäftigte er sich in „theologischer Reflexion“ (ebd.) mit den Bibelstellen über Homosexualität und verkündet mit großer Bestimmtheit, dass die „exegetisch absolut nichts hergeben über

Homosexualität“ (IV1: 10). Für ihn war dann klar, dass „die Bibel mir an dieser Stelle keine Verbotsvorgaben“ (ebd.) macht, „also war das in Ordnung.“ (ebd.) Es war „natürlich irgendwie wohl so ´ne Art Streicheleinheit. Das war mir klar, aber ich lebte damit.“ (ebd.)

Dann erzählt er, dass seine spätere Frau in seinem Elternhaus „von vorneherein als Schwiegertochter“ (ebd.) betrachtet wurde und er damals schon auf dem Rückweg von Treffen mit ihr „auf die Bahnhoﬂplatte gehen“ (ebd.) musste, „um zu gucken, ob da irgendwie wo was los war [...]. Das war schon etwas sehr Merkwürdiges damals. Aber alles erst im Nachhinein.“ (ebd.) „Im Nachhinein [...] war das schon eindeutig und klar, eigentlich suchte ich nicht die sexuelle Befriedigung bei meiner Frau, sondern die sexuelle Befriedigung bei Männern.“ (IV1: 11) Er lebte dann einen „Spagat zwischen einerseits eben Ehemann und auf der anderen Seite eben doch meine ungezählten Männerbekanntschaften, die ja alle nur, wie man so schön sagt, one-night-stands waren, obwohl es gar keine Nächte waren, sondern nur kurze Liaisons, nicht einmal das, sondern man traf sich manchmal gar nicht mehr wieder.“ (IV2: 2)

Seine sexuellen Phantasien und das, was er konkret tut, beschreibt er als deckungsgleich. Meine im 2. Interview gestellte Frage nach den zentralen sexuellen Phantasien versteht er auch nach mehrfacher Präzisierung nicht. Er erzählt, dass auch seine „sexuellen Träume immer mit Männern, nie mit Frauen“ (IV2: 8) sind. Und „ich würde nie Schmerzen zulassen an mir, und ich würd auch niemand Schmerzen zufügen können. [...] Sexualität ist für mich immer mit Wohlbefinden, mit Kuschneln, ja mit positiven Handlungen, niemals mit Aggressivität. Ich würd also niemand zwingen können, nicht, das wäre gar nicht möglich.“ (IV2, 8, 9) Er sagt, „es war nie anders, da hab ich mich nicht verändert. [...] Dies übliche, wenn Sie die Fachsprache

kennen [...] rot und gelb, also Natursekt und all diesen Krempel, also das ist so was von, dass ich mir das definitiv nicht für mich vorstellen kann. Weder aktiv noch passiv, das ist etwas, was ich auch nicht verstehe, muss ich ganz ehrlich sagen. Also, da hab ich auch eine Sperre, da jemanden zu verstehen, der da drauf abfahren kann, ist nicht mein Ding. War nie mein Ding und wird's auch hoffentlich bleiben. Das ist eine Grundstruktur, die man einfach so hat.“ (IV2: 9)

„Ich hab meine Frau eigentlich nie betrogen. Ich habe ihr das gegeben, was sie, sexuell jetzt, wollte und wann immer sie es wollte. [...] Ich hab sie nie abgelehnt, aber ich hab sie auch eigentlich nie mit einer Frau betrogen, aber mit Männern natürlich jede Menge.“ (IV1: 11) Über all das hat er „erst nach der Trennung nachgedacht.“ (ebd.) Da hat er „viele Dinge aufgearbeitet.“ (ebd.) Aber er hat nie „mit einer Psychologin oder einem Psychologen“ (ebd.) gesprochen, „hab ich auch kein Bedürfnis zu gehabt,“ weil in ihm „keine Resignation, keine Anklage, kein Bedauern [ist], weil ich im Grunde genommen nie etwas getan habe, was andere nicht wollten. Nötigung hab ich nie gemacht, sondern wir war'n uns einig, und wir haben, sexuell eben, unsere Bedürfnisse geregelt, und damit war das also irgendwo jenseits von Schuldempfinden. Ich hab nie ein schlechtes Gewissen gehabt.“ (IV1: 11)

Im 2. Interview sage ich: „In gewisser Weise könnten Sie Ihrer Frau ja dankbar sein, dass sie gegangen ist.“ Er antwortet, indem er ein Gespräch mit einem Mitarbeiter, „der auch schwul ist“ (IV2: 10) zitiert, „dem ich genau diese Frage, die er genau so gestellt hat, eigentlich könnte deine Frau ja froh sein, dass sie dich zum Mann hatte, und da hab ich gesagt, [...] ja, das schon, denn ich hab ja meiner Frau nie etwas zuleide getan. Und dann hat er gesagt, Hochmut. Das hat mich sehr getroffen. Ich weiß nicht, ob meine Frau mir dankbar sein kann.“ (ebd.) *Er kann seiner Frau tatsächlich*

nicht dankbar sein, kann nicht in ihrer Schuld stehen und anerkennen, dass er sie aus taktischen Gründen geheiratet und in gewisser Weise missbraucht hat – von ihrem Missbrauch wissend. Er will ein Engel gewesen sein, der alles richtig gemacht hat, obwohl er weiß, dass er ein Bengel war.

Er ist ganz sicher, dass seine Frau nichts von seiner Homosexualität gewusst hat und dass diese nichts mir ihrer Trennung zu tun hatte. Er schildert, dass seine Frau als sechstes Kind, das „nie etwas Eigenes“ (IV1: 11) hatte, in einer Erbschaft „ihre Freiheit gesehen“ (IV1: 12) und sich deswegen getrennt hat. Sie hat dann gemerkt, dass es ihm gut ging, und erst nach einem halben Jahr, als sie „pleite“ (ebd.) war, kamen die Anrufe, „der Bernd is schwul“ (ebd.). Sie hat ja nicht gesagt, „so, jetzt bin ich finanziell sicher, jetzt sag ich ihm klipp und klar, du schwule Sau, jetzt geh ich meine eigenen Wege, wie sie anderen gegenüber gesagt hat, die schwule Sau mach ich kaputt. [...] Hat sie ja nicht getan, halbes Jahr später kam sie. Deswegen mein Rückschluss, sie hat es nicht gewusst. Sie hat es nicht gewusst.“ (ebd.) *Dass sie es nicht gewusst haben kann, ist für seinen Engel-Anspruch entscheidend, denn dann hätte er ihr in seiner inneren Verrechnung auch nichts vorenthalten. Die Feindseligkeit lokalisiert er ausschließlich bei ihr.* Im zweiten Interview kommen zum Thema Trennung noch andere Aussagen. „Als sie dann entdeckte, dass Geld nicht alles ist, ... und merkte, dass ich sie nicht, ich sag’s jetzt mal so flapsig, zurückhaben wollte, da erst ist sie ja losgegangen und hat also dann die Trommel gerührt so nach dem Motto [...], der Bernd ist schwul.“ (IV2: 11) „Ich hab das als Geschenk des Himmels angenommen, dass meine Frau sich von mir trennen wollte.“ (ebd.) „Ich hab sofort alle Karten auf den Tisch gelegt und die Unterhaltszahlungen geregelt. [...] Es war mein Preis, dass ich den Unterhalt zu zahlen hatte, und bis heute sehe ich das so, den Preis für meine Freiheit.“

(ebd.) Das geschah 1999 gerichtlich, und seither hat er seine Frau nicht mehr gesehen. Sie wollte auch nicht mehr mit ihm sprechen, sagt er. Er ist auch „nach wie vor verheiratet, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen. ... meine Frau kriegt 1600 Euro jeden Monat auf die Hand, der geht's gut. Wenn wir uns scheiden lassen, kriegt sie 900. Ich komm auch zurecht, meine Frau kommt zurecht, also es ist 'ne rein wirtschaftliche Geschichte.“ (IV2: 12)

Er sagt, „dass viele unserer Freunde gesagt haben, wir haben euch immer so als ideales Paar gesehen. Also nach außen und nach innen, irgendwo stimmte das. In den letzten Jahren ist das dann so ein bisschen ins Wanken geraten, weil dann auch durch die sehr intensive und heftige Wechseljahreszeit bei der Frau dann doch so einige Sachen rauf und runter gingen auch in der Emotionalität meiner Frau, aber ansonsten wurden wir immer als ideales Paar gesehen.“ (IV2: 10, 11) *Auch hier muss er, um an der These festhalten zu können, dass er ihr mit seiner Homosexualität nichts weggenommen hat, die Ursache dafür, dass sie kein ideales Paar mehr waren, seiner Frau zuschieben.*

Ich frage, wie er das hinbekommen hat, dass seine Frau nichts merkte. Viele Jahre hatte er schwule Kollegen, auch verheiratet, „mit deren Familien wir ganz viel unternommen haben“ (IV1: 12). Außerdem war er viel unterwegs, auf Tagungen, auch international, und er reiste seit den 60er Jahren mit schwulen Reiseführern (Gay-Guide, Spartakus). „Sie glauben gar nicht, wie einfach das ist. Wenn ich irgendwo hingefahren bin, [...] bin ich da in die Szene marschiert und habe [...] logischerweise meine Kontakte gesucht.“ (ebd.) Nur einmal traf er in der Szene auf einem Parkplatz ein Gemeindemitglied, das sofort „abhaute.“ (IV1: 13) Er ergriff dann bei nächster Gelegenheit die Initiative und sprach diesen Mann an,

„wenn wir uns also, wo auch immer, wann auch immer, an irgendeinem Ort treffen, dann ist das in Ordnung. Aber deswegen müssen wir uns nicht aus dem Weg gehen.“ (ebd.) Er ist auch nie erpresst worden, sagt er im 1. Interview. „Das hat’s einfach nicht gegeben. Da bin ich so was von glücklich.“ (ebd.) *An dieser Stelle fällt zunächst ein tatsächlicher Erpressungsversuch unter den Tisch, den er später noch schildert.*

Er ist weder HIV-infiziert, noch hat er sich jemals sexuell übertragbare Krankheiten zugezogen und empfindet es als „ganz große Gnade, bei meiner Form von Promiskuität, dass mir das erspart“ (IV1: 14) geblieben ist. Die „unverdiente Gnade“, dass ihm so viel „erspart geblieben“ (IV2: 1) ist, taucht im 2. Interview noch einmal auf. Eigentlich müsste es mir ja ganz schön dreckig gehen. [...] ganz salopp, der Chef [Gott] hat es offensichtlich doch ganz gut mit mir gemeint.“ (ebd.)

Seit 1983 „gehe ich nicht mehr ohne Kondome aus dem Haus,“ (IV1: 14), nachdem er in einer Sauna erstmals von der „Schwulenseuche“ (ebd.) gehört und sofort mit einem befreundeten Arzt gesprochen hatte, der meinte, dass Kondome der einzig sichere Schutz sind. „Das hat jetzt mit dem Risikoverhalten nur indirekt etwas zu tun: ich war bis vor sechs/sieben Jahren ausschließlich aktiv, was jetzt Analverkehr angeht.“ (ebd.) Er meint, das hat damit zu tun, dass, als er 14 Jahre alt war, „einer meiner Schulfreunde“ versuchte, „mich anal zu befriedigen, das hat also nicht funktioniert, das hat furchtbar weh getan, seitdem war das gesperrt.“ (IV1: 14) Bis zu seiner jetzigen Partnerschaft „war das für mich nicht praktikabel, dass ich selber passiv war. Das gehörte nicht in meine Welt. Auch alles, was Schmerzen angeht, [...] das ist auch nicht mein Ding, und von daher gehör ich vielleicht nicht zu jenen, die im Bereich von HIV-Infektionen prädestiniert wären, dass sie sich infizieren könnten. Denn es muss ja Blut

fließen.“ (IV1: 15) Ich wende ein: „Beim aktiven Analverkehr kann man sich doch auch...“ Mir ins Wort fallend stimmt er sofort zu: „Ist richtig, natürlich, klar. Seit 1983, wie gesagt, geh ich nicht mehr aus dem Haus ohne Kondome. Das ist eben so. Ja heute lebe ich natürlich in einer ganz anderen Position.“ (ebd.)

1997 war die Trennung, Januar 1998 ging er in die HuK (*Homosexuelle und Kirche*), wo er sich „richtig aktiv eingebunden“ (ebd.) hat, verbunden mit der „persönlichen Prämisse“ (ebd.), dort keine sexuellen Kontakte anzuknüpfen, „das sind alles in Partnerschaft lebende schwule Männer, die dort hinkommen, das macht man nicht.“ (ebd.) Aber „unmittelbar nachdem meine Frau sich von mir getrennt hat, “ (ebd.) besuchte ihn ein alter Studienkollege, der sich per Regenbogenfahne am Auto als schwul zu erkennen gab, „auch verheiratet, auch zwei Kinder“, (IV1: 16), und mit dem fing er eine Beziehung an, ohne zu wissen, dass der Kollege seit Jahrzehnten ein schwerer Alkoholiker war. Er trennte sich von ihm und kam dann 2000 mit seinem jetzigen Partner, den er von der HuK schon lange kannte, zusammen. Dieser hatte sich inzwischen ebenfalls von seinem Partner getrennt. Der jetzige Partner des Probanden ist zwanzig Jahre jünger „und muss natürlich noch arbeiten.“ (ebd.) Die Beziehung ist „definitiv offiziell.“ (ebd.) Seine 90jährige Mutter hat ihn als „Zweitsohn“ angenommen. Sie „weiß da also bestens Bescheid und akzeptiert das auch und hat da keine Probleme mit.“ (IV1: 17) Durch diese Beziehung ist „manches anders geworden.“ Er fühlt sich „zur Treue verpflichtet“, (ebd.) aber viel wichtiger ist ihm etwas anderes, das er mir ausführlich schildert. Sein Partner ist katholisch, beide gehen jeden Sonntag zur Kirche. Der Priester der katholischen Gemeinde „weiß, dass wir ein schwules Paar sind. Ich geh dort zur Kommunion, als evangelischer Pfarrer [...]. Das weiß die

Gemeinde, wir tauchen überall gemeinsam auf, der katholische Moraltheologe, Professor A., der in dieser Gemeinde wohnt, als Emeritus, und der auch Gottesdienste hält, der hat uns dann mal gesagt, 'wo die Liebe ist, da ist Gott'. Und damit war für ihn das Thema erledigt.“ (ebd.) Auch in seiner Gemeinde gehen sie gemeinsam in den Gottesdienst, „meine Kollegen wissen, dass wir beide schwul sind.“ (IV1: 18) Er hatte sich, ein Jahr nachdem seine Frau ausgezogen war, „selbst im Presbyterium geoutet“ (ebd.), die Gemeinde hielt zu ihm, lädt ihn heute noch ein. „Ich hab da keine Probleme, all die Ängste, die ich mir mal gemacht habe, was wird sein, wenn. Das ist weg, das ist Null. Ich leb so was von frei.“ (IV1: 18) Damit endete das erste Interview.

Das zweite Interview endete, nachdem ich nach seinen frühesten Kindheitserinnerungen gefragt hatte, mit einer Schilderung seiner Kindheitsängste und wie er später seine Angst, als er sich in Wien ein einziges Mal in seinem Leben einem Erpressungsversuch ausgesetzt sah, mit Chuzpe überwand: „Ich war damals 29, er war vielleicht 24, Student, und wir haben uns dann in der Stadtbibliothek auf die Toilette verfrachtet und haben denn da so'n sexuelles Erlebnis miteinander ausgetauscht.“ (IV2: 19) Danach gingen sie die Ringe entlang, „und dann sagt er: so, und jetzt kriege ich 1000 Schilling von dir. [...] Da ging natürlich mein Computer da oben, und dann gingen wir wie gesagt am Ring an diesen noblen Adressen vorbei, und dann sah ich Rechtsanwaltskanzlei Pipapo, erster Stock. Ich sag, komm, okay, hier im ersten Stock sollst du deine 1000 Schilling kriegen. [...] Ja, sag ich, ich hätte gern ganz kurzfristig einen Termin, der junge Mann möchte etwas zu Protokoll geben, und das möchte ich ganz gerne, dass der Notar das also beglaubigt. Guckt er mich an: Erklärung abgeben? Ich sag, du wolltest doch... Weg war er. Ich sag, entschuldigen

Sie, also wir müssen uns irgendwo missverstanden haben, ich melde mich dann noch mal. Hab mich im Flur erstmal ´ne halbe Stunde auf die Treppe gesetzt, hab gedacht, was machst du jetzt, wenn du raus kommst. Und dann hab ich mich doch rausgewagt, und dann war der weg. Also mit welcher Kaltschnäuzigkeit ich das gemacht hab, hat mich hinterher fasziniert, also diese Idee, die dann ja der rettende Engel war.“ (ebd.)

Ich frage noch einmal nach den Kindern. Die Älteste bezeichnet er als „Moralschleudertochter“ (IV2: 12), schildert sie als geldgierig und berechnend. Er kennt deren zwei Kinder nicht. „Diese besagte Moralschleudertochter sagt natürlich, mit schwulem Vater ist unmöglich.“ (IV2: 13) Der Sohn hat als Krankenpfleger einen „schweren Job“ (IV2: 14), außerdem ist er nach sieben Jahren Ehe geschieden, hat zwei Kinder, eine neue Partnerschaft, „alles nicht so einfach.“ (ebd.) Die Beziehung zur jüngsten Tochter klingt am schwierigsten. Sie hat seit fünfzehn Jahren einen Freund. „Warum sie nicht heiraten, keine Ahnung.“ (ebd.) Er sieht sie nicht. „Das ist so eine Spagatsituation.“ (ebd.) Er hat „Angst“, einfach zu ihr hinzugehen, „Schiss davor, jetzt den ersten Schritt zu tun.“ (ebd.) Er ist „nicht ganz sicher, ob das nicht genau das Gegenstück hervorrufen würde von dem, was ich mir erwünscht hätte.“ (ebd.) *Er hat dieser Tochter gegenüber ein besonders schlechtes Gewissen, will eigentlich von ihr eine Art Lossprechung, die sie ihm aber verweigert. Vielleicht rührt sie an die wunde Stelle, dass es in der Ehe und Familie tatsächlich einen Mangel gab (an Zuneigung? an Ehrlichkeit?), den er jedoch verleugnen muss.*

Als ich frage, wie er versteht, dass es ihm möglich war, von promiskem sexuellem Verkehr mit Männern auf partnerschaftliche Treue umzuschalten, kommt er noch einmal auf den zehn Jahre älteren Kollegen zu sprechen: „Sie müssen sich vorstellen, wenn man auf Parkplätzen oder in Saunen oder

wo auch immer Männer kontaktiert, das läuft zu einem sehr hohem Prozentsatz nonverbal ab.“ (IV2: 17) Bis zu dem Zeitpunkt, als er die Beziehung mit dem älteren Kollegen begann, hatte er „so gut wie ausschließlich nur einmal mit einem Mann sexuellen Kontakt haben können. Es war mir unheimlich, dem noch mal zu begegnen.“ (ebd.) Über einen sehr langen Zeitraum gab's nur „diese nonverbale Schiene“ (IV2: 18) Die Beziehungen mit dem ehemaligen Studienkollegen und auch mit seinem jetzigen Partner waren da schon anders, „da wusste man was voneinander, da war irgendwo 'ne andre Basis da. Wir haben stundenlang telefoniert in der Zwischenzeit zwischen der Nicht-mehr-Existenz von B. (dem ersten Partner) im Januar und dem wir-uns-zum-ersten-Mal-treffen mit C. (dem jetzigen Partner) im März. [...] Und da ist das dann geplatzt, heute ist das überhaupt keine Frage, aber das war bis zu dem Zeitpunkt immer so diese nonverbale Schiene, und das war's dann, fertig.“ (ebd.) Seinen jetzigen Partner kennt er seit 1998, seit März 2001 sind sie zusammen. „Das ist auch eine Zeit, wo man, ja wo man sich einfach dann persönlich ein bisschen näher gekommen ist, ohne sexuell sich in irgendeiner Form näher gekommen zu sein.“ (ebd.)

Früheste Kindheitserinnerung (IV2: 15f):

„Ja, die letzten Kriegstage. Ich kann mich nur erinnern an eine Situation, wo meine Mutter mit mir vor der Luftschutzkellertüre stand, weil sie schon zugemacht worden ist, und wir schauten dann also die Christbäume, die auf Köln runter gingen, an.“ Das war im Februar 1945, kurz nachdem er aus der Klinik entlassen worden war, in der er wegen Scharlach isoliert worden war. Da war er zweieinhalb Jahre alt.

„Ich weiß noch, wie ein amerikanischer Panzer in unserem Garten einen Kirschbaum umgefahren hat und der Nachbarjunge, der mit der Panzerfaust, die er irgendwo her hatte, als Flakhelfer meinte, den großen Max zu spielen, und hat die abgeschossen, die Stafette umgedreht und hat ihn mit der Bordwaffe erschossen. Der Darm quoll raus.“ Das war im April 1945, als er 2;8 Jahre alt war. Er weiß es so genau, weil im April seine Großmutter gestorben war. „Und dann mussten meine Eltern im selben Haus die große Wohnung oben aufgeben und in die kleine Wohnung unten ziehen, weil die Person fehlte. Und ich kann Ihnen jetzt noch aufzeichnen, wie die Einrichtung des Zimmers meiner Großmutter war.“

„Ich weiß noch, auf der Intensivstation [...] dass ich da geklingelt habe und mit einem größeren Jungen, der auch Scharlach hatte, das hat mir meine Mutter dann aber erzählt, dass der größere Junge auch Scharlach hatte, dass wir also in den Betten rumgetobt haben und die Schwestern geklingelt haben mit einer Klingel, die so runterhing. Das weiß ich. Ich weiß noch, wie meine Eltern vor der Türe standen und ich mit meinen Händen so davor gehauen hab, weil ich sie nicht kriegen konnte. Das war jetzt also Anfang Februar 45.“ Da war er 2;7 Jahre alt.

Ich frage auch nach den Gefühlen in den erinnerten Szenen. „Gefühle habe ich absolut keine.“ (ebd.) Dann erzählt er von seiner Angst. „Ich hatte ganz, ganz viel Angst, bin immer dann mit dem Rücken zur Wand bis zum nächsten Lichtschalter. [...] ich hab auch eine ganz lange Zeit als Bettnässer gehabt, da war ich bestimmt auch schon zehn. [...] Angst hab ich sehr viel gehabt, besonders im Dunkeln, weil dann hörte ja mein akustisches Vermögen, mich zu orientieren [auf], und ich war nur auf meine Augen

angewiesen, so denke ich mir das [...] Und, nun ja, Angst hab ich also sehr viel gehabt, bis zehn/elf Jahre. Dann hörte das auf.“ (ebd.)

Analyse der sexuellen Entwicklung

Dieser Proband war vom Beginn der Pubertät an, ab dem zehnten/elften Lebensjahr, als er mit sexuellen Aktivitäten begann, homosexuell und damit ganz einverstanden. Er wollte und konnte das für normal halten, indem er es tat und nicht weiter darüber nachdachte. Es gab genügend Jungen, mit denen solche homosexuellen Treffen möglich waren, und es gab - noch vor dem Abitur - die schwule Szene. Die Worte schwul und homosexuell hielt er sich (jahrzehntelang) als „akademisch“ vom Leib, so als beträfen sie ihn nicht. In einen bewussten inneren Konflikt geriet er erst, als er ev. Theologie studierte und mit dem Sündenbegriff konfrontiert wurde im Zusammenhang mit der damals hochaktuellen Diskussion, ob Masturbation Sünde sei. Da er ausschließlich homosexuelle Onaniephantasien hatte, musste er sich in einem doppelten Wortsinn gemeint fühlen und geriet in einen inneren Konflikt (zwischen Es und Über-Ich). Für diesen fand er einen Ausweg, indem er mit einem älteren Theologen, der für ihn eine positive Vaterfigur war, über Masturbation sprach und dessen Satz „wenn Gott dich anders gewollt hätte, hätte er dich anders erschaffen“ uminterpretierte bzw. erweiterte. Er sagte sich, dass damit unausgesprochen auch er als Homosexueller (nicht nur er als Masturbierender) gemeint sei und dass mit diesem Satz nicht nur die Onanie, sondern auch die Homosexualität nicht weiter als Sünde betrachtet werden musste.

Mittels dieser wichtigen Vaterfigur modifizierte er sein Über-Ich und Ich-Ideal und so, von innen und außen gestärkt, tat er einen weiteren Schritt, beschäftigte sich mit exegetischen Fragen (Interpretation der Bibelstellen

zur Homosexualität) und nahm sich aufgrund dieser wissenschaftlichen Beschäftigung die Freiheit, die herrschende Meinung als falsch einzuschätzen. Er registrierte durchaus, dass er sich da etwas passend machte, aber es funktionierte, so dass er heiraten und konfliktfrei mit dem homosexuellen Reiseführer auf Dienstreisen gehen konnte. Er hatte sich zudem eine private Verhandlungsmoral zurechtgelegt, wonach er nichts tat, was der andere nicht wollte, und wonach er der/dem anderen gab, was diese/dieser sexuell von ihm wollte. Die Tatsache, dass er später regelmäßig homosexuelle Pfarrer traf, auch hochrangige, mit denen er sich identifizieren konnte, trug zur Festigung dieser Einschätzung bei, dass er sich mit seiner Homosexualität nicht sündig fühlen müsse.

Auch während des 30jährigen Zusammenlebens mit seiner Frau hörte er nie auf, sich homosexuell zu betätigen. Und er hatte keineswegs nur flüchtige, anonyme, einmalige Begegnungen, obwohl diese bis zur Trennung von seiner Frau vorherrschend waren. Es gab eine langjährige, über fast zehn Jahre auch sexuell gelebte Beziehung zu einem älteren Kollegen und Förderer, mit dem er heute noch befreundet ist, und diese Beziehung war (heimlicher) Teil einer Freundschaft beider Familien. In den letzten Jahren des ehelichen Zusammenlebens gab es eine zweite mehrwöchige sexuelle Beziehung mit einem katholischen Kollegen, die zu „Liebeskummer“ führte, als dieser sich wegen eines anderen Mannes vom Probanden trennte. Schließlich begann er direkt nach dem Auszug seiner Frau eine sexuelle Beziehung mit einem ebenfalls verheirateten ehemaligen Studienkollegen, die über fast vier Jahre dauerte, ohne dass er auf weitere homosexuelle Kontakte verzichtet hätte. Diese Beziehung eignete sich als Testfall für ein offen schwules Leben, weil er ja nur Besuch von einem Pfarrerkollegen bekam, wenn sein Freund ihn aufsuchte, und das durfte jeder sehen.

Seit März 2001 ist er offiziell mit einem zwanzig Jahre jüngeren Mann zusammen, den er seiner Mutter vorgestellt hat und der auch in der Öffentlichkeit (Kirche, Familie, Nachbarschaft) als sein Partner erkennbar ist. Mit ihm ist erstmals auch passiver Analverkehr möglich, ebenso Zärtlichkeiten und aneinander geschmiegt schlafen. Er lebt erstmals monogam.

Geheiratet hatte er, wie er rückblickend freimütig einräumt, aus Gründen der Karriere und der Konvention. Ohne Ehefrau hätte er keine Pfarrstelle bekommen, hätte seine Mutter ihn bedrängt, und er hätte sich angesichts seiner nie unterbrochenen homosexuellen Aktivitäten erpressbar fühlen müssen. Es hätte ihm auch Entlassung aus dem Kirchendienst drohen können. Er heiratete seine spätere Frau circa ein halbes Jahr nach seinem ersten Bewerbungsgespräch als Pfarrer. Da er von der Vorgeschichte ihres sexuellen Missbrauchs durch den eigenen Vater wusste, konnte er annehmen, dass sie keine großen sexuellen Ansprüche stellen würde, und so schien es sich auch zu bewahrheiten. Sein fehlendes sexuelles Interesse konnte er phantasieren als etwas, das seiner Frau entgegenkam. Er hatte eine doppelte Wirklichkeit konstruiert, in der er sich als Plus anrechnet, dass er seine Frau (hetero-)sexuell nicht betrog und in der er seinen homosexuellen Betrug nicht zählte.

Eheliche Sexualität war ihm eine Pflicht, die nicht leicht zu erfüllen war. Es gab keine Zärtlichkeiten zwischen ihnen, und nie probierten sie etwas anderes als die „Pastorenstellung“. Teils ging es nur, wenn im „Kopfkino“ ein homosexueller Film lief. Manchmal war er impotent. Dennoch besteht er darauf, dass seine Frau ein schönes Leben an seiner Seite gehabt habe, immerhin habe sie viel von der Welt gesehen durch ihn. Es ist ihm außerordentlich wichtig, dass die Trennung nichts mit seiner

Homosexualität zu tun gehabt habe, denn von der könne sie nichts gewusst haben. Die Trennung sei ausschließlich dem Selbstverwirklichungswunsch seiner Frau geschuldet, den sie nach einer Erbschaft ausleben konnte. Für ihn war die Trennung seiner Frau ein „Geschenk des Himmels“. Er wollte sie ja gar nicht zurückhaben. Er konnte nun ohne bewusste Schuldgefühle Wege sondieren, wie er offen homosexuell leben könnte. Er war mehrfach abgesichert, als er sich outete: die ev. Kirche debattierte über Formen kirchlicher Segnung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, und er fand in der HuK einen Partner, den er auch seiner Mutter und der Gemeinde vorstellen konnte. Er hatte es geschafft! Und ohne dass ihm ernsthafte Probleme begegnet wären, wie er sie von so vielen anderen kannte - etwa eine HIV-Infektion oder offene Anfeindungen. Es schien im Nachhinein, als hätte er nie Probleme gehabt. Nun war doch alles gut, oder? Er wäre gerne ein Engel gewesen und wusste doch, dass er eher ein Bengel war. Dieses unbewusste Wissen um Schuld dürfte sich auf die Beziehung zu seiner Frau und zu seinen Töchtern beziehen und – so meine Hypothese – ihre Wurzel in der durch die frühen Traumata (Trennung und Krieg) in der Mutterbeziehung ausgelöste Aggression und in den Notwendigkeiten der Abwehr dieser Aggression haben.

Diese aggressive Ladung ist von Beginn an in der Übertragung, szenisch (als latenter Kampf, als Kontaktvermeidung) und in den Worten spürbar (auch wenn wir ein Jahr lang eingesperrt wären, würde ich nicht über Sie herfallen). Er sagt während der Interviews zwei mal ‚meine Mutter‘, als er ‚meine Frau‘ sagen will. Es ist ihm sehr wichtig, dass er nie vergewaltigt und genötigt hat, nicht bei seiner Frau und auch nicht in seinen homosexuellen Beziehungen. Er glaubt bewusst und voller Stolz, sich und seine Aggressivität immer im Griff (gehabt) zu haben. Da schimmert durch,

wie sehr er um Beherrschung seiner aggressiven Gefühle ringen musste und muss.

Das Aggressionsproblem dürfte verschieden tiefen Schichten angehören.

Zum einen ist es ein aggressiver Akt der Entwertung, eine Frau aus taktischen Gründen – im vollen Bewusstsein, sie nicht zu lieben noch zu begehren, zu heiraten. Auch wenn er sich das – wie bei der Homosexualität – erst im Nachhinein mit voller Klarheit bewusst machte, so wusste er doch, was er tat und dass dies vor seinem Über-Ich eine Rechtfertigung verlangte. Diese Rechtfertigung, an der er bis heute festhält, basiert auf einer Verkehrung ins Gegenteil: Er tat ihr einen Gefallen, wenn er sie nicht beehrte; eigentlich musste sie ihm sogar dankbar sein, da er sich besser verhielt als ihr aggressiver, sexuell übergriffiger Vater, denn der Proband hatte seine Aggression im Griff. Dass er seine Frau immer mit anderen Männern betrog, das sah er nicht als aggressiv an. Durch ihn sah seine Frau etwas von der Welt und hatte ein sorgenfreies Leben. Sie hatte keinen Grund, zu klagen und ihm böse zu sein. Das betont er vehement. Aber sie ist ihm offenbar böse, denn sie will ja seit der gerichtlichen Festlegung der Höhe der Unterhaltszahlungen nicht mehr mit ihm sprechen. Damit aber setzt er sich nicht auseinander, sondern er spricht ihr und der älteren Tochter die Berechtigung ab, auf ihn wütend zu sein, er disqualifiziert sie geradezu. Nur bei der jüngsten Tochter ist er zwiespältig, als würde er ihr zugestehen, dass die fehlende Liebe, mit der sie gezeugt worden sei, eine berechtigte Klage enthalten könnte. Vor ihren potentiellen Vorwürfen, vor ihrer potentiellen Zurückweisung hat er Angst. Das ist möglicherweise eine Verschiebung – von der Frau weg zur Tochter hin. Wäre die Vehemenz nötig, mit der er darauf besteht, dass die Trennung nichts mit seiner Homosexualität zu tun habe, wenn er nicht insgeheim wüsste, dass das nur

vordergründig stimmt. Die buchstäbliche Wahrheit verbarg eine andere, wichtigere Wahrheit: er bemächtigte sich ihrer als bürgerliches Schutzschild, hinter dem er seine Karriere und seine homosexuellen Aktivitäten verfolgen konnte. Dass er sich mit dieser „Schuld“ so gar nicht auseinandersetzen kann, muss noch tiefere als die hier skizzierten Gründe haben.

Der Satz, dass er mich nie vergewaltigen würde, selbst wenn er ein Jahr lang mit mir eingesperrt wäre, führt mich im Verein mit den drei Kindheitserinnerungen, die ich wie in der Traumdeutung als Dreisatz lese, zu folgender Hypothese als der tiefsten Schicht seiner Schuldgefühle:

Die krankheitsbedingte Trennung und Unterbringung auf einer Isolierstation im zweiten Lebensjahr dürfte eine enorme Wut, ja vielleicht Hass ausgelöst haben, die möglicherweise (Erinnerung an die Mutter, die ihn nicht schützen kann im Krieg) eher der Mutter als dem Vater gilt. Die zweite Erinnerung enthält den Hinweis auf die Quelle der Abwehr: der Krieg bzw. die spezifische Erfahrung, dass ein Junge getötet wurde, der seine Aggression gegen ein übermächtiges Objekt nicht unter Kontrolle hatte, dient als nachträgliche Begründung dafür, dass er Angst aushalten und seine Aggression kontrollieren wollte, egal wie. Er nahm einen Besatzungsabzug vor, so als sagte er sich/der Mutter: „Meine Wut kriegst Du nicht, aber auch nicht meine Lust.“ Damit wahrte er seine fragile Autonomie und hielt seine oralen (Abhängigkeits-)Wünsche in Schach. Bis zum Ende der Latenz geschah dies durch Rückzug. Wohl nicht zufällig fallen das Ende der Angst und der Beginn der homosexuellen Aktivitäten zusammen. In der Fellatio hatte er eine Praktik gefunden, mit der er seine oralen Bedürfnisse befriedigen und diese Befriedigung, die er in seiner Phantasie jederzeit und überall problemlos haben konnte, in den Dienst der Ablösung von der

Mutter stellen konnte. Diese grandios omnipotente Phantasie war wie ein Schutzmantel, sie gab ihm Sicherheit. Aber sie hatte auch einen größenwahnsinnigen Unterzug von: „es ist verboten, aber es steht mir zu“ (das Orale, die Fellatio, die Hostie), als gälten die üblichen Regeln für ihn nicht, als sähe „der Chef“/Gott ihm alles nach, wie Eltern dies manchmal mit einem verzogenen Kind tun, wenn sie in ihrem frechen Bengel einen Engel sehen.

In einer Gesamtschau bleibt jedoch zu würdigen, dass er sich seiner Männlichkeit und seiner Homosexualität immer sicher war und mit ihr selbstbewusst durchs Leben ging, auch wenn das Selbstbewusstsein anfangs mehr ein Anspruch war bzw. auf Überheblichkeit basierte und erst im Laufe des Lebens durch Identifizierungen innerlich verankert wurde; dass er sich trotz (heterosexueller) Ehe und trotz eines Lebens als öffentliche Person gestatten konnte, homosexuelle Kontakte, später auch homosexuelle Liebesbeziehungen zu pflegen; dass es ihm schließlich gelang, zu einem privat und politisch passenden Zeitpunkt in ein offen homosexuelles Leben zu wechseln, ohne dass sein privates oder öffentliches Ansehen Schaden nahm und ohne dass er sich bewusst schuldig fühlen musste.

Mit den unbewussten Schuldgefühlen muss er leben und kann das auch, weil das Bewusstsein eines privilegierten Lebens unter Gottes Schutz ihn trägt. Er wäre so gerne ein Engel und findet es schade, dass er ein Bengel ist. Aber auch damit kann er leben.

V Der Suchende, Jg. 1949

1. Interview am 2. 9. 06; 2. Interview am 12. 9. 06; Auswertung im April 08;
autorisiert am 26. 9. 10

Szenischer Kontext

Der Proband kam über eine befreundete Therapeutin zu mir, bei der er seit Kurzem in zweistündiger analytischer Behandlung war. Sie wusste von meinem Forschungsprojekt und hatte ihm den Flyer gegeben - denselben, den ich auch über die Beratungsstelle RUBICON in der Schwulen-Szene verteilt hatte.

Da ich kurzfristig einen Termin für die Forschungssupervision bekommen hatte, den Probanden also vorher interviewt haben musste, rief ich ihn zwei Tage vorher an und vereinbarte einen Interview-Termin für Samstag; eigentlich drängte ich ihn dazu, denn Montag sollte die Supervision sein. Er ließ sich drängen, wollte aber dann, dass ich zu ihm käme.

Ich klingelte. Er öffnete nicht sofort. Als ich die Treppe hochkam und für den Bruchteil einer Sekunde sah, wie jemand aus dem Türrahmen zurücktrat, war ich flüchtig irritiert. Er begrüßte mich zurückgezogen im Flur bzw. ich begrüßte ihn, indem ich ihm die Hand entgegenstreckte und ihn mit seinem Namen ansprach. Vielleicht hatte er nur kurz geguckt, wer da hochkam, dachte ich, mich selbst beruhigend.

„Frau Imhorst, ich hab den Termin vergessen, aber wir können das jetzt machen.“ Das war seine Begrüßung. Er bat mich ins Wohnzimmer, murmelte etwas von nicht sehr aufgeräumt, was nicht meinem Eindruck entsprach, und lief sofort wieder raus. Ich hatte, da es im Wohnzimmer keinen passenden Tisch für das Aufnahmegerät und keine Möglichkeit gab, sich gegenüber zu sitzen, darum gebeten, ob wir in die Küche gehen

könnten? Ich wartete, während er Kaffee aufsetzen wollte, und nahm den Geruch von Räucherstäbchen wahr. Auf dem Tischchen neben dem Sofa sah ich buddhistische Bücher liegen. Schließlich rief er mich in die Küche, ich bereitete das Gerät vor, und als wir anfangen wollten, stellte er fest, dass er vergessen hatte, den Kaffeeautomat anzustellen.

Ob er immer so durch den Wind ist, fragte ich mich. Oder spielte das „Feindbild Frau“ eine Rolle, wovon er kurz gesprochen hatte (ich weiß leider nicht mehr, in welchem Kontext)? Wenn es eine Rolle spielte, wollte ich es vermutlich (noch) nicht wahrhaben.

Er wirkte wie ein asketischer, weicher, ein wenig femininer Mann, zu dem Meditation gut passte, und er erinnerte mich an einen ehemaligen heterosexuellen WG-Mitbewohner, der manchmal für schwul gehalten worden war.

Die Wohnung war geschmackvoll eingerichtet, mit vielen Bildern und Zeichnungen, dabei eine Mischung aus Studentenbude, Bohème und Übergangslösung. Ins Auge fiel ein großformatiges Bild, „Zahn um Zahn“, das in meinem Blickfeld stand und seinen angeblich chaotischen Schreibtisch den Blicken entzog.

Zum Schluss, als ich mit ihm einen zweiten Termin verabreden wollte, bat er mich, ihn dann morgens noch einmal zur Erinnerung anzurufen, damit er den Termin nicht (erneut) vergesse. Ich war irritiert, sagte es jedoch zu. Er war ja auch bereit, dieses Mal zu mir in die Praxis zu kommen. Als er nach meiner Visitenkarte fragte, hatte ich keine dabei und ein leicht schlechtes Gewissen.

Zuhause biss mich dann eine unserer Katzen, und zwar die, die ich aufgezogen hatte. Das hatte sie in sieben Jahren noch nie getan. Ich dachte, ob sein Geruch vielleicht in meinem Rock war? An ihm hatte die Katze zu

zerren versucht, ehe sie mich, als ich sie abwehren wollte, in die Hand biss. Ein verrückter Einfall, dachte ich. Ich hätte nicht sagen können, warum er mir gleichzeitig einleuchtend erschien.

Das Narrativ

Der Proband vergewisserte sich, was ich genau wissen wollte, und begann dann, von seinem (heterosexuellen) Jugendfreund zu erzählen, mit dem er noch heute befreundet ist, „und da waren so diese Spiele erstmal, so hab ich’s auch erstmal angesehen.“ (V1: 1) Auf meine Nachfrage, was sie genau gemacht hätten, präzisiert er, „onanieren nicht mal, war Körperkontakt und, ja, auch Energien und auch schon mal den Penis in die Hand nehmen oder so was. Onanieren war nicht, er war auch gar nicht so drauf aus.“ (ebd.) „Bis zum achtzehnten Lebensjahr war das so, dass ich gedacht habe, das gehört noch so dazu, das wird sich verändern. Dann hab ich meine Ex-Frau kennen gelernt [...], und das war durch meinen Freund, der uns vorgestellt hatte, weil er meinte, ich müsste auch jemanden im Bett haben, und ja, ich hab das dann irgendwie mitgemacht, das ist so meine Grundtendenz damals gewesen, also immer da so mitzumachen, was man so an Anforderungen an mich gestellt hat. Und das Weitere war dann, musste ich zum Bund, und kurz davor sagte mein Bruder z. B., wollt Ihr Euch nicht verloben? Auch da war es wieder so.“ (ebd.) Heute glaubt er, den Grund zu kennen: „Also ich denke schon mal, das hat was mit Missbrauch zu tun, dass ich eigentlich immer so meinen Vater, meinen großen Bruder, den ich dafür verantwortlich mache, gesucht habe, und alles andere war für mich im Prinzip mehr oder weniger egal. Es lief halt, und deswegen hab ich mich auch stark fremd bestimmen lassen, und weil es mich nicht wirklich interessiert, was da noch so nebenher läuft, Schule

und all solche Dinge. Ja und dann bin ich zum Bund, und da hatte ich mein erstes Erlebnis mit einem erwachsenen, also Mann halt, [...] der war etwas älter als ich. Und da muss ich schon sagen, aus Angst heraus hab ich mich nicht mehr darauf eingelassen.“ (ebd.) Dieser hatte ihn zweimal oral befriedigt, der Proband hatte auch auf ihm gelegen, und sie waren erwischt worden. „Ich hab dann meine Ausbildung angefangen, habe dann, ja, auch wieder aus irgendeiner Situation heraus, meine Eltern waren nämlich ganz froh, dass ich dann auszog [...] und ich kann mich erinnern, der Entscheidungsgrund der Heirat an sich, [...] war, dass wir eine Wohnung damals bekommen wollten, die bekam man nur, wenn man verheiratet war.“ (V1: 1, 2)

Frisch verheiratet hatte er dann einen von seiner Seite aus sexuellen Kontakt mit dem Bruder seiner Frau. Es war „kein richtiger [sexueller Kontakt]. Von mir aus schon gewollt, aber es war mehr so homoerotisch, ich hätte das gern mehr, aber er hat nicht mehr zugelassen in diesem Sinne.“ Er hatte „mit ihm irgendwie im Bett gelegen und geschmust.“ (V1: 2) Als seine Frau ihn „aus ihrem Gefühl heraus“ darauf ansprach, sagte sie „gut, dass es mein Bruder ist, denn er ist ja wie ich.“ (ebd.) „Es war ihr damals schon bewusst. Dann war es irgendwie verdrängt. [...] Da war ich 25, als ich mich mit meiner Frau das erste Mal so unterhielt.“ (V1: 2, 3) Hier, wie noch oft, bleibt unklar, wann genau die sexuellen Kontakte zum Schwager stattfanden bzw. wie lange. „Das war so mehr Körperkontakt und dass ich mehr so die Nähe gesucht oder auch versucht habe, dieses Gefühl wiederherzustellen, was ich durch meinen Bruder kennen gelernt habe.“ (V1: 2) Er erzählte, wie er sich das erklärte: als „Nachkriegskind“, von den Eltern, die nachholen wollten, was man nachholen konnte, „alleine gelassen“ und „sehr viel Angst gehabt. „Und aus dieser Angst heraus hab

ich (*dies ist eine der seltenen Stellen, wo er von sich und seinem Wunsch spricht*) mich selbst eine Etage höher neben meinen Bruder gelegt, und irgendwann hat er halt Spiele an mir ausprobiert. Ich denke mal, das war für mich ausschlaggebend für mein ganzes Leben. Auf der einen Seite dieses Gefühl, in Sicherheit zu kommen, auf der anderen Seite das Gefühl zu haben, jetzt wirst du ausgenutzt.“ (V1: 2) Als ich im 2. Interview genauer wissen möchte, was zwischen seinem Bruder und ihm geschah, wick er aus oder widersprach sich (bezüglich der Initiative, ob der Bruder auf dem Bauch oder Rücken lag etc.). „Ich weiß, dass es stattgefunden hat, aber ich weiß keine Einzelheiten. Selbst in der langen Phase der Therapie, also das hab ich mir auch nie versucht, hoch zu holen als Erinnerung.“ (V2: 1) Aber „das war für mich eigentlich nichts Sexuelles, denk ich mal, sondern eher dieses Schutzgefühl.“ (V2: 2) In einem Gespräch 4 Jahre später, als es um die Autorisierung des Narrativs ging, sagte er, da habe schon Scham eine Rolle gespielt, und ergänzte, in seiner Kindheit sei es immer der 7 Jahre ältere Bruder gewesen, der initiierte, dass der Proband sich auf dessen Rücken legte. Später habe er selbst diese Situation immer initiiert.

Er erinnert sich, „unter sieben“ (ebd.) gewesen zu sein, als er von einem Freund seines älteren Bruders „huckepack genommen“ (ebd.) wurde, und dass er versuchte, „mir immer diese Situation herzustellen“ (ebd.), egal ob mit Spielgefährten oder mit wem auch immer, „durchgängig, also bis heute.“ (V2: 3) „Ich hab mich auch nicht auf die Schule konzentriert, sondern immer mehr, wie komme ich an so ´ne Gelegenheit. Ich denke mal, das ist schon damals so ´ne Sucht gewesen.“ (V2: 2) *Hier beschreibt er klar das Süchtige seines Verhaltens.*

Dabei sei „das Opfer zum Täter geworden.“ (V2: 3) „Ich schäme mich dessen eigentlich ein bisschen, dass ich halt irgendjemand noch missbrauche. [...] Es hat ja auch nichts mit richtiger Nähe zu tun oder mit der Person schlechthin. [...] Es ist ja nicht die Nähe zum Menschen, sondern eigentlich nur zu einem Objekt. [...] Das find ich schlimm, irgendwo. Vielleicht vor ner Frau noch eher.“ (V2: 2, 3) Auch gegenüber seiner aktuellen Therapeutin findet er es schwer, „über solche Dinge zu reden.“ (ebd.) Davor hatte er einen schwulen Therapeuten, da war es kein Problem. *Warum das bei dem schwulen Therapeuten kein Problem gewesen sei, über „diese Situation“ zu sprechen, habe ich nicht nachgefragt. Oder meint er nur, bei ihm war es kein Problem, über seine Homosexualität zu sprechen?*

Dann, als ich fragte, was sich in der Pubertät veränderte, antwortete er zunächst, „dass es dann gar nicht mehr so um körperliche Nähe geht, das ist nur ein Ausdruck von irgendetwas, es geht eigentlich mir mehr zu einem Vater, der nie da war, oder zu ner Mutter, die ich nicht mochte. [...] Ich hab da auch ´ne gewisse Macht ausgeübt. Ich hab die Jungen, später die Männer, halt dahin gebracht, dass sie das tun, was ich will. [...] Also Manipulation im Prinzip. (V2: 3, 4) Vier Jahre später sprach er von „Rache“, die da reinspielt.

Ich fragte weiter, wozu er die Männer genau brachte. Er versucht, es zu erklären, sagt sein übliches, „dass ich dann mich darauf gelegt habe und mich dann irgendwie...“ (V2: 4) und bricht dann ab, um von seiner „wahnsinnigen Scham“ (ebd.) zu sprechen und „dass ich Ihnen gegenüber [...] mich sehr unwohl fühle.“ (ebd.) Ich sei eine Frau „ungefähr in meinem Alter, ich hoffe, ich liege da nicht falsch, und Sie bringen auch so was Mütterliches rüber, wo es mir noch mal schwerer fällt.“ (ebd.) Er fühle sich

mit mir „auf einer Ebene. Das ist kein junges Mädchen, das ist keine alte Frau, also nicht mal meine Mutter, es ist eigentlich eine Frau, die, [...] wenn ich vielleicht sogar heterosexuell wäre, dann wäre das eine Ebene. Und [...] das missfällt mir nicht, fühl mich unwohl. Vielleicht...so genau kann ich es nicht benennen.“ (ebd.)

Diese Erzählstruktur wie in Träumen, wo eine Bejahung und eine Verneinung (das missfällt mir nicht, ich fühl mich unwohl) scheinbar widerspruchslos nebeneinander stehen, ist ein typisches Element in seiner Redeweise.

Ich sprach dann allgemein das „Spannungsfeld“ an, „in dem wir uns dadurch bewegen, was es nicht so ganz einfach macht.“ (ebd.) Daraufhin fragte er, was ich noch für Fragen hätte, „ich bin soweit“, (ebd.) und kehrte zur Pubertät zurück, schilderte sein erstes sexuelles Erlebnis, mit vierzehn Jahren im Landschulheim, mit einem Mitschüler. „da hab ich unten, auf dem Rücken, gelegen und er auf meinem Bauch so drauf, und ich hab´ dann so meine Spiele gemacht. Da weiß ich, dass er gekommen ist, und ich war total platt, dass ich überhaupt nichts damit anfangen konnte.“ (V2: 5)

Danach, mit fünfzehn/sechzehn, lernte er seinen bis heute ältesten (heterosexuellen) Freund kennen. Etwa zwei Jahre lang besuchten sie sich regelmäßig gegenseitig. „Ich hab die Situation immer geplant, [...] dass er es irgendwie gar nicht anders konnte, als sich auf den Bauch zu legen, und da weiß ich, [...] da kam bei mir auch schon mal ein Orgasmus.“ (ebd.)

Mit knapp achtzehn lernte er seine spätere Frau kennen, „es war auch gar nicht von mir gewollt“ (V2: 6) und hatte seinen ersten heterosexuellen Verkehr: „es war weder prickelnd noch war es selbstverständlich. Es war schon sehr anstrengend.“ (V2: 5)

„Ich will auch gar nicht mal sagen, dass die Ehe schlecht war oder auch dass ich sie nicht irgendwo gerne gemocht habe, geliebt nie.“ (V1: 3) „Wir haben uns sehr viel unterhalten in der gesamten Ehe.“ (ebd.) Er fühlte sich ihr in den ersten Jahren „sehr nah, muss ich ganz ehrlich sagen. Das war unbeschwert, [...] z. B. das mit der Haut, wie wir in der Sonne im Bett lagen und ich ihre Haut gespürt habe, das war unbeschwert.“ (V2: 7) Mehrfach schwärmte er von ihrer „wunderschönen Haut“. (etwa V1: 16) „Aber es war auch nebenher schon immer ein Druck, [...] dass da auch noch etwas Anderes in mir lauert.“ (V2: 7) „Ich hab auch mit ihr schlafen wollen sicherlich, aber ich merkte immer, irgendwas fehlte mir oder war nicht richtig und ich hab mich auch permanent danach geduscht, und auch dieses Gefühl von körperlicher Übelkeit, das hab ich regelmäßig gemerkt.“ (V1: 3) „dieses hinterher eigentlich erbrechen müssen“ (V1: 17). „Ich glaube mal, [...] dass ich mich vor dem Sex geekelt habe. So dieser Mann zu sein, der Macher oder so, [...] diese Rolle [...] die ist mit dem Inneren gar nicht unbedingt immer identisch. [...] Ich wäre eigentlich die bessere Frau, ja, ich kann besser kochen, ich kann besser dekorieren, ich könnt einen Mann verwöhnen, [...] und ich verwöhne ja auch Männer.“ (V2: 11) Dann erzählte er von den äußerst positiven Reaktionen, die er auf sein Profil bei GayRomeo, einer schwulen Plattform im Internet, erhält. Als ich nachfragte, was genau schwierig sei dabei, der Mann zu sein, winkte er ab, „ich glaube, das ist nicht bewusst, nicht richtig bewusst.“ (V2: 12) Aber ohne weiteren Übergang fährt er fort: „Ich wär damals, eigentlich bis heute noch, das klingt vielleicht auch blöde, [...] ich wär besser eine Frau geworden. Alles, was ich so in mir trage, ist eigentlich besser da aufgehoben.“ (ebd.)

Er fühlte sich „gedeckelt, [...] ich hab mich nicht als Hetero empfunden. [...] Ich fühlte mich auch als Mann nicht wohl.“ (V1: 16)

Bei Feiern im Partykeller, wo die Frauen auf der einen Seite saßen und die Männer alle nur an der Theke waren und er irgendwo abseits stand, beschreibt er: „da ist so 'ne Glaswand, und die erzählen da Themen, die mich überhaupt nicht mehr interessieren, die ich also auch nicht so akustisch mitkriege. So hab ich mich gefühlt. ... Ich war auch ganz anders. Ich war total arrogant, total zurückgezogen in mir, wenn ich irgendwo anders hinging, wo ich nicht abschätzen konnte, was da passiert.“ (V1: 16)

Transsexuelle Überlegungen aber verwarf er, denn „aus mir kann man keine gute Frau machen, die mir auch gefallen würde, ja das schon allein aus optischen Erwägungen würde ich es nicht tun.“ (V2: 12) Die Männer, die er treffe, seien „sehr angetan“ (ebd.) von ihm, „die erleben mit mir einen ganz anderen Sex, als sie es vielleicht mit ihren anderen männlichen Partnern haben, viel weicher, viel einfühlsamer und zärtlich und all diese Dinge, und das genießen die schon.“ (ebd.) „Als Junge wollte ich immer ein guter Liebhaber sein“ (V2: 13) – es gab für ihn damals nicht die Alternative, ob für einen Mann oder für eine Frau. Und er hatte „immer Angst, das hab ich auch heute noch, nicht gut genug zu sein.“ (ebd.)

Ende zwanzig, Anfang 30 hatte er zu einem Arbeitskollegen sexuellen Kontakt. „Aber es war auch nur so, dass ich mit ihm so irgendwie im Bett lag, auf ihm so drauf, also immer wieder diese Situation herstellen, diese Nähe suchen.“ (V1: 3) „Es ging mir [...] um den Schutz, den ich haben wollte [...] diese Situation immer herzustellen, dass ich bei [...] nem Mann auf dem Rücken lag, also seine Pomuskulatur, die Wärme, gespürt habe.“ (V2: 6) *Die Argumentationsfigur: es war eigentlich nichts Sexuelles, es ging in der für seine Sexualität so zentralen „Situation“ nur um Nähe,*

Wärme und Schutz, die er stets vergeblich suchte; es ging „nur“ darum, dieses Gefühl wiederherzustellen, was er durch seinen Bruder kennen gelernt hatte, das zieht sich durch beide Interviews. Es sei eine „Sucht“ und ein „zwanghaftes Verhalten“, so betont er auch vier Jahre später, bei dem es ausschließlich um Schutz und Nähe ging.

Aus der Situation mit dem oben erwähnten Arbeitskollegen „entstand irgendwann mal eine Situation, mit der ich nicht mehr klar kam. Und dann war meine Frau im Wintersport.“ (V1: 3) Ohne Übergang begann er hier die Schilderung seines schweren Suizidversuchs, den er ca. 30jährig mit Tabletten und Alkohol unternahm, der „auch fast daneben gegangen“ (ebd.) wäre, *ohne dass ich den Zusammenhang bemerkte zwischen der potentiellen, jedenfalls ersehnten homosexuellen Beziehung mit dem Kollegen und seinem Suizidversuch. Ich bemerkte ihn weder während des Interviews selbst noch bei der ersten Durchsicht des Transkripts. Dieser erschien bis zur Auswertung (fast eineinhalb Jahre nach den Interviews) wie ein Ereignis aus heiterem Himmel. In der Supervision nach dem ersten Interview blieb der Suizidversuch ebenfalls ein Rätsel, da ich den Erzählkontext „vergessen“ hatte.*

Im 2. Interview sprachen wir noch einmal über die Gründe für seinen Suizidversuch. „Es war im Prinzip die Hoffnungslosigkeit, dass ich aus diesem Dilemma nicht rauskomme, weil ich es nicht akzeptiert habe. [...] ich hab das zwar gesucht, aber [...] das Gefühl gehabt, das ist es eigentlich auch nicht so richtig. Also wissen Sie, nur auf jemandem liegen, das spürt man ja selber, [...] das kann es auch nicht sein, nur das, da muss noch mehr sein und ich hab irgendwo das Gefühl gehabt, das werd ich nie erreichen.“ (V2: 9) *Hier beschreibt er mit bemerkenswerter Klarheit seine Verzweiflung angesichts der Angst, aus der Bindung an „diese Situation“*

nicht herauszukommen. Er sei ja zur Zeit auch wieder in Therapie, weil „ich nicht in der Lage bin, [...] mich wirklich einzulassen, also ich hab ´ne wahnsinnige Angst.“ (ebd.)

„Also, ich hätte besser da schon [nach dem Suizidversuch] sagen sollen, nein, tut mir leid, ich glaub, es bringt nichts.“ (V1: 4) Aber er gab seiner Frau nach, die ihm „die Pistole auf die Brust gesetzt“ (V1: 3) und gefordert hatte, „erst die Therapie, und dann möchte ich gerne Kinder, oder wir trennen uns.“ (ebd.)

Er machte die Therapie, nahm in der Firma „eine Auszeit“ (V1: 4), in der er die Meisterschule besuchte. Anschließend machte er sich selbständig. Die Tochter wurde geboren, als er gerade in den Meisterprüfungen steckte, der Sohn „fast zwei Jahre darauf“ (ebd.), als er mitten im Aufbau des eigenen Betriebs steckte. „Ich habe wirklich viel gearbeitet, manchmal rund um die Uhr“ (ebd.), und dazu kam anfangs noch das Engagement bei der Versorgung der Kinder (nachts aufstehen, wickeln und tragen), ehe er sich davon zurückzog. (V1: 13)

Als er 38 Jahre alt war, war der Aufbau der Firma abgeschlossen, „und dann fing es auch schon langsam an, wo ich dann merkte, hier bin ich nicht richtig.“ (V1: 4) „Es war nichts Konkretes, nur das Gefühl, ich krieg keine Luft mehr.“ (V2: 15) Er wurde „psychosomatisch, würd ich sagen“, (V1: 4) krank, hatte entweder Kopf- oder Rückenschmerzen und war bei einer Homöopathin in Akupunktur-Behandlung. Einmal kamen sie dort in einem Gespräch auf „diese Problematik Schwulsein“ (ebd.), woraufhin die Homöopathin ihm anbot, eine „Atemtherapie“ (ebd.) zu machen, wo er in der dritten Sitzung zusammenbrach. Als es darum ging, in den Kreis zu treten und zu sagen, ‚ich will‘ da „fing ich an zu heulen, und da wusste ich, ich will nicht mehr.“ (V2: 15)

Er hatte ja bereits eine Therapie gemacht, „zwischen dem Suizid und dem ersten Kind“ (V1: 4), und in dieser auch über das Thema Homosexualität gesprochen. Danach hatte er „das Gefühl, jetzt wär es okay, jetzt könnte ich ein normales Leben führen, ich wär nicht schwul, wie auch immer. [...] Ich habe gedacht, es wäre weg. Ich wollte es nicht weg haben. [...] Ich hab gedacht, es ginge weg, also ich war ja halt mir der Frau zusammen, [...] wir waren ja lange verheiratet, fast 30 Jahre, und die ersten fünfzehn Jahre waren sicherlich, denk ich mal, besser als manche Durchschnittsehe. Wenn dann diese Problematik nicht irgendwann so untergründig eingesetzt hätte. Die war von Anfang an irgendwo da, das ist ganz klar, aber. Ja dann gingen die ganzen Therapien los, meine Kinder waren da, und irgendwann mal waren wir [...] in Spanien, das war so der Auslöser eigentlich“ (V1: 4, 5) für den beginnenden Trennungsprozess. Das war circa zehn Jahre vor den Interviews. Er schilderte, dass er damals gar nicht mehr in der Lage war, sich seiner Frau zu nähern. Heute sehe er, wie sie „zu Recht wahnsinnig darunter gelitten hat“ (V1: 5) unter seiner „eisigen Gefühlskälte, weil ich mich sehr in einem Panzer fühlte.“ (ebd.) Es gab „kein nahes Gespräch mehr, was über lange Zeit ja immer gut lief. Selbst wenn wir Probleme hatten.“ (ebd.) Als er dann noch auf der Rückfahrt in einem Restaurant mit einem Franzosen flirtete, während seine Frau dabei war, initiierte sie ein Krisengespräch. Daraufhin begann er erneut eine (dieses Mal) mehrjährige Therapie, seine Frau machte auch Therapie, und parallel hatten sie Paartherapie-Sitzungen, wo er erfuhr, dass seine Frau fremd gegangen war, ohne dass es ihn noch berührt hätte. (ebd.) Es gab „über einen längeren Zeitraum große Spannungen“ (V1: 6) Nach ca. zwei Jahren ("irgendmal") bestellte er „so'n Callboy ins Labor“ (ebd.), und das war dann der Auslöser für die Trennung und für seinen Auszug aus dem

gemeinsamen Haus. Ein dreiviertel Jahr „hatte ich fast durchgängig jede Woche einmal nen Callboy zuhause, weil ich austesten wollte, wie ist das so.“ (ebd.) Weil das eine „teure Sache“ (ebd.) war und damals die Gesundheitsreform zu Einnahmerückgängen führte, vor allem aber wegen der Kinder und wegen der „Angst“ seiner Frau (ebd.) sei er noch einmal zurückgegangen. Nach weiteren sechs Monaten oder weniger war klar, dass es nicht mehr ging, und sie reichten über einen befreundeten Anwalt die Scheidung ein. 1998 war er erstmals ausgezogen, 2001 wurde er geschieden. Seine Frau war innerhalb eines Jahres wieder verheiratet. Von sich sagt er: „Ich bin auch heute noch nicht beziehungsfähig. Deswegen bin ich ja noch immer bei der Frau A. [seiner jetzigen Therapeutin] Das hat auch etwas mit meiner Erziehung, mit meiner Kindheit in der Familie zu tun, nicht mit dem Schwulsein.“ (V1: 8) Zunächst hatte er noch auf eine Partnerschaft gehofft, dann aber „gemerkt, also Partner, das wird bei mir nichts.“ (V1: 12)

Der Proband blieb noch drei bis vier Jahre am Ort, faktisch bis seine Kinder erwachsen waren, aber es gab auch Gerede wegen der ständig wechselnden Männerbesuche, ein Kollege sagte es ihm, und er zog in die Großstadt, wo er zum Interviewzeitpunkt circa zwei Jahre lebte. 2005 wurde er Buddhist – auch das ein Ausdruck von „ich mach mit 56 noch mal alles neu.“ (V1: 8) Noch circa ein Jahr lang hielt er sein Labor aufrecht, ehe er zum Januar 2006 alles verkaufte, um sein „Leben ganz anders und ganz neu zu ordnen.“ (V1: 7) Das Labor hatte er fast 25 Jahre lang wirtschaftlich sehr erfolgreich geführt. Die Kinder seien im Studium und könnten BAföG beantragen, meinte er; außerdem sei ihre Mutter „sehr gut situiert und hat selber ein sehr hohes Einkommen“ (ebd.) Er selbst „habe ein gewisses Kapital, dass ich drei Jahre leben kann, ohne arbeiten

zu müssen, aber dann müsste es irgendwann wieder einsetzen, und in dieser Zeit fange ich jetzt an, mich zu orientieren.“ (V1: 7) Er will „Tantramassagen“ (ebd.) anbieten. Tantra war „der Wendepunkt in meinem Selbstbewusstsein, [...] und so hab ich gemerkt, ich kann das sehr gut. [...] Vielleicht war das sogar ´ne Therapie für mich, wahrscheinlich sogar.“ (V2: 13) Dort habe er „ein ganz tolles Feedback bekommen, dass ich ein sehr warmherziger, offener und liebenswürdiger Mensch bin. [...] dieser Gruppenleiter [...] erzählte mir im Prinzip das Gleiche.“ (V2: 14) Ich fragte, ob er je eine Beziehung mit einem Mann hatte? „Also eigentlich nicht wirklich. [...] Das einzige war mal mit diesem Arbeitskollegen, wo ich so Mitte zwanzig war, aber das hat auch nicht funktioniert, weil ich irgendwie, der hat´s mir irgendwie angeboten, ich hab das gar nicht richtig realisiert. Ja, ich war also wirklich zu naiv. Deswegen hab ich mir dann auch, als ich mal irgendwann diesen Schritt gemacht habe, ich dacht, jetzt nimmst dir Callboys, die können´s dir zeigen.“ (V1: 8) Seit der Trennung von seiner Frau hatte er „sehr viele Männer“ (V2: 10), vor allem über die schwule Internetplattform GayRomeo, aber „es ging über Sexualität nicht hinaus.“ (V1: 9) „Ich hab immer abgebrochen.“ (ebd.) Nur zwei Männer, mit denen er jeweils drei bzw. vier bis fünf Monate lang in Kontakt war, „hängen mir auch noch so´n bisschen im Kopf“ (V1: 8). „Wenn mir jemand zu nah kam wie der M., bin ich ganz schnell wieder abgehauen.“ (V2: 10) Ich fragte, wie er selbst seine Beziehungsunfähigkeit verstehe. Er vergewisserte sich, „das muss Ihnen ja auch was bringen“ (V1: 9), ob mich das interessierte, und erzählte dann ausführlicher von seiner Mutter und seinem Elternhaus, wobei er teils in der dritten Person sprach, z. B. „es ging erstmal darum, dieses Ausgeliefertsein eines Kindes, wenn man in

einer Wohnung allein ist und die Eltern das eigentlich wissen, und ich hab das Haus schon mal zusammen geschrien, das ist mir nicht nur einmal passiert, sondern regelmäßig, wenn die weg waren. [...] wenn das hinterher ausgenutzt wird durch meinen Bruder, [...] da hab ich schon kein Vertrauen mehr.“ (ebd.) Er sei der liebe Sohn gewesen für seine Mutter, wenn es ihr passte, und sonst nicht. Auch als „Moderator zwischen diesen Eheleuten“ (ebd.) fühlte er sich „missbraucht“, denn beide Eltern versuchten, ihn auf ihre Seite zu ziehen und den jeweils anderen schlecht zu machen. Seine Mutter hatte ihm auch gesagt, „dass ich eigentlich gar nicht mehr geboren werden sollte, und wenn, dann als Mädchen.“ (V1: 10) Die Mutter, selbst aus einer „besseren Familie“ (ebd.), hatte im Krieg zunächst wohlhabend geheiratet und ihren ersten Sohn bekommen. Als ihr Ehemann fiel, hatte sie dessen Cousin, aus einem ärmeren Familienzweig stammend, geheiratet und in der Nachkriegszeit zwei weitere Söhne bekommen, den Patienten und seinen knapp zwei Jahre älteren Bruder. Aber „sie hat mich rangezogen an dem Todestag und mit mir um ihren ersten Mann getrauert“, (V2: 17) nicht den ältesten Bruder, den Sohn dieses ersten Ehemannes. Den zweiten Ehemann dagegen wertete sie ab. Sie konnte auch zum Probanden sagen, „ach, du bist mir der Liebste von allen, und mein Bruder stand daneben.“ (ebd.) „Sie war eine sehr unehrliche Frau.“ (ebd.)

Der Proband, der sagt, er habe sich immer nach seinem Vater geseht, „der nie da war, (V2: 3) berichtete auch, dass ihm erzählt worden war, dass er „schreiend weggelaufen“ (V2: 6) sei, als er den Vater das erste Mal gesehen habe. Da konnte er schon laufen. Übergangslos fuhr er fort: „Im Prinzip hat sich diese Situation unser ganzes Leben, bis er gestorben ist, durchgezogen. Also ich konnte dann irgendwann nicht mit ihm in einem Raum sein, ohne dass mir die Nackenhaare zu Berge standen und dass er

aggressiv wurde, [...]. Und mein Bruder war im Prinzip auch durchgängig so [...] er war nie ein großer Bruder, der bei Streit auf der Strasse z. B. für mich Partei ergriffen hätte, Schutz gegeben hätte.“ (ebd.)

Obwohl er es anders machen, „sie aus diesem Chaos eigentlich raushalten wollte“, (V1: 11) hatte er selbst wie seine Eltern auch „viel geschrien usw. mit den Kindern.“ (ebd.) Er schildert sich wie seine Brüder als sehr zwanghaft. „Da war schon Ordnung, aber nie so, wie ich das vorgezogen hätte, es hätte immer mehr sein können“ (ebd.), obwohl sie immer eine Putzfrau hatten und seine Frau nach der Geburt der Kinder nur noch halbtags im Büro der Firma arbeitete. Inzwischen, so sagte er unter Hinweis auf die angeblich unaufgeräumte Wohnung, kann er äußeres Chaos aber schon besser ertragen.

„Bei mir müsste immer alles ideal sein, sonst kommt sofort ein verächtlicher Gedanke. Alles, was nicht 100prozentig ist, ist nichts wert.“ (ebd.)

Geoutet hat er sich schrittweise. Seine Frau wusste es, als er auszog. Als nächstes erzählte er es seinem alten (heterosexuellen) Jugendfreund, dann einem Nachbarn, mit dem er ab und zu ein Bier trinken ging, dem Schwager und den beiden Schwägerinnen „irgendwann mal“ (V1: 12). „Das Wichtigste waren ja meine Kinder.“ (ebd.) Er wollte es ihnen „so früh wie möglich und so spät wie nötig“ (ebd.) sagen, er konnte sich ja „ausmalen, was da gequatscht wird in diesem Ort“ (ebd.). Nach langem Zögern und Rücksprache mit einer städtischen „Familietherapeutin“ (ebd.) sagte er es seinem damals vierzehnjährigen Sohn. Der „wurde ruhig“ und fragte später telefonisch nach, „ob denn alles so weiterlaufen würde, ob ich ihn noch zum Sport fahren würde [...]. Ganz klar, logisch.“ (V1: 13)

Mit dem Sohn hatte er „immer ein sehr herzliches Verhältnis gehabt, und das ist seitdem noch besser geworden. Aber er fragt nicht nach.“ (ebd.)

„Mit meiner Tochter hab ich von Anfang seit der Geburt an ein relativ gespanntes Verhältnis. [...] Ich wollte ja eigentlich keine Kinder haben.“

(V1: 13) „Ich wollte sie als Prinzessin erziehen, und sie war eigentlich mehr der Straßenfeger, ja, lieber Hose als Kleid, lieber Haare kurz als lang.“ (V1: 14) Nach seinem Auszug war sie „nie gekommen“ zu ihm, sodass er „zu ihr keinen Kontakt hatte“ (ebd.) und sich ihr gegenüber deshalb, so meinte er, auch nicht outen konnte. „Ich wollte das nicht per Telefon machen, ich wollte auch nicht so eine konstruierte Situation schaffen, aber irgendwann kam sie dann doch mal.“ (ebd.)

Er betonte, dass er sie trotz Meisterprüfungen nachts herum geschleppt hat, dass er sie gewickelt und sich „lange Zeit“ (ebd.) an der Pflege beteiligt hatte; dass er sie auch später, wenn sie „Frauenprobleme“ (ebd.) oder irgendeinen Arzttermin hatte, immer „von a nach b geschleppt“ (ebd.) hat mit dem Auto; dass er auch „mit ihr ins Kaufhaus gehen und Unterwäsche kaufen“ (ebd.) konnte, „das funktioniert. Aber wenn sie dann zuhause bei ihrer Mutter war, dann kam sofort ein Anruf, was hast du denn mit dem Kind gemacht, ist total verstört. [...] wieder außer Rand und Band. Also, es ist so zweiseitig.“ (ebd.) Er meinte, die Tochter finde Vieles gut an ihm und mache es nach, z. B. die rote Wandfarbe in der Küche, aber da sei „andererseits vehemente Ablehnung, ´ne richtige Ablehnung. Auch der Vorwurf, ich würde mich nicht um sie kümmern, ich würde nicht dafür sorgen, dass es ihr gut geht, ich würde nicht arbeiten wollen, langsam könnte ich ja mal was tun, ihr Geld zukommen lassen [...] also, das ist sehr, sehr massiv.“ (V1: 14, 15)

Wie die Tochter auf sein Outing reagierte, fragte ich schließlich noch einmal. Sie erzählte von einem schwulen Schulfreund und deshalb könne sie „damit ganz gut umgehen“ (V1: 15). Nachdem er sich ihr gegenüber geoutet hatte, rief sie noch einmal betrunken an, um ihrem Vater zu sagen, „wenn irgendjemand mich beleidigen würde, dann würde er es mit ihr zu tun kriegen.“ (ebd.) „Das scheint nicht so die Problematik zu sein. Eher [...] dass sie mir vorgeworfen hätte, [...] dass ich meine Frau verlassen hab und diese Frau so unheimlich hat leiden müssen durch mich.“ (ebd.) Die habe dann, so hatte sie dem Probanden erzählt, „immer gesagt, weißt du was, ich hab nicht so gelitten, wie du das meinst. Ich bin jetzt froh, wie es ist.“ (ebd.)

In der Jugend hatte der Proband „eher verdrängt, dass ich diese Kontakte gesucht habe. Das war ja sehr wenig, und das wurde zunehmend in der Ehe weniger. (V2: 8) Ich hab mich nicht eingeordnet erstmal, ich wäre bi oder wie auch immer. [...] ich hab mich nicht irgendwie, irgendwem zugeordnet gefühlt, ich hab immer das Gefühl gehabt, so willst du im Laufe der Zeit leben.“ (ebd.) Er bezeichnet es als „naives Denken. [...] halt mehr so 'ne Hoffnung, dass es sich irgendwann leben [*oder hatte er gesagt ,legen', was beim Transkribieren verloren ging?*] würde.“ (ebd.) Es ging zu Anfang der Ehe „alles nur bergauf. Ja die allgemeine Stimmung war für mich positiv,“ (ebd.) sie hatten viel Geld und viele Freunde. Später hatte er teils „gedacht, ist es vielleicht irgendwas anderes nicht wahrhaben zu wollen, oder weichst du durchs schwul sein irgendwie aus?“ (V1: 15) Aber als er einmal einen Mann hatte bei sich übernachten lassen und morgens in seinen Armen aufwachte, dachte er, „darin fühl ich mich wohl. [...] und danach

fühlte ich mich auch wohl zuhause, würd ich sagen, das war nicht dieses schwule Schwule.“ (V1: 15)

Er hatte nie das Bedürfnis, „das irgendwie anders mal auszutesten“, (V1: 16) d. h. mit einer anderen Frau zu schlafen. „Vielleicht hätt ich sie weniger als Sexualität haben wollen als nur Kontakt haben. Das wär auch schon okay gewesen. Das war ganz schön.“ (ebd.) „Vielleicht wär alles anders gelaufen, obwohl das Ergebnis wär das Gleiche, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, ich müsste mit ihr schlafen, weil sie das von mir erwartet.“ (V1: 17)

Die Therapeutin, „die sagt immer, es gibt so viele Konstruktionen, wie man Ehe leben kann, auch als schwuler Mann mit ner Frau zusammen, wo man vielleicht nur die Ehe hat, aber keine Sexualität. Wollte sie so nicht, und für mich wär’s auch nichts gewesen. Ich hätte mir vorstellen können, dass das ein Weg gewesen wäre, vielleicht, dass ich gar nicht mit ihr geschlafen hätte.“ (ebd.)

Er erinnert sich geradezu schwärmerisch an die Anfangszeit, die Sonne im Schlafzimmer, „mit meiner Frau zusammen im Bett zu liegen, und sie hatte so ´ne feuchte Haut gewesen, das war irgendwie angenehm anzufassen.“ (V1: 16) Hinterher konnte er sie „nicht mehr in meinem Raum haben. So hat sich das geändert.“ (ebd.) In den letzten drei Jahren ging er immer mit Walkman ins Bett und hörte Maria Callas.

Er hatte sich in seinen homosexuellen Kontakten „eine Zeitlang überhaupt nicht geschützt“ (V2: 16). Seine Therapeutin sei „sehr sauer“ (ebd.) auf ihn gewesen, habe es als suizidales Verhalten gedeutet. „Ich hab mein ganzes Leben lang [...] mit Suizidgedanken zu tun, [...] es ist nie weg.“ (ebd.)

Früheste Kindheitserinnerung (V2: 18):

Er war etwa zwei Jahre alt, als sein mittlerer Bruder, „der kam irgendwann mal, wir wohnten direkt an so 'ner Schleuse, und da gab's noch diese Raddampfer oder irgend so was, und die haben so richtig getutet, und da weiß ich, da kam er schreiend zurück und hat sich beschwert, dass die da...“

Als ich nach den Gefühlen in dieser Erinnerung fragte, meinte er, „kann ich nicht sagen, bin mir auch gar nicht mehr sicher, ob ich das selber mitgekriegt habe. Es gibt ja auch viele Erzählungen. Also für mich persönlich die erste, also ich seh mich da in diesem Haus, aber ich seh jetzt nichts, wo ich Nähe hatte oder auch nicht...“ Ich unterbrach ihn hier mit „ich meine, einfach so“, ehe mich das Band-Ende abschnitt.

Analyse der sexuellen Entwicklung

Dieser Mann war zur Zeit der Interviews in analytisch-psychotherapeutischer Behandlung, weil er sich für nicht beziehungsfähig hielt. Und obwohl er sehr genau beschreiben konnte, wie sehr ihn seine Perversion (Reiche 2007: 277f) beeinträchtigte („ich habe es zwar gesucht, aber das Gefühl gehabt, das ist es eigentlich auch nicht so richtig“), vor allem in seinen homosexuellen Beziehungen, hatte er keinen Begriff von ihr. Diese Perversion schien unüberwindbar, was ihn immer wieder suizidal machte, sobald er die Hoffnung, damit leben zu können („also Partner, das wird bei mir nichts“), zu verlieren drohte. Die unbewusste Hoffnung, durch Heilung von der Perversion doch noch beziehungsfähig zu werden, dürfte ihn in analytische Behandlung gebracht haben.

Dass die Ehe so lange funktionierte, könnte damit zu tun gehabt haben, dass er sich – damals noch unbewusst - für die bessere Frau hält. Als solche(r)

konkurrierte er mit seiner Frau, konnte sich aber auch mit ihr identifizieren. Von dieser unbewussten inneren Position her führte er - je nach Blickwinkel - eine (weiblich-)homosexuelle Beziehung oder eine heterosexuelle, in der er selbst die weibliche Position beanspruchte und seine Frau, die auch stark männlich identifiziert gewesen sein dürfte, in der männlichen Position sah. Das mag nicht nur deshalb so lange funktioniert haben, weil beide so viel miteinander sprachen, sondern weil er in der Sexualität mittels Hauterotik einen Aspekt der perversen Szene unterbringen konnte. Dennoch blieb gerade in der Sexualität das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, psychosomatisch und hysterisch präsent, aber unbegriffen. Mit Hilfe von Psychotherapie erarbeitete er sich zunächst das Bewusstsein seiner Homosexualität und dann das Bewusstsein seiner überwiegend weiblichen Identifizierung als Mann. Mit beidem, mit seiner homosexuellen Objektwahl und mit seiner Männlichkeit - hier: ein Mann zu sein, der sich als „bessere Frau“ fühlt, der sich aber gegen eine Operation entschied und die Realität anerkannte - machte er seinen Frieden. Er war extrem frustriert, dass er es immer noch nicht schaffte, eine Liebesbeziehung zu haben.

Der Proband war als drittes Kind nicht erwünscht und hätte ein Mädchen werden sollen, wurde offenbar von seiner Mutter auch so behandelt und besonders eng an sie gebunden, gleichzeitig aber schon früh immer wieder alleingelassen, so dass er sich ungeliebt und nicht gesehen gefühlt haben dürfte. Empfindungen, die später als ungedachtes Bekanntes (vgl. Bollas 1997) für ihn im Konzept des Missbrauchs aufgingen. Es wäre durchaus denkbar, dass der Proband die frühe, verwirrende Bindungserfahrung in einem Alter, in dem die Ich-Grenzen noch nicht sicher sein können, so kodiert hat, dass er wie die Mutter weiblich sei. Dann aber muss das

Gewahrwerden der Getrenntheit von der Mutter und damit der Verschiedenheit des Geschlechts (in der analen Phase) traumatische Qualität gehabt und nicht zuletzt große Mengen an Angst und aggressiven Gefühlen freigesetzt haben, deren Unterbringung ihm erhebliche Schwierigkeiten bereiten sollte.

Er entwickelte narzisstisch-zwanghafte Abwehrformen, die ihm bis heute Halt geben: er muss alles ideal haben, alles kontrollieren. Sei es wegen der ambivalenten Bindung an die Mutter, sei es weil der Vater als ersehntes Ersatzobjekt „nicht da“ war, mit dieser belasteten Vorgeschichte dürfte die Angst in der ödipalen Zeit besonders groß und unerträglich gewesen sein. Ihr war mit zwanghafter Abwehr nicht beizukommen. Er suchte nun Schutz und Beruhigung beim großen Bruder, der „da“ war. Geschah dies, um sich an den großen Bruder in adhäsiver Identifizierung zu binden? Tat er dies, um die Differenz der Geschlechter (dass er nicht weiblich war wie die Mutter) zu verleugnen? Jedenfalls sind seit damals Schutz und Beruhigung mit sexueller Erregung verlötet. Damit dürfte die Grundstruktur der späteren perversen Szene etabliert worden sein. Die Beruhigung über die Haut des Anderen bannt(e) die Angst, und diese Beruhigung ist zugleich mit sexueller Erregung vermischt und aufregend nicht zuletzt wegen der omnipotenten Phantasie, diese Beruhigung/Erregung selbst herstellen und lustvoll über Angst und Abhängigkeit triumphieren zu können.

Dies ist nicht als Versuch zu lesen, die homosexuelle Objektwahl psychogenetisch herleiten zu wollen, wohl aber als Versuch, die Aspekte rund um die perverse Szene zu erfassen, die seine psychosexuelle Entwicklung und die Entwicklung seiner sexuellen Beziehungsfähigkeit beeinflussten.

Es gab für den Probanden keine Latenz. Er konzentrierte seine Energien seit der Vorschulzeit auf die Jagd nach dieser einen Szene (er nannte sie „die Situation“): auf jemandes Rücken zu liegen und die Wärme, die Pomuskeln, zu spüren. Er entwickelte die Fähigkeit zur „Manipulation“, um dies möglichst oft und möglichst unauffällig zu erreichen. Alles andere (wie Schule und Freundschaften mit Gleichaltrigen) war egal, solange er nur diese Szene arrangieren konnte. Das erregende Moment und das zwingende Angewiesensein musste er vor sich selbst und anderen verbergen, was ihm lange Zeit gelang.

In der Pubertät, als die inneren Objektbeziehungen zum Vater (der nie da war) und zur Mutter (die er nicht mochte) wieder lebendig wurden, als es nicht mehr nur um die Suche nach Nähe ging, sondern um die Bindung von Aggressivität (vielleicht auch Hass), dürfte es zur Ausgestaltung der noch heute gültigen zentralen Onaniephantasie im Sinne Laufers gekommen sein. Phantasien von Bemächtigung und Kontrolle waren von da an mit sexueller Befriedigung gekoppelt. Möglicherweise, aber das ist Spekulation, ist auch die magische Verkehrung ins Gegenteil (Verwandlung der Aggression in Zärtlichkeit, vielleicht auch imaginierte Aufhebung des Geschlechtsunterschiedes) mit im Spiel.

Es dauerte einige Jahre, bis die perverse Szene ihre spätere Gestalt hatte, „dass ich bei einem Mann auf dem Rücken lag und die Pomuskulatur und die Wärme spürte.“ (V2: 5) Mit vierzehn, als er seine erste sexuelle Begegnung mit einem Schulkameraden und dieser einen Orgasmus hatte, war er noch irritiert. In der danach, in seinem sechzehnten Lebensjahr, beginnenden Freundschaft mit seinem heute ältesten Freund verfeinerte er seine manipulativen Fähigkeiten so, dass der Freund oft „nicht anders konnte“, als sein Spiel mitzumachen, das vielleicht gar nicht nach

Sexualität aussah. Das Mitspielen seines Freundes gab der perversen Szene (und ihm) den Anschein von Normalität, sodass er bis zum achtzehnten Lebensjahr denken konnte, „das gehört noch so dazu“ und werde sich möglicherweise ändern. Wenn er „das“ sagt, bleibt in der Schwebelage, ob er eher die homosexuelle Objektwahl oder die perverse Szene meint, deren problematischer, weil eine Beziehung behindernder, Charakter ihm erst später deutlich wird.

Er machte sich bewusst keine Gedanken, ob er homo- oder bisexuell wäre, aber faktisch erlebte er drei bis vier verwirrende Jahre, in denen er nicht wusste, wie er sich orientieren sollte im Leben, in denen er mehrere Lehren abbrach und ratlos war, was er mit dem Interesse der jungen Frau an ihm anfangen sollte, die ihm sein Freund vorgestellt hatte.

Zu der Entscheidung, diese Frau zu heiraten mag auch beigetragen haben, dass die homosexuellen Kontakte mit einem Soldaten bei der Bundeswehr ihm Angst gemacht hatten. Er fühlte sich von der kurzen homosexuellen Beziehung (Oralverkehr) zwar angezogen, aber völlig überfordert. Und angesichts seiner Angst, die er damals nicht verstand, fand eine Regression im Dienste des Ichs statt, zurück zu den befriedigenden präödiptalen Modi (die Hauterotik, das Lachen und sich miteinander wohl fühlen), die in der Beziehung mit seiner Frau möglich waren und die er angstfrei genießen konnte. Dafür nahm er den Geschlechtsverkehr in Kauf und begegnete Übelkeit (gegenüber dem weiblichen Körper) und Widerwillen (gegen die männliche Position) mit zwanghaftem Ungeschehenmachen im rituellen Waschen.

Er verstand sich gut mit seiner Frau, er erlernte einen Beruf, und gemeinsam brachten sie es in der fast 30jährigen Ehe zu Ansehen und Wohlstand. Anfangs ging „alles nur bergauf“, und die Suche nach seiner

perversen Szene spielte eine geringe Rolle, sei es weil er sie sporadisch und in einer unschuldigen Form (ohne Orgasmus) mit dem Bruder der Frau arrangieren konnte – von ihr akzeptiert: „er ist wie ich“ -, sei es weil er eben die Hauterotik mit seiner Frau erleben konnte und die gesellschaftlichen Erfolge ihm ebenfalls halfen, sich (kontraphobisch) normal zu fühlen, als wirtschaftlich erfolgreicher Mann und Familienvater. Als in der Lebensmitte in Familie und Geschäft alles erreicht war, drängte sich das Gefühl, „hier bin ich nicht richtig“, in den Vordergrund.

Schon mit etwa 30 Jahren hatte er anhand einer konkreten Erfahrung realisiert, dass er zwar nach einem Mann suchte, aber nicht nach einer Beziehung, da er nie an einer Person interessiert war, sondern nur am Arrangieren seiner „Situation“, d.h. der perversen Szene. Das löste große „Hoffnungslosigkeit“ und einen schweren Suizidversuch aus. Er hatte neben der „Hoffnung, das würde sich irgendwann legen“ immer auch die „Hoffnung“ gehabt, „das würde sich irgendwann leben.“ Bei diesem Suizidversuch mag auch Hass auf seine Frau, an die er sich gebunden fühlte, von der er – und sei es aufgrund der eigenen Unfähigkeit – damals noch nicht loskam, eine Rolle gespielt haben, verbunden mit einer regressiven Bewegung (im Dienste des Ichs) zurück zu den Eltern, die er in letzter Minute angerufen hatte und die seine Rettung organisierten. Aber das ist Spekulation.

Da er damals zweifelte, ob er jemals mit einem Mann eine Beziehung haben könnte, eine andere Frau ihn nicht interessierte und alleine zu leben unvorstellbar war, so blieb ihm subjektiv nichts anderes übrig, als die Bedingungen seiner Frau (Therapie und Kinder) zu akzeptieren. Nach seiner ersten (kurzen) Therapie dachte er, ein „normales“ Leben führen zu

können, zumal er seine ja Frau mochte und gut mit ihr sprechen konnte („Ich wollte es nicht weg haben. Ich hab gedacht, es ginge weg.“), hoffte aber weiterhin, in ferner, unbestimmter Zukunft vielleicht doch noch einen Weg zu finden, wie er „das“ leben könnte.

In seinem vierten Lebensjahrzehnt steckte er seine Energien in die Meisterprüfung und in den Aufbau seiner Firma und anfangs auch in die Säuglingspflege, ehe er sich hieraus zurückzog und sich in der Ehe die übliche Arbeitsteilung durchsetzte. Er arbeitete zu viel und bekam immer mehr Schmerzen, ging zu einer Heilpraktikerin und von dort aus in eine Atemtherapiegruppe. Allmählich rückte die Idee, dass er homosexuell leben wollte, bewusster in den Vordergrund. Er hatte begonnen, sich gegenüber seiner Frau abzukapseln, aber gleichzeitig - mittels der Stimme der Callas als idealer früher, körperloser Mutter – versucht, etwas von ihr (unbewusst von der Mutter?) durch Inkorporation zu retten, ehe er sich trennen konnte. Der Flirt mit einem Franzosen in Gegenwart seiner Frau war ein Katalysator. Für ihn machte diese Begegnung – circa zehn Jahre vor den Interviews – noch einmal klar, dass er mit einem Mann leben wollte. Er überließ aber seiner Frau die Initiative für das Krisengespräch, nach dem er erneut eine (dieses Mal mehrjährige) Psychotherapie begann. Bei deren Beginn war er circa 47 Jahre alt. In der Therapie erkannte er seine weibliche Identifizierung und akzeptierte sie, nachdem er sich mit einer möglichen Geschlechtsumwandlung auseinandergesetzt und sich dagegen entschieden hatte.

Seiner Angst vor Beziehung und dem seit jeher eingeübten Stil entsprechend suchte er nach einem Weg, Männer kennen zu lernen und bei aller Neugier auf homosexuelle Erfahrungen nicht die Kontrolle zu verlieren. Die Idee, Callboys zu bestellen, die er zwei Jahre später

umzusetzen begann, war insofern ideal, als es ihm damit gelang, eine Situation kontrollierter Unsicherheit einzugehen, in der er andere homosexuelle Praktiken (außerhalb der perversen Szene) zulassen konnte. Die Begeisterung darüber, dass er jetzt treffen konnte, wen er wollte, und tun konnte, was er wollte, beflügelte ihn eine Zeitlang sehr und machte ihn glücklich.

Dennoch beunruhigten ihn die (nicht nur finanziellen?) Kosten und die Sorge um seine (auch soziale?) Existenz so sehr, dass er für kurze Zeit in die Ehe zurückkehrte, ehe er erneut auszog und beide mit der Einleitung der Scheidung die Trennung endgültig machten.

Bald hatte er einen Internetanschluss und entdeckte die schwule Plattform GayRomeo, wodurch er so viele Männer treffen konnte, wie er wollte, aber es blieben rein sexuelle Kontakte. Dann entdeckte er Tantra, das für ihn zu einem Schlüsselerlebnis wurde. In einem Ausbildungskurs bekam er so viel Anerkennung wie noch nie in seinem Leben, es war für ihn „wie Therapie“. Das wirkte seinen chronischen Selbstwertzweifeln entgegen, und er entwickelte die Idee, sich mit Tantramassagen eine neue Existenz aufzubauen. Tantra schien perfekt zu ihm zu passen: weil er mit der Massage ein Medium gefunden hatte, in dem er bewusst Variationen und Erweiterungen „seiner“ geliebten Szene arrangieren konnte, sich ausgiebig der Hauterotik widmen und „wie eine Frau“ einen Mann verwöhnen konnte, bevor es zu sexuellen Aktivitäten im engeren Sinne kam. Und alles blieb unter seiner Kontrolle. Er musste keine Angst haben und konnte sich wertvoll fühlen. Wenn der Andere Beziehungswünsche hatte, brach er ab. Möglicherweise drehte er unbewusst die primäre traumatische Situation mit der Mutter um und verkehrte sie in ihr Gegenteil: er selbst war jetzt die zärtlich hingebungsvolle Mutter, die er gern gehabt hätte. Das war

beflügelnd und befriedigend, wog aber das Leiden unter seiner „Beziehungsunfähigkeit“ nie ganz auf. Bisherige Therapien scheinen die archaischen Ängste und die zu deren Abwehr entwickelte perverse Szene nicht berührt zu haben.

Dass er jetzt eine Analytikerin wählte und auch zustimmte, sich von einer Analytikerin interviewen zu lassen, könnte auf das vorbewusste Wissen um die Bedeutung seines Mutterhasses („Feindbild Frau“) verweisen, die seine primäre Beziehungsunfähigkeit mitbestimmt haben dürfte – unabhängig von seiner Homosexualität.

Die früheste Erinnerung, Prototyp der Nachträglichkeit, in der sein Bruder - stellvertretend für ihn - Angst und Schrecken ausdrückt, ohne dass ein aufnehmendes Objekt „da“ wäre, enthält den unsymbolisierten Schrecken, den er selbst nicht ausdrücken kann, den sein sonst in den Interviews fast nie vorkommender nur wenig älterer Bruder, der es vielleicht nicht viel besser hatte als der Proband, für ihn ausdrückt. Sie ist die Darstellung seines Traumas, aber auch seiner Unschuld. Sein Hass kommt darin nicht vor, noch wie er ihn zu bewältigen versuchte.

Das Erzählen dieser Erinnerung enthält außerdem (im von der Interviewerin abgebrochenen Erzählfaden) szenisch und im Text den fehlenden Halt und den Kontakt-Abbruch. So ist auch in der Beziehungskonstellation zwischen uns das zentrale Motiv seiner Erzählung von sich enthalten: er ist unschuldig, er ist ein Opfer, das nicht zu seinem Recht kommt. Aggression kommt zwar real vor (die Fehlleistung des Vergessens des Interviewtermins, die bissige Katze, seine Unterhaltsverweigerung gegenüber den Kindern), aber nicht in seinem Selbstbild. Seine Konversion zum Buddhismus ist von daher folgerichtig.

VI Der Fremdgänger, Jg. 1940

1. Interview am 15. 9. 06; 2. Interview am 27. 10. 06; Auswertung im April 08; autorisiert am 15. 9. 10

Szenischer Kontext

Dieser Proband ist einer von den Klandestinen. Die Verabredung der Termine war mühsam. Den ersten sagte er wegen hitzebedingter Kreislaufprobleme ab, den zweiten wegen Stau. Es tue ihm furchtbar leid, meinte er jeweils mir ehrlichem Bedauern und fügte durchaus mitfühlend hinzu:

P: „Es ist schwierig, dass wir zwei zusammen kommen.“

I: „Meinen Sie, wir schaffen das noch?“

P: „Können Sie mir entgegen kommen? Wir könnten ja in der Mitte irgendwo einen Kaffee trinken.“

I: „Gerne, ich muss nur irgendwo mein Aufnahmegerät aufbauen können.“

P: „Kennen Sie...“ und nannte den Namen seines Wohnortes.

I: „Ich kenne die Gegend, aber nicht den Ort selbst.“

P: „Das ist doch schon mal was, dann kommen Sie doch zu mir. Hier sind wir ungestört.“

I: (vorsichtig) „In Ihr Büro?“

P: „Ja. Trinken Sie Kaffee oder Tee?“

I: „Kaffee.“

P: „Gut, dann koche ich Ihnen einen Kaffee.“

Er beschrieb den Anfahrtsweg so, dass ich das Hochhaus, in dem er wohnte, mühelos fand, die Wohnung nicht ganz so leicht, ich musste ihn

anrufen. Er kam mir dann im Flur entgegen. In der Wohnung führte er mich direkt in sein Arbeitszimmer. Aus den Augenwinkeln sah ich (s)eine Frau mit einer weiteren Frau im Wohnzimmer sitzen. Er stellte mich nicht vor. Später hörte ich, dass es seine (vierte) Ehefrau war und dass das Paar sich wohl trennen würde. Ich kam mir etwas beobachtet vor, wie eine unerwünschte Besucherin.

Der Proband fragte sofort, was ich trinken möchte. Als er das von mir gewünschte Wasser holte, baute ich das Gerät auf, sah mich im Zimmer um und registrierte die Fotos von zwei Frauen an der Wand: seine zwei Töchter.

Ich fühlte mich nicht ganz behaglich. Mein Sessel war niedriger als sein Schreibtischstuhl, er rauchte, das Fenster stand auf Kipp, und im Gegenlicht konnte ich sein Gesicht nur undeutlich erkennen. Ich fragte ihn, ob es ihm etwas ausmache, nicht zu rauchen. Mochte ich nicht mehr verlangen? Er hörte auf zu rauchen. Später bat ich ihn, wegen des Lärms das Fenster zu schließen, obwohl es gar nicht so laut war. Als ob ich gehofft hätte, dann sein Gesicht besser sehen zu können.

Während des Interviews registrierte ich eine latente Sorge, dass ich die Zeit nicht ausfüllen könnte, dass so schnell alles gesagt wäre. Er war so klar, so eindeutig, schien mir. Fast suchte ich krampfhaft nach weiteren Fragen. Der Proband schien die ganze Zeit recht entspannt und mit sich im Reinen – jedenfalls bezüglich des mich interessierenden Themas. Er war ganz bei sich (zu Hause).

Er konnte einerseits nachdenklich erzählen, Pausen zulassen und meine Einwürfe aufnehmen, sodass es manchmal wie eine Therapiestunde war; dann wieder verblüffte er mich mit seiner Verkennung der Tatsachen, etwa

wenn er wider besseres Wissen überzeugt ist, dass er sich nicht mit dem HIV-Virus angesteckt haben könne, weil er nie mit „rein homosexuellen“ Männern, sondern nur mit verheirateten Männern Verkehr gehabt haben will. Meine irritierten Nachfragen irritierten ihn keineswegs.

Verblüffend fand ich, mit welcher Begründung er zusagte, für das 2. Interview in meine Praxis zu kommen, als er hörte, dass ich in der Zwischenzeit umziehen würde. Er sagte nämlich: „Ich hasse den Chlodwigplatz.“ Ich murmelte etwas von den Baustellen. „Nein, nein“, korrigierte er mich, „auch sonst. Ich hasse auch den Rudolfplatz.“ Ich hatte meine Praxis zuvor am Kartäuserwall, nahe dem Chlodwigplatz, wo sich eine Zeitlang auch das Schwulen- und Lesbenzentrum befand. Ach so, dachte ich plötzlich, er wollte die Orte, an denen Schwule anzutreffen sind, meiden! Möglicherweise wusste er auch nicht, dass es dieses Zentrum nicht mehr gab.

Nach dem 1. Interview hatte ich – im Gegensatz zu allen vorigen – nicht das Bedürfnis, über diesen Probanden zu sprechen, und wunderte mich darüber.

Zum zweiten Interview-Termin kam er nicht, sagte auch nicht ab. Als ich ihn drei Tage später unter seiner Handy-Nummer anrief, erreichte ich nur die Mail-Box. Meine Phantasie war, dass er krank geworden sein könnte, und das bestätigte sich dann auch, als ich ihn weitere fünf Tage später über die Auskunft zuhause ausfindig machte. Ich hatte mich durch den Ton seines Bedauerns über die zwei ersten Absagen ermutigt gefühlt und war relativ sicher, dass es weder eine Abneigung gegen mich noch gegen das Interview war, die ihn die Verabredung mit mir hatte verpassen lassen.

Als ich fragte, was gewesen sei, erzählte er, bevor das Band lief, dass ihm zehn Tage zuvor, einen Tag vor unserem 2. Interviewtermin, beim

Autofahren schlecht geworden war. Er hatte seinen Hausarzt aufgesucht, und dieser hatte ihn ins Krankenhaus eingewiesen. Seit Jahren leide er unregelmäßig unter Herzrhythmusstörungen, aber die Befunde seien in Ordnung. Mit wegwerfender Geste zitierte er die Ratschläge, die er bekomme: „nicht mehr rauchen, trinken und Stress vermeiden – das Übliche.“ Hatte ihn das bevorstehende Interview, für das er ja zu mir in die Praxis und nach Köln kommen wollte, gestresst?

Im 2. Interview wirkte er sehr depressiv, so als machte es ihm nichts aus zu sterben. Am Schluss, als das Band schon abgestellt war, meinte er: „Ich hab mein Leben gelebt.“ Er sprach von seiner Depression, unter der er immer wieder leide, und dass er, wenn er Krebs hätte, keine Chemotherapie machen würde. Er würde auch nicht zulassen, dass er seine Wohnung - „das Einzige, was ich mir gegönnt habe“ – verlöre. Oft sei es schwer, das nötige Geld zu verdienen, das mache ihn depressiv. Ich fragte, was bei der jetzt anstehenden Trennung mit der Wohnung passiere, wer ausziehe. Er sagte, dass er seiner Frau die Wohnung überlasse, sie brauche die nötiger, und sie würden befreundet bleiben. Sie soll die Wohnung auch erben, wenn er sterben sollte. Seine jetzige Freundin, deutet er an, kann für sich selbst sorgen.

Am Schluss meinte er, dass er sich frage, ob die anderen auch so ehrlich seien wie er?

Der Abschied war bewegend. Er umschloss mit beiden Händen meine Hand und bat mich, falls ich ein Buch schreibe „und es mich dann noch gibt“ – dass ich an ihn denken solle. Von seiner fühlbaren Lebensmüdigkeit konnte ich mich nur schwer distanzieren. Mit dem Gedanken, dass ich ihn vielleicht nie wieder sehe, fiel (auch) mir der

Abschied schwer. Auf dem Rückweg hörte ich im Auto „Ave Maria“-Versionen von Andrea Bocelli.

Das Narrativ

Der Proband meinte gleich im ersten Satz zu seiner Jugend, „ja, dass man sich mal selbst befriedigt hat, aber null Kontakt zu Männern, d. h. ich war also ein ganz normaler, heterosexuell veranlagter Mann.“ (VI1: 1) „Das Ganze oder diese Vorliebe, wobei ich dazu sagen will, ich bezeichne mich nicht als homosexuell, sondern ich bezeichne mich, wie ich immer sage, als gesund bisexuell, ja. Diese Neigung oder die Lust am Mann, die kam im Grunde erst so, als ich 40/45, als ich das Alter erreicht hatte. Vorher hatte ich nie mit Männern irgendwelchen Kontakt.“ (ebd.) *Später sollte sich herausstellen, dass das nicht stimmte, aber es gehört zu seiner Geschichte, dass er zuerst normal war, also heterosexuell, und später kam das Homosexuelle dazu.*

Er schilderte seine homosexuellen Kontakte, wie sie sich ab der Lebensmitte entwickelten. Zunächst war er auf Parkplätze und an einschlägig bekannte Seen gegangen. „Man hat natürlich dann irgendwo, als diese Lust kam, geguckt, wo ist so was oder wo kann man so was machen.“ (ebd.) „Und am Anfang habe ich also nur im Grunde Spaß daran gehabt, wenn ein Mann mir einen geblasen hat. [...] Ich hätte mir zu dem Zeitpunkt nie vorstellen können, dass ich einen Mann befriedige, dass ich den Schwanz in den Mund nehme. Ich werd also sehr deutlich, ich nehme an, das ist Ihnen recht, ja?“ (VI1: 1, 2) „Diese Lust hat sich dann also nach und nach entwickelt. Ich kriegte dann auch Spaß daran, nicht nur mich befriedigen zu lassen, sondern auch den Mann zu befriedigen, und das Ganze ist dann in der Form ausgeartet, dass ich mit meinen beiden letzten

Partnerinnen auch Clubs besucht habe, und zwar vorzugsweise nicht reine Pärchenclubs, sondern Bi-Clubs.“ (VI1: 2) Im „Happy Weekend, da stehen sie reihenweise, “ (ebd.) und „im Zuge der Liberalisierung“ (ebd.) auch in den kostenlosen Anzeigenblättern, „also da brauchen Sie gar nicht lange zu suchen.“ (ebd.). „Nicht jeden Tag, auch nicht jede Woche, aber ab und an hatte ich dann das Bedürfnis, du willst jetzt mal Kontakt mit nem Mann haben. Wobei aber das nicht nur auf Mann bezogen war, sage ich, ich bezeichne mich als gesunden Bi, ich bin sowohl heterosexuell als auch bisexuell, ja, aber ich würde mich nicht als schwul bezeichnen. [...] Wenn ich die Wahl hätte, würde ich sagen, na ja, keine Männerkontakte mehr, nur Frauen, ja.“ (ebd.) *Das stimmt wohl insofern, als er es nicht riskieren würde, erkennbar schwul zu leben.*

Ich fragte nach dem Beginn seiner Lust auf Männer und ob er damals verheiratet war. Ja, „ich bin immer ein leidenschaftlicher Fremdgänger gewesen, also, was Frauen betrifft. ... Das gipfelte im Grunde darin, diese Lust zu haben, mal Partnertausch und Gruppensex zu machen. Das war im Grunde der Anfang. Da ist unsere Ehe kaputt gegangen, weil meine Frau das nicht mitmachen konnte.“ (ebd.) Es war die zweite und mit fünfzehn Jahren längste seiner bis zum Interviewzeitpunkt vier Ehen, die er als „sehr gut“ (VI2: 2) bezeichnete. „Die dann folgenden Partnerinnen haben es zum Teil mitgetragen, wobei zu dem Zeitpunkt das Verlangen nach Mann nicht so ausgeprägt war. Aber man hat auch da schon eben seine Versuche gemacht. So, und dann kam dann in den letzten zwei, drei Jahren noch vermehrt die Lust von mir auf Analverkehr.“ (VI1: 2)

„Als ich aus meiner zweiten Ehe gegangen bin, habe ich es offen gehandhabt.“ (ebd.) Vorher waren „diese Dinge auch noch absolut nicht präsent.“ (VI1: 3) Ich fragte, wie hat sich das mit Ihren Beziehungen

vertragen? „Wir haben da offen drüber gesprochen und sind dann auch zusammen in Clubs gegangen. Also das war dann nichts Heimliches mehr, nichts Verbotenes. Wenn dann noch 'ne Ehe auseinander gegangen ist, hatte das nicht diese Gründe gehabt. [...] Ich weiß, dass ich so bin, ich werd das auch nicht ändern. [...] Ich [bin] selbst zu der Erkenntnis gekommen, ich würde mich also, [...] wenn ich diesen Wünschen nicht nachgebe, würde ich mich irgendwo fast selbst verraten und deswegen habe ich dann irgendwann gesagt, offene Karten, wer damit umgehen kann, okay, wer nicht damit umgehen kann, dann lassen wir das einfach sein.“ (VI1: 4) Ich fragte hier nach der jetzigen Ehefrau: „sie hat gesagt, sie will nicht mehr, wir werden uns wahrscheinlich trennen.“ (ebd.) Auf Nachfrage erzählte er, dass jede Trennung schwierig für ihn war, dass er „auch selbst gelitten hat. Ja, es ging mir nicht irgendwo am Kreuz vorbei. Weil es gibt sicher auch noch andere Dinge außer der Sexualität, die sein sollten, und wenn man dann irgendwo feststellt, dass es dann trotz mehrfacher Bemühungen [...]. Ich sage immer, wir haben die Möglichkeiten heute im Gegensatz vielleicht zu unseren Vorfahren.“ (VI1: 4), die sich aus ihren „Fesseln“ nicht befreien konnten, „zumindest der normale Mensch nicht. Die oberen Zehntausend, die konnten alles und jedes schon immer und zu allen Zeiten. Darf ich Sie jetzt mal was fragen, diese Untersuchung, die Sie da machen, für was ist die gut?“ (ebd.) *So beendete er das emotional schwierige Thema der Trennungen und ob diese mit seinem sich stetig entwickelnden homosexuellen Verlangen zu tun haben könnten.*

Als ich, seine Frage zu der Untersuchung beantwortend, von meinen „homosexuellen Patienten“ sprach, warf er (erneut) ein, „ich mach da 'ne Abgrenzung“ (VI1: 5), nämlich zwischen „rein Homosexuellen“ (ebd.) und

Bisexuellen. Ich sprach dann weiter von der anonymisierten Verwendung der Ergebnisse, und er meinte, er hätte nichts gegen Namensnennung. „Ich bin da total offen geworden, muss ich dazu sagen. [...] ich rede gerne, nicht dass ich angeben will, aber ich bin ein mitteilungsbedürftiger Mensch, und, na gut, hier und da kam das natürlich im Bekannten- und Freundeskreis etwas komisch an, logischerweise.“ (ebd.). „Meine ganze Familie weiß das.“ (ebd.)

Auch die zwei Töchter? Ja. Wann und wie er es ihnen erzählt hat, wusste er nicht mehr – auch nicht wie. „Das sind vielleicht zehn Jahre her. Dass die Mädels auch mal gekommen sind, als sie Probleme hatten. [...] Ich hab meinen Mädels damals gesagt, passt mal auf Kinder, das ist euer Leben, ich drück das jetzt mal brutal aus, wenn ihr Nutte werden wollt, ist das für mich in Ordnung.“ (VII: 6) Auf meine erneute Nachfrage meinte er, damals waren die Töchter zwischen zwanzig und 30, „die waren erwachsen. Wir kamen auf Sexualität. Die Mädels hatten jeweils Partner und kamen zu ihrem Vater“ (ebd.), weil sie Beziehungsprobleme hatten. Das waren „Gespräche über Wochen oder Monate“ (ebd.). Er fragte sie, ob sie noch mit ihrem Mann ins Bett gingen? Nein? „Dann sag ich, dann trennt euch, so einfach ist es. Denn wenn die Basis nicht mehr da ist...“ (ebd.) *Damit wird indirekt deutlich, dass auch bei ihm die Sexualität, sein jeweils nachlassendes Interesse an seiner Frau, parallel mit dem wachsenden sexuellen Interesse an Männern, ausschlaggebend für die Trennungen war.*

Die Töchter sind aus der ersten und zweiten Ehe, beide ohne Kinder, aber mit festem Partner, eine war auch einmal verheiratet. Die ältere Tochter wolle mit 40 gerne noch Kinder, habe aber keinen passenden Mann; die

jüngere sei gerade Konrektorin an einer Schule geworden und gehe ganz in ihrem Beruf auf.

Als ich nach HIV-Tests fragte, meinte er, dass er sich jedes Jahr testen lasse, aber „ich hab immer für mich die Meinung vertreten, ich krieg ja nichts. [...] Oder umgekehrt gesagt, ich bin jetzt 65, mein Leben ist gelebt, sollte es sich tatsächlich in der Richtung...“ (VI1: 6) Ich äußerte meine Erstaunen angesichts des Satzes, dass er sein Leben gelebt habe; er bestand jedoch darauf und fuhr fort, dass er immer dachte: „Dir passiert nichts, ganz einfach ausgedrückt, ich habe keinen Kontakt mit Homosexuellen. [...] die Männer, mit denen ich verkehre, sind alle ausnahmslos in festen Beziehungen oder sind verheiratet, also haben alle das gleiche Problem [...] es will sich ja keiner anstecken. [...] Man kennt sich ja auch teilweise.“ (VI1: 7) Ich fragte nach „und auf den Parkplätzen?“ „Da geh ich also seit drei Jahren nicht mehr hin, also seit fünf Jahren. [...] weil direkt vor der Haustür ein netter Bi-Treff ist und da kommen wirklich fast ausschließlich nur verheiratete Männer hin, und das ist im Grunde, das ist für mich das Faszinierende, wie viele Männer, wie viele verheiratete Männer im Grunde doch diese Ader haben, ja, und die bezeichnen sich alle nicht als schwul.“ (ebd.) Ich fragte nach, wie er denn, als er noch nicht ausschließlich in diese Clubs ging, wusste, welcher Mann homosexuell und welcher bisexuell. „Ich hab in der Regel gefragt. [...] Ich weiß nicht, die Schwulen, die kennen sich wohl untereinander, vielleicht von der Gestik, von der Mimik her, ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll. [...] Ich glaube nicht, dass ich mal mit nem total schwulen Mann Kontakte hatte. Also der eindeutig in der Ecke steht.“ (VI1:8) Und in den Clubs? „Teilweise hat man ja so’n Ring am Finger, teilweise, warum soll’n die Leute lügen? Also, ich denk

mal, da ist das Risiko am geringsten. [...] Keiner will ja im Grunde das mit nach Hause bringen.“ (ebd.)

Er spricht über seine „Aversion gegen Kondome, also selbst im Verkehr zur Frau.“ (ebd.) Er verliert dann die Erektion: „ist Sense. Aber auch diese Erfahrung hab ich nicht alleine, man spricht über die Dinge ja auch in so Clubs, das hören Sie also von fünf Männern bestimmt von dreien, wenn nicht gar von vieren.“ (ebd.) Kondome benutzte er „teilweise. Doch. Nicht immer, aber zeitweise. Das hat sich aus der Situation ergeben.“ (ebd.)

Seine eigene Entwicklung sieht er „einfach als so 'ne natürliche Abfolge.“ (ebd.) „Ich versteh's insofern als normale Entwicklung, weil ich kein Einzelfall bin, weil ich mit meinen Kontakten und Gesprächen festgestellt habe, dass es also von fünf Männern vieren so geht. Ich weiß nicht, ob da in meiner Jugend [...] mal vielleicht der Grundstein dazu gelegt worden ist (das sagt er zwei Mal), der halt im Laufe des Lebens dann irgendwo aus dem Hintergrund hervorgetreten ist, möglich.“ (ebd.) „Ich wurde also als junger Mann mal von einem sehr viel älteren Mann verführt, der war schwul.“ (ebd.)

Er erzählt die Abfolge seiner sexuellen Initiationen zuerst so, dass sie mit der homosexuellen Verführung begann, als er siebzehn und noch in der Lehre war, „und zu der Zeit war man mit siebzehn weiß Gott noch nicht so weit wie die heutige Jugend mit siebzehn ist.“ (VII: 9) Er beschreibt, dass er von einem etwa 60jährigen „Arbeitskollegen, der bekannt dafür war, in den 50er Jahren, da hat man weniger von schwul gesprochen,“ (VII: 9) dass er von diesem Kollegen in eine Hütte eingeladen wurde, wo ihn dieser masturbierte und umgekehrt. Es war, „glaube ich, höchstens zweimal, wenn nicht gar, ich weiß nicht, wahrscheinlich bin ich schon nach dem ersten Mal laufen gegangen.“ (ebd.) Zweimal sagte er, „ich hab's einfach

geschehen lassen.“ (VI1: 10) Er kann „wirklich nicht mehr sagen“, wie das für ihn war. „Erstaunt“ sei er vielleicht gewesen, „vielleicht auch ein bisschen erschrocken“, habe „keine Courage zum Widersetzen“ gehabt. Die Situation war „unbekannt,“ er war „sexuell unerfahren, auch vielleicht verklemmt, man hat ja heute ´ne ganz anderen Einstellung, [...]. Also, ich denke mal, es hat mir nichts, nichts an meinem Ego oder meiner Persönlichkeit geschadet. Ich hatte da auch nicht unbedingt ein schlechtes Gewissen. Es war wahrscheinlich auch irgendwo Neugier.“ (ebd.)

Dann, als ich noch einmal nach dem „ersten sexuellen Kontakt mit ´ner Frau“ (VI11: 1) fragte, fiel ihm auf, dass die Reihenfolge [angeblich?] nicht stimmte und er die ersten sexuellen Kontakte mit zwei Frauen hatte, zuerst ein sexueller Kontakt mit einer etwas älteren „Schwimmkameradin“, bei der es zu vorzeitigem Samenerguss kam und er „erstmal“ vier Wochen Angst vor einer Schwangerschaft hatte. Er hatte sich schon als „Spätzünder“ gefühlt. Anschließend, immer noch in der zweijährigen kaufmännischen Lehre, die er von 1956 – 58 gemacht hatte, ging er „in so eine Art Liebeslehre“ (ebd.) bei einer circa acht Jahre älteren, verheirateten Frau. Nach dem „Liebesunterricht“ (ebd.) „kam dieses Zwischenintermezzo mit diesem älteren Mann. [...] und dann hab ich meine erste Frau kennen gelernt. Ja, und dann lief´s normal ab.“ (VI1: 12) *Es muss offen bleiben, ob die homo- oder die heterosexuelle Erfahrung die erste war. Klar aber ist, dass es für ihn wichtig ist, dass die heterosexuellen Erfahrungen zuerst und häufiger waren und dass die homosexuelle Erfahrung die zeitlich spätere war.*

Da war er 23, „viel zu früh“ (ebd.). „Ich hab im Grunde immer Bestätigung bei Frauen gesucht, nicht weil ich Minderwertigkeitskomplexe hatte, sondern mit zunehmendem Alter ging´s mir mehr um die Lust der Frau als

um meine.“ (ebd.) Er habe sich „schon in frühen Jahren, so ab 25/26/27, [...] dazu erzogen, meinen Erguss so lange zurückzuhalten, bis ich wusste, die Partnerin hat ihren Orgasmus gehabt. Das ist nicht immer gelungen, aber daran hab ich im Grunde ja vielleicht sehr früh schon gearbeitet, weil, man sagt ja den Männern nach, sie sind Egoisten, geht ihnen nur um’s eigene Triebleben, aber was die Partnerin macht, ist wurscht, ne. Das war also nie das meine.“ (VII: 12, 13)

Bis er Mitte 40 war, hatte er dann keinerlei homosexuelle Kontakte mehr, auch nicht das Bedürfnis danach. „Ich sag ja, ich hab ein ganz normales sexuelles Dasein geführt, bis dann irgendwann, ich würd’ sagen, es fing so leicht an zu köcheln und hat sich dann immer ein bisschen hoch gesteigert, bis dann irgendwo das will ich jetzt mal probieren. [...] Es war ein Großteil Neugier, aber es ist dann im Grunde geblieben. Man sagt ja auch, Frauen können zärtlicher miteinander umgehen als Mann und Frau. Ich hab jetzt die Erfahrung gemacht, dass Männer auch sehr zärtlich miteinander umgehen können. Das ist vielleicht auch noch mal ´ne neue Erfahrung. [...] Es war immer die Neulust, sexuelle Neulust, nach Möglichkeit alle Tiefen und Untiefen auszuloten.“ (VII: 10, 11)

Das Fremdgehen, „das ist in den Genen drin. Ob das jetzt als Entschuldigung zu werten ist oder als Feststellung, das ist die nächste Frage, ja. Aber ich denke mal, von irgendjemand muss ich das mitgekriegt haben. Meine Mutter war also ´ne sexuelle Null.“ (VI: 13) Seine Mutter habe ihm in den 80er Jahren mal in einer Kur, als er sie besuchte, bei einem Glas Wein erzählt, dass sein Vater ihr schon mit 44/45 Jahren gesagt habe, „es geht nicht mehr“ (ebd.) und fortan „fremd gegangen“ sei. „Ich hab an dem Dreck nie Spaß gehabt“ (ebd.) habe sie hinzugefügt. Sie habe ihn bekommen, um den Mann „festhalten“ (ebd.) zu können.

Das Fremdgehen sei bei ihm „so ´ne Art Trieb.“ (ebd.) Dann spricht er über seine ersten beiden Ehen. „Man empfindet im Grunde jeden Menschen erstmal begehrenswert, mit dem man zusammen ist. [...] Nur in meiner ersten Ehe hat die Sexualität überhaupt nicht übereingestimmt.“ (VII: 14) Sechs Wochen vor der Ehe hatte er noch „ein Verhältnis“ (ebd.). Die zweite Ehe, „das war ´ne Liebesheirat.“ (ebd.) „Sie könnten jetzt von Ihrem Standpunkt aus sagen, dann hätten Sie doch ein normales, zufriedenes Sexualeben führen können. Auch da war immer der Drang da, auszubrechen, von Anfang an.“ (ebd.)

An dieser Stelle fährt er wie folgt fort: „Es wäre psychologisch interessant, das zu untersuchen. Ich hatte also mit siebzehn war ich also mal total in ein Mädchen verschossen, aber total.“ Er besuchte sie zuhause, dann gingen sie zusammen auf eine Party, „und auf der Party ist sie dann mit ´nem anderen im Bett gelegen. Das war ein Schock für mich. Ich glaub, ich hab 4 Wochen geheult und bin ein Vierteljahr nicht mehr aus dem Haus. Möglicherweise ist da der Grundstock gelegt worden, nicht unbedingt aus Rachegefühlen und um das heimzuzahlen, ich weiß es nicht.“ (ebd.)

Er erzählt weiter, dass er „als junger Mann ein total verklemmter Typ“ (VII: 15) war. Mit sechzehn in der Tanzschule, wenn ein Mädchen ihm einen Korb gegeben hatte, „habe ich dieses Lokal, dieses Fest, sofort verlassen, bin nach Hause, bin sechs Wochen nicht mehr aus dem Haus.“ (ebd.) „Selbstwertgefühl kriegte ich von zuhause überhaupt nicht, das musste ich mir im Leben selber aufbauen.“ (VII: 15) Er wurde immer „irgendwie als doof hingestellt.“ (ebd.)

Ich fragte, „wen, würden Sie sagen, haben Sie geliebt?“

„Ich habe im Grunde alle Frauen geliebt. ... Ich bin immer mit Gefühlen mit Frauen ins Bett gegangen, nicht wegen der Befriedigung des sexuellen

Trieb. Da waren immer Gefühle dabei. Gut, mal mehr oder mal weniger.“ (VII: 16) „Man sagt mir nach, [...] du weißt überhaupt nicht, was Liebe ist, du kannst doch überhaupt nicht lieben. [...] aber ich habe auch viel Liebe empfunden, sie ist vielleicht immer zu schnell weggegangen. Aber ich würde mich also durchaus als einen Menschen mit verdammt viel Gefühl bezeichnen. [...] Nur ich hab einen Knackpunkt, das ist die Fremdgängerei gewesen. Und irgendwo hab ich gesagt, du wehrst dich nicht dagegen. [...] In jungen Jahren, da hat ich auch immer Gewissensbisse, wenn das so war.“ (ebd.)

Eine Liebesbeziehung mit einem Mann kann er sich nicht vorstellen. Er hatte auch nie eine längere sexuelle Beziehung mit einem Mann. „Das ist abseits jeglicher Möglichkeiten. [...] Dazu stehe ich zu sehr auf Frauen in meiner Bisexualität. Da könnt ich Ihnen einen Eid drauf ablegen, dass das für mich nicht in Frage käme.“ (ebd.) Er war noch nie in einen Mann verliebt. Ich fragte, hat sich mal ein Mann in Sie verliebt?“ „Ja, vor vierzehn Tagen, nur das ist mir dann lästig. Also ich hab diesen Männerkontakt rein aus sexuellen Dingen heraus, nicht mit irgendwelchem Gefühlsleben.“ (VII: 17) Er findet meine Formulierung von den Männern, von denen er sich sexuell angezogen fühle, nicht passend. „Das ist halt eine sagen wir mal biogeschlechtliche. Also, da spielen Gefühle null Rolle.“ (diese Formulierung wiederholt er mehrfach), das ist „Gier“ (ebd.). Gefühle entstehen auch nicht hinterher, darauf besteht er. „Deswegen sag ich ja, ich könnt nie mit ’nem Mann zusammen leben, ich könnte auch nie total in diese Ecke gehen. [...] Ich pflege meinen Ausspruch, ich bin gesund bisexuell. Also Gefühle Mann waren noch nie und würden wahrscheinlich auch nie kommen. Dazu ist mir das Wesen Weib zu lieb.“ (ebd.) „Ich bin ein Zärtlichkeitsfanatiker.“ (VII: 18) Ich sagte, dass er ja

gemeint habe, bei Männern ist das auch möglich. „Ja“, meinte er, „also Männer streicheln sich auch gerne, aber das ist nicht ein Streicheln mit Gefühl. [...] es ist schon ein Streicheln mit Gefühl, wenn man das spürt, aber es hat nichts mit dem Seelischen zu tun, also bei mir zumindest nicht, ich kann für andere jetzt nicht sprechen. [...] dass man an den Brustwarzen sehr sensibel und empfindlich ist, das ist auch ein Produkt, sagen wir mal, vor zehn Jahren entdeckt und auch da wieder die Erfahrung, dass das vielen Männern auch so geht. Nun, das sind dann zärtliche Berührungen, Brustwarzen spielen oder je nachdem“ (ebd.) *In der Verneinung und wie er sich verbal windet, wird klar, wie sehr er sich inzwischen sexuell und emotional zu Männern hingezogen fühlt.*

Ich fragte noch einmal nach, wie er sich genau geoutet hat, was er von sich erzählt. Je nach „Ableitungen oder Anlässen“ sage er: „das und das und das, das ist für mich wichtig, das will ich, da nehme ich kein Blatt vor den Mund. Und ich bin sogar der Überzeugung, manche, die sagen, ach, wie kann man so was tun, denken dann in ihrem Hinterstübchen, Mensch könnte ich das auch mal tun. Davon bin ich also felsenfest überzeugt.“ (VII: 18)

Als seine 2. Ehe mit 44 Jahren dabei war, in die Brüche zu gehen, wurde er in seinem Dorf im Karneval „schön durch den Kakao gezogen. Vorher habe ich mich immer danach gerichtet, die anderen dürfen um Gottes Willen nichts Schlechtes von mir denken. Und das war mit einem Tag weg. [...] und dann kam diese Einstellung.“ (ebd.) „Ist der Ruf erst ruiniert, lebst du völlig ungeniert. (ebd.) „Egal wer mit mir spricht, was er wissen will, ich nehme kein Blatt vor den Mund und fühle mich wohl dabei. [...] Es hilft doch nichts. [...] ich habe das immer mit ’nem Vulkan verglichen, irgendwann ist da oben die Lava rausgeschossen und dann habe ich damals

gedacht, [...] es ist dein Leben, du musst dem nachgeben, ja. Weil ich hat ja Spaß und Freude daran.“ (VI1: 8, 9)

Im 2. Interview fragte ich noch mehr nach den Töchtern, zu denen der Kontakt „dünn“ ist, „ich suche ihn nicht.“ (VI2: 1) „Manchmal ist mir Familienleben zu viel. Kommt aber wahrscheinlich aus meiner eigenen Entwicklung, von meinen negativen Familienerfahrungen.“ (VI2: 2) Damit meint er weniger das Fremdgehen des Vaters, „das hab ich ab ’nem gewissen Alter sogar nachvollziehen können. Das ist aber nicht das Thema gewesen. Nein, ich war einfach ein ungeliebtes Kind, von beiden Seiten.“ (ebd.)

Dann fragte ich noch Details zu seinen bisher vier Ehen. Die beiden letzten sind „auch aus der Sexualität entstanden, irgendwann haben wir dann gesagt, wir heiraten.“ (VI2: 3) Dass sie auseinander gingen, „lag noch nicht mal so sehr an der Sexualität, nein, die Beziehung ist einfach irgendwo abgestorben, so nach dem Motto, man kann sich bald nicht mehr sehen.“ (ebd.) Die Trennung der dritten Ehe nach acht Jahren „haben wir einvernehmlich gemacht.“ (ebd.)

Die Auflösung der jetzigen Ehe erlebe ich indirekt mit, als ich beim zweiten Interview die Kartons in der Wohnung stehen sehe. Er zieht nur im Haus in eine andere Wohnung, überlässt seiner Ehefrau die von ihm gekaufte Eigentumswohnung. Sie soll sie auch erben. Das alles erzählte er mir, als das Band abgeschaltet war. Er hat bereits eine neue Partnerin, „nahtlos“ (ebd.) wie immer. „Grundsätzlich ganz alleine war ich im Grunde nie. Ich wüsste auch nicht, ob ich gut damit umgehen könnte, muss ich ehrlich sagen. Wahrscheinlich werd ich’s nicht erleben. [...] Jetzt diese neue Beziehung, die dürfte mit Sicherheit, denke ich jetzt mal einfach, auch da ich ja nicht mehr neu bin, die dürfte wahrscheinlich mit dem Tod

enden. Egal wer zuerst dran ist. Also es passt von der Einstellung her, [...]. Das ist nichts Überkandideltes, normale, schöne Beziehung, sexuell klappt's wunderbar. Ich würde sagen, die schönste Beziehung, die ich in meinem Leben hatte.“ (VI2: 4) Es ist eine Frau seines Alters, und sie haben „drei bis viermal die Woche bestimmt“ (ebd.) Sex. „Da ist auch das Verlangen danach.“ (ebd.)

„Um innig [...] zu lieben, muss schon verdammt viel Gefühl da sein, ja, sonst ist es 'ne sexuelle Abhandlung. Das, was ich im Club mache, ist vielleicht 'ne sexuelle Abhandlung. [...] Das ist einfach irgendwo dieser Reiz. Also, da können Sie das Gefühlsleben ausschließen. [...] Ich meine tiefere Gefühle, die über die Sympathie hinausgehen. [...] Sympathie ja, tiefere Gefühle nein.“ (VI2: 5)

Ich fragte, ob er schon einmal einen Mann erneut getroffen habe, um mit ihm Sex zu haben, ob er sich je mit einem der Männer, mit denen er Sex hatte, angefreundet hat? „Einmal schon, hier in der Wohnung. [...] Wir haben uns in dem Club etwas angefreundet.“ (ebd.) [...] „Den gibt's insofern nicht mehr, weil der seit Wochen nicht mehr im Club war. [...] Ich hab ihm da mal 'nen Zettel hinterlassen, er soll sich doch mal melden. Aber wie gesagt, da spielen Gefühle keine Rolle. Also ich hab noch nie für'n Mann intensiv gefühlt. Ich hab wohl für viele Frauen intensiv gefühlt.“ (VI2: 6)

Zum Abschluss des 2. Interviews fragte ich, ob es noch etwas gebe, das für mich von Interesse sein könnte?

P: „Ich glaub, ich hab mich weitestgehend ausgeschüttet.“

I: „Es geht mir ja um den Themenbereich sexuelle Identität und wie homo- und heterosexuelle Neigungen zusammen passen oder nicht

passen, zusammen gelebt werden können oder nicht gelebt werden können, wie das mit der Ehe zusammen geht oder nicht. Darüber haben wir uns ja unterhalten.“

P: „Das eine ist wahrscheinlich: das liegt in dem Menschen wohl selber drin. Ich glaub nicht, dass man das so klassifizieren kann.“

I: „Also, dass das eine allgemein menschliche Möglichkeit ist, meinen Sie?“

P: „Nein, aber es muss auch schon irgendwo in dem Menschen schlummern, denk ich mir einfach. Weil, wie gesagt, wir haben es ja öfters schon angerissen, bei vielen Männern ist das erst im Laufe des Älterwerdens. Das war für mich mit 30 oder 35 wäre das für mich ein Unding gewesen, solche Kontakte, absolut, völlig nicht machbar. Wodurch das kommt, das ist natürlich schwer zu sagen.“

I: „Die Männer, mit denen sie zu tun haben, sind das Männer Ihrer Generation?“

P: „Vielleicht auch schon ab 35. Eben nicht in der Jugend, sondern.. Wenn junge Männer die Neigung haben, [...] dann sind sie schon fast auf der schwulen Schiene.“ (VI2: 8)

Früheste Kindheitserinnerung (VI1: 19):

P: „Die geht bis ins vierte Lebensjahr zurück. Da war ich mit meiner Mutter während des Krieges im Elsass evakuiert, und wir waren im Kindergarten und ich hatte ’nen Kameraden, genauso alt wie ich, wir mussten Pipi machen und haben uns damals an die Wand gestellt und haben probiert, wer am höchsten pinkeln kann, und haben uns dann vollgepinkelt. Das ist so die relativ letzte Kindheitserinnerung. Also ich weiß im Grunde seit 44, Sommer

44, da war ich fast vier Jahre alt, könnt ich mein Leben lückenlos erzählen.“

I: „Was für ein Gefühl ist bei Ihnen mit dieser Erinnerung verbunden?“

P: „Könnt ein angenehmes...“

I: „Was für eins?“

P: „War halt so, wir haben Spaß gemacht oder wir wollten, was war das, ein sportlicher Wettstreit zwischen zwei Kindern, ja, aber nicht dass ich da irgendwie...“

I: „Na ich meine, ich wollt eigentlich wissen, was genau für'n Gefühl, Kinder sind ja ganz unschuldig mit solchen Dingen.“

P: „Nehmen Sie mal an, dass das das Unschuldige war.“

I: „Aber was genau, können Sie sich daran erinnern, wie Sie sich da gefühlt haben?“

P: „Ja gut, wahrscheinlich kam da Angst hoch, was die jetzt mit einem machen, wenn man sich bepinkelt hat, mag ja sein.“

I: „Das denken Sie jetzt so.“

P: „Ja, ne, könnt ich mir vorstellen, dass man so was gedacht hat, aber da hab ich wirklich keine Erinnerung mehr dran, ob man sich da gut oder schlecht gefühlt hat, weiß ich nicht mehr.“

I: „Ja, o.k., dann machen wir Schluss für heute.“

Analyse der sexuellen Entwicklung

In seiner Jugend war er „total verklemmt und schüchtern“ und mit wenig Selbstbewusstsein ausgestattet. Es gab zunächst nur Onanie als sexuelle Betätigung, wobei über die sexuellen Phantasien nichts gesagt wird. Seine erste Verliebtheit als Jugendlicher galt einer Frau, als er siebzehn Jahre alt

war. Diese Verliebtheit endete, als er sie mit einem Anderen im Bett fand, mit einem „Schock“, von dem er sich nicht so schnell erholte und der möglicherweise, das deutet sich in der Verneinung an, Racheimpulse in ihm hinterließ. Sein erster heterosexueller Sex, ebenfalls mit siebzehn Jahren, endete mit ejaculatio praecox. Das hätte an sich nichts Schlimmes sein müssen, ist ja auch nicht ungewöhnlich für das erste Mal. Aber danach ging er bei einer verheirateten ca. 25jährigen Frau in eine, wie er ausdrücklich anmerkt, „sehr gute Liebeslehre“. Lehre klingt eher nach Lernen als nach Vergnügen. Es könnte sein, dass er bei ihr lernte, eine Frau zu befriedigen, und dass es weniger um ihn und seine sexuelle Befriedigung ging. Möglicherweise aus „Neugier“, ob es auch anders herum, d. h. ob es auch um seine sexuelle Befriedigung gehen könnte, überprüfte er seine wahrscheinlich vorhandenen homosexuellen Phantasien, wie wenig bewusst auch immer dies gewesen sein mag, und traf sich mit dem als schwul bekannten Arbeitskollegen, als er 19/20 Jahre alt war. Diese ersten drei sexuellen Begegnungen im Zeitraum von 3 Jahren nehmen in kondensierter Form seinen sexuellen Lebenslauf vorweg: nach einem unbefriedigenden Beginn lernt er bei einer „älteren“, verheirateten Frau, ein guter heterosexueller Liebhaber zu sein, d. h. ein richtiger Mann, der vor der Mutterimago bestehen kann. Danach wendet er sich einem homosexuellen Mann zu, der ihn befriedigt.

Er hebt hervor, dass es dem Mann Spaß machte, ihn zu masturbieren, was sicherlich auch eine Projektion seiner eigenen Befriedigung ist, aber auch auf eine Lücke verweist, nämlich dass er eine Sehnsucht danach hatte, als Mann begehrt zu sein, a priori, ohne dafür erst etwas lernen zu müssen. Er war „erstaunt“ und „vielleicht auch ein bisschen erschrocken“ und meint, er sei „weggelaufen“. Für einen schüchternen, soeben ausgelerten jungen

Mann war es wahrscheinlich nicht vorstellbar, jedenfalls nicht aushaltbar, schwul zu sein. Im Interview hatte er mehrfach gemeint, dass Männer, die sich schon in jungen Jahren homosexuell betätigen, in die „eindeutig“ schwule Ecke gehören. Er wollte nicht in der Ecke stehen. Schwule galten damals als unmännlich. Und Bisexualität stand als Option in den 50er Jahren weder gesellschaftlich noch individuell zur Verfügung. Er wollte in erster Linie ein „normaler“ Mann sein und führte ab dem 23. Lebensjahr für zwei Jahrzehnte ein heterosexuelles Leben als verheirateter Mann, der seiner jeweiligen Frau mit anderen Frauen fremdging.

Während er für die erste Ehe die Frau wählte, die sexuell eher „wie ein Brett“ war (da setzte sich wohl der Wiederholungszwang durch, da seine Mutter Sex nicht mochte), und nicht die, die „im Bett so richtig versaut“ war (mit der es Spaß hätte machen können, was aber nicht seinem Skript entsprach), gab es danach eine „Liebesheirat“, und diese 2. Ehe schildert er als „sehr gut“. Es ging ihm „mit zunehmendem Alter mehr um die Lust der Frau als um meine.“ Er war und ist stolz darauf, im Bett nicht so „egoistisch“ zu sein, wie es Männern nachgesagt werde. Möglicherweise gelang es ihm, die Frau zufrieden zu stellen, sie glücklich zu machen, und das gab ihm viel „Bestätigung“. Es wirkte seinen „Minderwertigkeitskomplexen“ (als Mann?) entgegen, ein Mann geworden zu sein, den die Frauen lieben.

Und er hatte Spaß am sexuellen Zusammensein mit den Frauen, beschreibt sich als „Zärtlichkeitsfanatiker“, der bis heute gerne und viel Sex mit Frauen hat – jedenfalls zu Anfang einer Beziehung -, der die Frauen liebt, wenngleich die Liebe zu früh weg geht, der jedoch mit Frauen nicht der sexuellen Triebbefriedigung wegen ins Bett geht. Das zärtliche Liebesbegehren scheint den Frauen zu gelten, das triebhafte den Männern.

Das Triebhafte führte ihn weg von der Frau. Von Beginn seiner Ehe an ging er fremd. „Da war immer der Drang auszubrechen.“ Dies als vom Vater ererbte Veranlagung zu sehen, diene als Rationalisierung, sicher auch zur Schuldgefühlentlastung, denn in den ersten beiden Ehen hatte er wegen des Fremdgehens „Gewissensbisse“. Im Scheitern der „glücklichen“ zweiten Ehe entschloss er sich, seinen im Dorf bereits ramponierten Ruf zu akzeptieren, ja zu nutzen. Er sagte seinen Partnerinnen fortan, er sei „so“ (wobei er offen lässt, was das genau meint; dadurch gewinnt er Spielräume), er werde sich auch nicht ändern, und sie müssten sehen, ob und wie weit sie damit klar kämen. Wenn es nicht mehr harmoniere, dann gebe es ja heutzutage die Möglichkeit der Trennung. Trennungen fallen ihm dennoch schwer. Er nimmt sie in Kauf, reagiert aber (zunehmend?) depressiv – sei es, weil die Phantasie berührt ist, es ist nicht genug, was ich mit ihr sexuell teile; sie erträgt nicht, dass ich auch Männer begehre. Ich schaffe es nicht, beides zusammenzubringen, sei es, weil er die Trennungsschuld nicht aushält.

Mit Mitte 40 gab er sein bisheriges Leben auf: beide Töchter waren erwachsen, er riskierte den Verlust seiner zweiten Frau und verlor seine Festanstellung. Er wurde Reisender.

Heterosexuelles Fremdgehen reichte nicht mehr, um homosexuelle Wünsche in Schach zu halten, die vorher bewusst „absolut nicht präsent“ waren, auch wenn sie im „Hintergrund schlummerten.“ Sie tauchten als Wünsche nach Partnertausch und Gruppensex auf, d. h. in einem heterosexuell definierten Rahmen, was fortan immer so sein sollte, und diese Wünsche verlangten immer drängender nach Befriedigung. Das wollte die zweite Frau nicht mehr mitmachen. Dass er als Vertreter viel

unterwegs war, half ihm bei der Suche nach geeigneten anonymen homosexuellen Treffpunkten.

Erstmals konnte er sich damals innerlich und äußerlich (von seiner Frau und von seiner sozialen Umgebung) unabhängig genug fühlen, um diese homosexuelle Lust zu suchen. Die „Lust am Mann“ wurde langsam mehr. Zunächst wollte er nur oral befriedigt werden, dann wollte er es auch aktiv tun. Fellatio blieb viele Jahre, ja Jahrzehnte, die vorherrschende homosexuelle Praktik, bis vor 2-3 Jahren die Lust auf Analverkehr dazu kam. Zur selben Zeit etwa gab er das Cruisen auf, da es inzwischen vor der Haustür einen „netten Bi-Club“ gab, den er jetzt regelmäßig aufsucht, teils mit seiner Partnerin, teils allein. Der sich damals verbreitende Typ des Bi-Clubs ermöglichte ihm, sich und seine Identität fortan positiv zu definieren und einen Platz im Normalitätsspektrum zu besetzen, eben als „gesund bisexuell“. Bis dahin hatte er sich überwiegend negativ definiert, sich gegen „rein“ Homosexuelle abgegrenzt, den Unterschied zu Männern, die „eindeutig“ in dieser „Ecke“ sind, betont. „Wenn junge Männer die Neigung haben, dann sind sie schon fast auf der schwulen Schiene“, meinte er. Für ihn selbst wäre es mit Mitte 30 noch „undenkbar“ gewesen, sich mit Männern sexuell einzulassen. Aber Männer, die erst in der Lebensmitte anfangen, sich neben ihren heterosexuellen Aktivitäten homosexuell zu engagieren, die sind für ihn nicht schwul. Die bleiben heterosexuelle Männer, die außerdem bisexuell sind. „Gesund bisexuell“ zu sein, meint in seiner Selbstdefinition, „heterosexuell **und** bisexuell“ zu sein, also nicht: heterosexuell und homosexuell.

Warum muss der homosexuelle Teil seiner Sexualität sprachlich zum Verschwinden gebracht werden? Es könnte mit internalisierter Homophobie zu tun haben und dass er nicht zu einer stigmatisierten

Randgruppe gehören, sondern mit seiner „Lust auf Mann“ normal sein will. Aber es hat vielleicht auch damit zu tun, dass seine Heterosexualität nicht einfach nur eine Abwehr gegen die Homosexualität ist, sondern auch der Festigung seines Männlichkeitsgefühls dient, das sich über die sexuelle Befriedigung einer Frau und über die Potenz, Kinder zu zeugen, entwickelt und festigt. Mit der ersten und der zweiten Ehefrau hat er je eine Tochter. Warum er mit der dritten Ehefrau, mit der er anfing, Sex-Clubs zu besuchen, keine Kinder hat, habe ich leider nicht gefragt. Vielleicht war seine Frau schon zu alt für Kinder, möglicherweise hatte sie auch eigene, bereits erwachsene Kinder. Damals, mit Mitte 40 dürfte er sich seiner heterosexuell definierten Männlichkeit ausreichend sicher gewesen sein; sonst hätte er sich an homosexuelle Aktivitäten nicht herangetraut.

Er konstruiert seine Geschichte entlang seiner „sexuellen Neulust“, die sich – jedenfalls nachträglich - gradlinig vom Fremdgehen, über Partnertausch und Gruppensex hin zu immer mehr homosexuellen Aktivitäten erzählen ließ. Möglicherweise suchte er anfangs anonyme Homosexuellen-Treffs auf und ging parallel mit seiner 3. Partnerin in Swinger-Clubs, ehe er vor wenigen Jahren das Cruisen ganz aufgab, als er die Bi-Clubs entdeckt hatte.

Dass er sich nach langer Suche inzwischen halbwegs normal fühlt, liegt daran, dass er sich mit seinen homosexuellen Wünschen nicht allein weiß. Aus seinen Gesprächen in der Welt der Sex-Clubs schließt er, dass er diese Seite mit sehr vielen Männern (4 von 5!) teile und dass andere ihn sogar beneiden, weil sie sich selbst nicht an homosexuelle Aktivitäten herantrauen würden. So wird seine Bisexualität am Ende zum Privileg. In der Genugtuung durch Verkehrung ins Gegenteil schimmert durch, wie schwer der Kampf um sein sexuelles Selbstverständnis gewesen sein muss und wie

sehr er möglicherweise gegen eine Phantasie zu kämpfen hatte, in der seine Minderwertigkeitsgefühle und seine Zweifel an seiner Männlichkeit mit seiner homosexuellen Seite liiert waren.

In der aus seiner Sicht fast normalen, fast heterosexuellen Welt der Bi-Clubs hat Aids keinen Platz, muss er keine Angst vor Ansteckung haben, ist es nicht gar so schlimm, dass er nur ab und zu Kondome verwendet. Die Tatsache, dass er sich bisher nicht angesteckt hat, sieht er nicht als Glück, sondern als logische Konsequenz, da er mit „rein Homosexuellen“ - wie er meint – nicht verkehrt habe. Diese Interpretation passt für ihn, auch wenn sie eine Verleugnung der Realität ist. Ob er weiß, dass er sich etwas vormacht, bleibt unklar. Aber da er Aids für eine reine Schwulenkrankheit hält, kann es in der nicht-schwulen Welt, in der er zu verkehren meint, kein Ansteckungsrisiko geben.

In der frühesten Kindheitserinnerung, in der es um lustvolle, urethrale, sexuelle Betätigung geht, gibt er, was die Triebhaftigkeit angeht, den Primat des homosexuellen Wunsches zu erkennen, was sich auch darin spiegelt, dass er die homosexuelle Verführung als erste sexuelle Erfahrung seiner Jugend nennt, obwohl es wahrscheinlich die dritte sexuelle Begegnung nach zwei heterosexuellen war. Die Kindheitserinnerung enthüllt sein aktuelles unbewusstes Wissen um die Zentralität der homosexuellen Wünsche. Aber unbewusste Strafängste im Verein mit zu wenig Selbstwertgefühl dürften dazu geführt haben, dass er, nachdem er beides ausprobiert hatte, sich dafür entschied, heterosexuell = normal zu leben. Er hatte insofern eine Wahl, als für ihn als „Zärtlichkeitsfanatiker“ auch die Erfüllung des heterosexuellen Wunsches Befriedigung - jedenfalls narzisstische - versprach.

Indem er die Frauen einweihete (zumindest grob) und in die Clubs mitnahm, wo sie auch ihr Vergnügen haben sollten – zum einen, weil ihm die Befriedigung der Frau immer ein Anliegen war, aber vielleicht auch, weil er sich dann besser (weil schuldgefühlfreier) homosexuell vergnügen konnte – mit diesem Verhalten versuchte er, eine konkrete zeitlich-räumliche Integration des hetero- und homosexuellen Verlangens in der Außenwelt vorzunehmen. Die zwanghaft konkretistische Logik dieser Bewältigung zeigt sich auch im Vermeiden homosexueller Orte, als müsse er sich – in symbolischer Gleichsetzung – als Homosexueller fühlen, wenn er homosexuelle Treffpunkte aufsucht. Es ist die Identifikation mit dem Blick der Anderen, die bei ihm eine so zentrale Rolle spielt. So gesehen ist es konsequent, dass er mich nicht in meiner Praxis treffen konnte, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem ehemaligen Schwulenzentrum liegt. Orte sind seine Identitätsstifter. In den Bi-Clubs kann zeitlich und räumlich parallel, zugleich oder nacheinander sexuell gelebt und damit äußerlich integriert werden, was innerlich nicht sicher integriert ist.

Diese äußeren Integrationsversuche - soziale Arrangements (analog einer interpersonellen Abwehr) - drohen immer wieder zu scheitern, weil sie zwar für ihn, aber für die jeweilige Frau auf Dauer nicht stimmig sind, möglicherweise, weil er von der Frau nach einiger Zeit die sexuelle Besetzung abzieht, vielleicht auch, weil die Frau erst nach einiger Zeit begreift, wie sehr ihr Mann an Männern interessiert ist.

Einem fehlt immer etwas! Dieses ständig drohende Scheitern dürfte wie ein Damoklesschwert über ihm hängen und die Quelle seiner chronischen Depression sein: dass er es nicht schafft, seine Bisexualität in einem stabilen sozialen Arrangement zusammen zu halten. Es könnte sein, dass damit zugleich auch der unbewusste Versuch scheitert, sich von beiden

Eltern geliebt fühlen und beide lieben zu können, was die mögliche psychogenetische Wurzel seiner Depression markiert.

Unbewusst geht es ihm möglicherweise darum, eine lieblose Mutterimago in eine liebende bzw. ihn begehrende zu verwandeln, und dies dürfte verschweift sein mit dem Thema der Erwünschtheit als Junge. Er muss sich konkret von einer Frau (nicht von einer bestimmten Frau, denn es kommt auf die innere Szene an) als Mann begehrt fühlen und eine Frau/die Mutterimago sexuell glücklich machen. Das macht ihn zum Mann. Das ist die existentielle Basis, die Heilung einer narzisstischen Wunde, weshalb er sagt, wenn er wählen müsste, würde er immer die Frau wählen. Indem er die Frau sexuell befriedigt, ist er möglicherweise auch mit ihren weiblichen/passiven Wünschen identifiziert und erfüllt ihr, was er selbst gerne erfüllt bekäme: die Anerkennung der eigenen Geschlechtlichkeit, um dann aber die Gegenseitigkeit zu verweigern, denn er will von ihr nicht befriedigt werden. Sein Don Juanismus verweist vielleicht doch auf das von ihm selbst angesprochene Rache-Motiv, das sich in der Verneinung offenbart. Die spätere Vorstellung, der Frau durch die Mitnahme in die Sex-Clubs etwas Gutes zu tun, eignet sich zur Verhüllung unbewusster Rache-Motive ebenso gut wie auch zur Reduzierung von Schuldgefühlen.

Dieser Proband versteht sich als gesund bisexuell, d. h. für ihn: als heterosexuell und bisexuell; er versteht sich ausdrücklich nicht als schwul. Die ersten drei sexuellen Begegnungen im Zeitraum von drei Jahren nehmen in kondensierter Form seinen sexuellen Lebenslauf vorweg: die erste heterosexuelle Begegnung ist unbefriedigend, woraufhin er in eine „Liebeslehre“ bei einer verheirateten Frau geht und nach deren Ende sich zweimal mit einem homosexuellen Mann trifft. Danach wählt er für

Jahrzehnte die heterosexuelle Lebensform, ergänzt um regelmäßiges Fremdgehen.

Eine lange, als glücklich beschriebene zweite Ehe führte dazu, dass er sich seiner selbst und seiner Männlichkeit sicherer wurde und sich erlaubte, homosexuelle Wünsche – immer noch in einem heterosexuellen Kontext von „Partnertausch und Gruppensex“ - langsam auftauchen zu lassen. Dabei war und ist für ihn, mit einer Frau Sex zu haben, die Voraussetzung dafür, um mit Männern Sex zu haben. Er könnte darauf nicht verzichten – nicht zuletzt weil er sich nur als heterosexuell aktiver Mann männlich fühlen kann.

Nachdem er seine zweite Ehe und seine Festanstellung verloren hatte und Reisender geworden war, war er in den folgenden zwei Jahrzehnten damit beschäftigt, eine Identität und Lebensform zu suchen, in der er sich als normal empfinden konnte und die für ihn stimmig war. Er fand sie schließlich in den Bi-Clubs, in denen seiner Wahrnehmung nach vor allem heterosexuelle Männer wie er selbst verkehrten, keine rein Homosexuellen. Und im Aufsuchen dieser Orte, aus einer sexuell gelebten Ehe heraus, versichert er sich immer wieder seiner Identität als Bisexueller.

Während die heterosexuelle Beziehungsstruktur seit der dritten Ehe weitgehend gleich blieb (ehelicher Sex mit einer Frau, die von Beginn an wusste, dass ihm auch außereheliche sexuelle Aktivitäten wichtig waren; das Cruisen dürfte er außen vor gelassen haben), wurden die homosexuellen Beziehungen immer differenzierter, sowohl was die sexuellen Praktiken (von jahrzehntelang bevorzugter Fellatio zu Analverkehr) als auch, was die Beziehungsgestaltung anging (zärtlicher, weniger flüchtig). Das begrüßt er, aber es bedroht ihn auch, stellt es doch seine Aufteilung (die seelenvolle Liebe ist den Frauen zugeteilt, die

triebhafter Befriedigung den Männern vorbehalten) in Frage, mit der er bis zu seinem Tod noch leben zu können hofft.

VII Der Schuldbewusste, Jg. 1955

1. Interview am 25. 1. 07; 2. Interview am 7. 2. 07; Auswertung im Juli 08; autorisiert am 30. 9. 10

Szenischer Kontext

Einer der bereits interviewten Männer hatte mir von einem Freund erzählt, der „in einer ähnlichen Situation“ wie er selbst sei. Ich bat ihn, diesen Freund zu fragen, ob er bereit sei, sich interviewen zu lassen. Er sehe ihn heute noch und könne ihn dann fragen, antwortete er. Ob ich morgen anrufen könne? Das tat ich und erhielt die Telefonnummer. Problemlos vereinbarten wir einen Termin.

Im Vergleich zu allen anderen machte dieser Proband zunächst einen stabilen, gesunden Eindruck. Er sprach differenziert, hatte erkennbar viel über sich nachgedacht und war auch bezüglich seiner Ehefrau einfühlsam und wertschätzend. Er präsentierte, so schien es auf den ersten Blick, ein geschlossenes Narrativ inklusive der Brüche. Am Schluss des 1. Interviews befand er, nichts Neues über sich erfahren zu haben. Vielleicht wenn ich ihm Fragen stellen würde. Was ich denn nächstes Mal fragen würde?

Erst später fiel mir auf, wie sachlich, fast emotionslos und ausweichend er auf besonders schwierige Aspekte seiner Geschichte eingegangen war, etwa die HIV-Infektion und den Vorwurf des sexuellen Missbrauchs an seinem Sohne, den seine Frau erhoben hatte. Ich wunderte mich über mich selbst, dass ich im 1. Interview bei diesen Dingen nicht nachgehakt hatte. Ich war zunächst eher beeindruckt von der Leistung, z. B. die HIV-

Infektion als Chance sehen und nutzen zu können. Ich blieb respektvoll auf Abstand.

Ich fragte auch nicht nach der frühesten Kindheitserinnerung, weil ich plötzlich (fälschlicherweise!) sicher war, dass sie erst im 2. Interview vorgesehen sei. Meine Irritation über den Umgang mit seinen Kindern, die so früh über das Sexualleben der Eltern informiert wurden, seine Kontaktabbrüche ihnen gegenüber und den Druck, den er auf sie noch jüngst ausübte, ihn von Schuld zu entlasten, das alles hatte ich nach dem 1. Interview wie vergessen. Der Vorwurf seiner Ehefrau dagegen, den Sohn sexuell missbraucht zu haben, ging mir noch längere Zeit nach.

Nachdem das Band abgestellt war, erzählte er nach dem 1. Interview von einem „Alptraum“, den er letzten Sommer (2006) geträumt hatte, in dem er nur noch eine halbe Stunde zu leben hatte, und es fiel ihm alles Mögliche ein, was er nicht gut gemacht und was er noch nicht erledigt hatte. Er nahm den Traum als Ansporn, machte ein Testament und fragte seine Kinder, ob er sich zu wenig um sie gekümmert habe, was diese (sinngemäß) verneint hätten. Es sei nur seine Angst, kommentierte er.

Es war kalt in seiner hellen Souterrain-Wohnung mit Terrasse und Blick auf einen schönen Garten. Als ich ging, war ich wie vereist, nahm es bewusst aber erst wahr, als ich zuhause angesprochen wurde, wie verfroren ich sei. Im 2. Interview war er etwas offener, zeigte sich verwundbarer, oft aber auch für mich erstaunlich hartleibig, ja emotional vereist.

Als es um die Beziehung ging, deren Ende ihn so aus der Bahn geworfen hatte, dass er sich „so ’n bisschen haltlos“ gefühlt und in einer Sauna mit dem HIV-Virus angesteckt hatte, konnte er zwar über den Ansteckungsweg sprechen und sagen, dass es eine „Phase“ war, „wo ich nicht stark war“, aber über die Beziehung selbst mochte er explizit nichts weiter sagen. In

meinen ersten Auswertungsüberlegungen hatte ich gedacht, es sei seine erste homosexuelle Beziehung. Mit erneuter Lektüre der Interviewprotokolle für diese Auswertung wurde ich unsicher: hatte es da noch eine andere Liebesbeziehung gegeben? Ich las mehrfach in den Aufzeichnungen nach und bemerkte dann, dass ich mich der gleichen zwanghaft konkretistischen Denkabwehr bediente wie der Proband.

Auch das Thema Missbrauchsvorwurf hielt er sich emotional vom Leib – im zweiten Interview ebenso wie schon im ersten. Er schien in seiner Kränkung gefangen und unfähig zu differenziertem Nachdenken über dieses Thema. Scheinbar ungerührt erzählte er auch von Vorwürfen der Tochter gegen ihn und berichtete über das aktuelle Unglücklichsein des Sohnes, das er widerlegen zu können meinte, als hinge dieses nur mit dem „melancholischen“ Erbe der Mutter zusammen.

Im Kontrast dazu blieb er wie schon im 1. Interview bezüglich seiner Ehefrau sehr einfühlsam, nachsichtig und schuldbewusst.

Es berührte mich dann sehr, als er im Rahmen der Frühesten Kindheitserinnerung von seinen Trennungserfahrungen mit eineinhalb und mit drei Jahren erzählte. Ab da wurde die Atmosphäre zwischen uns emotionaler. Er erzählte davon, dass er seinen letzten Partner, mit dem er bis vor einem Jahr vier Jahre lang zusammen gewesen war, „getragen“ habe wie seine Frau und dass dieser das genauso wenig bemerkt habe wie diese. Hier fiel mir seine kleine Schwester ein, die er - in altruistischer Abtretung - „getragen“ habe, und ich sagte, dass das wohl auch niemand bemerkt habe. In Nachhinein scheint mir, ich wollte ihn trösten, weshalb ich diesen einen Aspekt herausgriff. Und tatsächlich erreichte ich ihn damit. Er wurde emotional zugänglicher.

Nach dem Abschalten des zweiten Bandes berichtete er, wie schuldig er sich fühlt, dass er nach dem rekonstruierten Ansteckungs-Zeitpunkt noch eine Lebensversicherung abgeschlossen hatte und jetzt voller Angst ist, dass ihm oder seinen Erben diese Versicherung aberkannt werden könnte. Ich war angesichts dieser absurden gedanklichen Konstruktion und angesichts der Schwere des daran geknüpften Schuldgefühls geradezu schockiert, vielleicht auch weil dies meinen ersten Eindruck von seiner psychischen Gesundheit relativierte. Ohne nachzudenken, ging ich auch hier auf die zwanghafte Abwehr ein und sagte, das würde ja nur gelten, wenn er seine Ansteckung bewusst verschwiegen hätte - ein vergeblicher Versuch, ihn zu entlasten. *Bei neurotischen Schuldgefühlen helfen keine Argumente.*

Ich konnte den Gedanken kaum aushalten, dass ausgerechnet er, der so sehr nach Beziehung strebte, sich angesteckt hatte. Ich fand das - möglicherweise in konkordanter Übertragung - zunächst einfach ungerecht. Bei der Auswertung sah ich erst, wie geschickt er die Szene unbewusst arrangiert und auch so erzählt hatte, dass nicht er der „Gefährdete“ war und dass nicht er ungeschützten Analverkehr provoziert, zumindest ermöglicht hatte, sondern dass er zu diesem verführt worden war. Möglicherweise wusste er unbewusst um die eigene (projizierte) Aggression, und möglicherweise wurzelte darin sein heftiges unbewusstes Schuldgefühl. Man könnte auch an einen masochistischen Triumph denken.

Das Gespräch – das Interview war längst zu Ende - entwickelte sich in Richtung einer Therapiestunde. Er sprach davon, dass er die Regulierung von Distanz und Nähe schwierig finde, und fragte mich, warum es wohl so sei, dass „man“ immer so viel frage, alles wissen wolle und damit die Grenzen der anderen überschreite. Er bekomme das oft gesagt, und die

Leute zögen sich dann zurück. Ich beschrieb es vorsichtig als Versuch, der Ohnmacht und Hilflosigkeit Herr zu werden. Er fügte hinzu, dass er Grenzen überschreite, ohne es zu merken, und wie groß seine Sehnsucht nach Harmonie, nach symbiotischer Beziehung sei. Ich meinte, dass Menschen, die wie er abrupten, frühen Trennungen ausgesetzt gewesen seien, Getrenntheit, Anderssein und das „Geheimnis“ (sein Wort) des andern oft nicht gut aushalten könnten – das sei leicht, intellektuell einzusehen, für ihn ja auch. Ich fügte hinzu, dass er bei mir die Grenze ja wahren konnte. Er sehe schon, erwiderte er, dass da ein Stück fehle, das wolle er nachtragen. Kurz vielleicht, meinte ich angesichts der schon fortgeschrittenen Zeit. Er erzählte dann, dass er sich wahrscheinlich nach dem Ende der fünfzehnmonatigen Liebesbeziehung angesteckt habe, womit er die Unklarheit in der erzählten Geschichte aufhob. Er beschrieb, wie grenzenlos „verzweifelt“ er nach dieser Trennung gewesen war und dass ihm damals eigentlich „alles egal“ war. Damit gab er einen wichtigen Hinweis auf die vorbewusst parasuizidale Qualität seines Handelns. Möglicherweise lag auch ein unbewusster Strafwunsch vor.

Ich habe nicht notiert, wie viel Zeit ich überzogen hatte, vielleicht zwanzig Minuten? Ich erinnere mich eines Gefühls der Dankbarkeit, mit dem ich nach Hause fuhr.

Das Narrativ

Er begann nach meinen einleitenden Bemerkungen und seinen Fragen, was das für eine Studie sei, die ich machte, mit einer zusammenfassenden Bemerkung: „Ich bin verheiratet seit 25 Jahren, bin noch immer verheiratet, hab zwei Kinder, die 24 und 22 Jahre alt sind, hab schon ein Enkelkind, lebe seit siebzehn Jahren [...] schwul, und vorher war’s mir

nicht bewusst. Das war also mehr im Untergrund vorhanden, [...] aber ich hab's nicht wahrgenommen, sagen wir mal so, ich wollt es nicht wahrhaben.“ (VII1: 1) Er hatte schon gesehen, „dass ich Interesse für Männer habe, wusste aber jetzt nicht so recht, wie soll ich das jetzt deuten?“ (ebd.) Er hatte überlegt, „vielleicht such ich irgendwie eher so 'ne Vaterfigur, jemand, wo ich auch Nähe haben kann, weil ich das überhaupt nicht kannte, und ich such´ einfach nur 'ne Männerfreundschaft.“ (ebd.) Im 2. Interview präzisierte er: „ich hab eigentlich bestritten, dass das 'ne homosexuelle Geschichte wäre“, (VII2: 8) und übergangslos schloss er den Satz an: „Ich wüsste auch nicht, wie ich das unterscheiden sollte, was ich da gesucht hab.“ (ebd.)

Er kämpfte drei Jahre lang mit sich, „bis ich das rausgefunden hab. [...] Da war ich schon verheiratet und Anfang/Mitte 30.“ (VII1: 1) Begonnen hatte er damit, Selbsterfahrungsseminare in gemischt-geschlechtlichen Gruppen zu besuchen, hatte gemerkt, dass es ihm leicht fiel, Frauen anzufassen, dass er aber mit Männern ein „Problem“ (VII2: 8) hatte. In speziellen Übungen und Massagen sollte er lernen, seine Hemmungen abzubauen. Er fasste zum ersten Mal Männer an und „genoss“ (ebd.) es. Er hatte sich gedacht, „du hast das nie gehabt, ist doch klar, dass dir das fehlt.“ (ebd.) Aber er ging schließlich doch in eine Männergruppe, sprach dort über seine „Problematik“ als „Jugendlicher“ (ebd.) und hörte, dass auch einige andere Männer „so was“ kannten. Der Leiter einer Gruppe Schwuler Väter, der auch in der Männer-Gruppe war, lud ihn schließlich ein, zu den Schwulen Vätern zu kommen, was er auch tat. Das erfuhr ich alles erst später.

Zunächst erzählte er von seiner Jugend. Zwischen seinem fünfzehnten und siebzehnten Lebensjahr hatte er „sexuelle Kontakte mit Mitschülern“, die in gegenseitiger Onanie bestanden. Mit dem „Mann, mit dem ich zuletzt

sexuellen Kontakt hatte“, (VII1: 2) machte er siebzehn Jahre später eine Reise, „um zu klären, was das ist, ist das bei dem auch so? Ist das, was das bei dem ´ne Phase, die vorüber gegangen ist?“ (ebd.) Der sei „ganz locker damit umgegangen, hat aber dann gesagt, er wär’ inzwischen schon dreimal verheiratet.“ (ebd.) Sie trafen sich noch ein weiteres Mal, aber da hatte der Freund seinen Sohn „als Schutzwall“ (ebd.) dabei. „Er hat mit mir darüber gesprochen, aber mehr so am Rande. Für ihn war das so ´ne Phase, so ´ne Episode, die hatte für ihn überhaupt keine Bedeutung, weil er nicht an Frauen rankam.“ (ebd.) Die Enttäuschung darüber ist noch immer spürbar. Als er sich in der Jugend mit diesem Freund getroffen hatte, war dieser „eigentlich hinter ner Schulkameradin her“ gewesen, die an ihm kein Interesse hatte. „Also das war für ihn so ´n Ausweichmanöver.“ (VII1: 2) *Er suchte offenbar nachträglich nach einem Merkmal, das für ihn die unterschiedliche Bewertung der gemeinsamen homosexuellen Aktivitäten verständlich machen sollte, und fand sie im Küssen.* „Ich weiß noch, dass ich das Bedürfnis hatte, mit siebzehn, ihn zu küssen, aber umgekehrt nicht. Ich hab’s versucht, aber es kam nicht dazu. Mir ist aufgefallen,“ fuhr er fort, „dass die Männer, die [...] nicht dazu stehen oder vielleicht auch eher bisexuell sind, dass die eher nicht küssen wollen. Während die Männer, die mehr dazu stehen, das auch mit als Bestandteil sehen.“ (ebd.) Im 2. Interview relativierte er die Bedeutung dieser Freundschaft: „ich hab das nicht mit Emotionen verbunden. [...] Wir haben uns ja immer nur in der Schule gesehen, und der kam mal vorbei, und ich hab ihn auch mal besucht, aber es war klar, dass es so ´ne rein sexuelle Sache war.“ (VII2: 1)

Er verlor den Freund nach der Schule aus den Augen, und mit 23 Jahren lernte er seine Frau kennen – so machte er (im 1. Interview) die

Überleitung. „Die erste Frage, die sie mir gestellt hat, war: bist du schwul? Und das hab ich ganz weit von mir gewiesen. Ich wollt es auch nicht, das war keine Vorstellung.“ (VIII: 2) Er erzählte dann, wie er 22jährig mit seiner zwei Jahre älteren Schwester im Fernsehen den Film „Die Konsequenz“ (1977) ansah. Darin kam eine sexuelle Szene zwischen einem wegen seiner Homosexualität einsitzenden Gefangenen und dem Sohn des Gefängnisdirektors vor. Seine Schwester „war völlig angeekelt und fragte, könntest du dir so was vorstellen? Und ich merkte so, ich fand’s sehr erotisch, hab mich aber nicht getraut zu sagen, ja, könnt ich mir.“ (VIII: 2, 3)

„Im Nachhinein“, wie er sagt, fand er heraus, dass sein Vater „schon gespürt hat, dass ich solche Tendenzen habe, weil, ich hab einen elf Jahre älteren Cousin, der war öfter bei uns zu Besuch, und meine Eltern waren Paten, und der ist schwul, [...] das war ganz offensichtlich und ja, mein Vater hat da schon so Parallelen gesehen und hat da ganz frühzeitig gegengesteuert.“ (VIII: 3) „Mein Vater hat mich [...] durch den Wolf gedreht und völlig verändert. Ich wusste nicht mehr, wer ich war. [...] Der hat eigentlich nichts an mir, wie es war, gelassen, sondern hat versucht, natürlich in bester Absicht, mich davon zu überzeugen, Skat zu spielen, Angeln zu gehen. [...] Ich war auch Linkshänder, wurde dann Rechtshänder. [...] er hat versucht, weil ich irgendwie zu meiner Mutter einen besseren Draht hatte, weil die einfühlsamer war, mich immer wieder von ihr zu entfernen. [...] das hat meinem Selbstwertgefühl überhaupt nicht gut getan.“ (ebd.) Das sagt er mehrfach. Besonders „verübelt“ er dem Vater, dass der ihm bei der Lehrstellensuche zu der „schlechtere[n] Alternative“ riet und dies nach dem Ende der Lehre damit begründete, dass er „Angst hatte, dass ich ihn blamieren würde.“ (VIII: 4)

Vor dem gemeinsamen Fernsehabend, an dem seine ältere Schwester auf eine schwule Sexszene so „angeekelt“ reagiert hatte, hatte er noch ein homosexuelles Erlebnis als Lehrling gehabt, das er aber erst im 2. Interview auf ausdrückliche Nachfrage erwähnte, *vielleicht weil es in einem beschämenden Zusammenhang stand*. Auf einem Lehrgang hatte er seinen Zimmerkollegen, als dieser nachts onanierte, zu gemeinsamem Sex überredet und fühlte sich anschließend von ihm „irgendwie verraten,“ da dieser im Rahmen eines „Schülerstreichs“ den Mitschülern die Tür aufgemacht hatte: „Ich sollte den Hintern mit Schuhcreme eingerieben bekommen. [...] Die haben das nicht geschafft, weil ich mich so tierisch gewehrt hab, aber ich fühlte mich sehr ausgestoßen aus der Gemeinschaft. [...] das kannt' ich irgendwoher, in der Schule war ich auch Einzelgänger ohne Kontakte [...], vor allen Dingen mit Jungs hatte ich gar keinen Kontakt. [...] Ich hab eher mit Mädchen gespielt.“ (VII2: 2) Danach, sagte er im 2. Interview, hatte er keine homosexuellen Kontakte mehr. „Ich hab das wohl gemerkt, [...] dass ich mich schon irgendwo zu Männern so hingezogen fühlte. Auf der anderen Seite hatte ich aber auch Angst davor, weil ich keine positiven Erfahrungen gemacht habe. [...] Ich habe mich nicht getraut.“ (ebd.)

Seine Frau „war der erste Mensch, wo ich den Eindruck hatte, die liebt mich so, wie ich bin, ohne zu versuchen, mich rumzudrehen. [...] Und ja meiner Frau ging's irgendwie ähnlich, die hatte auch danach gesucht, jemand zu finden, der sie so, wie sie ist, annimmt. [...] sie war ein bisschen korpulent, und, ja, auch ein bisschen außerhalb der Gesellschaft.“ (VII1: 3) „Ich fühlte mich da irgendwie nicht bodenständig mit mir, ich schwebte in der Luft.“ (ebd.) „Ich hab dann eben durch meine Frau da versucht, das zu kompensieren. [...] Sie hat mich bestärkt, so wie ich bin, und ja, das war

dann auch eine sehr schöne Verbindung.“ (VII1: 4) Seine Frau war nicht die erste Frau, mit der er Sex hatte, wie ich im 2. Interview erfuhr. In der Bundeswehrzeit hatte er eine kurze Beziehung. „Da war ich zwanzig und die aber erst fünfzehn [...]. [...] ich wollte das ausprobieren, ich wollte gern Sex haben.“ (VII2: 4) Den Sex fand er „sehr schön, das war auch sehr stimmig alles.“ (ebd.) Auch mit seiner späteren Frau fand er den Sex „sehr erotisch“ und „sehr schön“ (ebd.), „damit war das *[Homosexuelle]* eigentlich abgehakt.“ (ebd.) „Da hab ich jetzt nicht weiter drüber nachgedacht, ob ich da 'ne Alternative suche.“ (ebd.) Auf meine Frage, was mit den Gedanken an Männer war, meinte er, „das war dann weg.“ (ebd.) „Ich hatte meiner Frau aber auch gesagt, [...] bevor wir geheiratet haben, [...] dass ich schon mal Männer anziehend finde, oder so, das war mir schon wichtig, dass ich ihr das sage.“ (ebd.) Seine Frau, sagte er, fand das „nur normal, sie hat nichts Besonderes dabei gesehen.“ (ebd.) Einmal, erinnerte er sich, sprach er auch mit seiner Frau darüber, als er auf einem Minigolfplatz einen Mann „sehr ansprechend und erotisch“ (VII2: 5) fand. Im 2. Interview erzählte er, dass er „vor der Hochzeit, *[die ca. 3 Jahre nach Beginn der Beziehung stattfand]*, noch mal ausgegangen [war], aber nicht zielgerichtet. [...] Ich war in ner ganz normalen Kneipe.“ (VII2: 2) Er hätte damals nicht gewusst, wo die Szene war. „Ist gar nichts passiert. Ich hab nur so überlegt: was machst du da, machst du einen Fehler oder was ist denn mit dir? [...] Aber ich hätte das nicht beantworten können, ob ich da irgendwo, sagen wir mal so, schwul wäre oder irgendwie bisexuell oder irgendwie so was. Diese Frage war für mich völlig ungeklärt. [...] Ich hab von ganz vielen Seiten Signale eben immer bekommen, dass das was Schreckliches wäre, und ich hatte das Gefühl, wenn ich dahin tendieren würde, würde ich nicht mehr geliebt. [...] Und ich war nicht selbstbewusst

genug, überhaupt diesen Kampf aufzunehmen. Das war überhaupt kein Gedanke für mich. [...] Ich wusste gar nicht, um was ich kämpfen sollte, [...]. Es waren ganz vage Gefühle.“ (VII2: 2, 3) An bewusste sexuelle Phantasien ab der Pubertät kann er sich nicht erinnern, nur daran, dass er „im OTTO-Katalog [...] schon gerne die Seiten geguckt [hat], wo die Männerunterwäsche abgebildet war. Und meine Eltern hatten so'n Buch versteckt, das hab ich immer wieder rausgezogen, das waren so verschiedene Stellungen. [...] Ich war einfach interessiert überhaupt an Sexualität, weil, 'ne Aufklärung gab's ja nicht.“ (ebd.)

Die anfangs sehr schöne sexuelle Beziehung mit seiner Frau änderte sich. „Ich hatte schon Lust, mit ihr zu schlafen, aber es ist weniger geworden im Laufe der Zeit, aber es ging mehr von ihr mehr aus, dass sie immer weniger wollte. Und ich fühlte mich schon vernachlässigt, weil ich ein sehr emotionaler Mensch bin und auch 'ne ziemlich ausgeprägte Libido habe, da fühlte ich mich eigentlich all die Jahre nicht ausgelastet. Aber ich war immer [heterosexuell] monogam.“ (VII1: 6) Kurz vorher im Gespräch hatte er den Akzent etwas anders gesetzt: er hatte „immer ein schlechtes Gewissen gehabt“, weil er sie so unattraktiv fand. Sie war „wieder sehr korpulent geworden. [...] Aber ich wollte sie auch nicht damit verletzen, indem ich's gesagt hab. Aber ich hab's wohl [...] ausgestrahlt. [...] das war dann wie so 'n kleines Machtkämpfchen. Sie wollte nur dann Sex haben, wenn der Tag absolut harmonisch verlief, [...] und das fand ich ziemlich belastend.“ (ebd.) Später war er dann „froh, als ich für mich rausgefunden hab, aha du stehst ja auf Männer, deswegen, dann ist nicht sie der Grund, dass du sie nicht erotisch findest.“ (ebd.) Diese „plausible Erklärung“ „befreit[e]“ (ebd.) ihn von seinen (*bewussten*) Schuldgefühlen.

1982 wurde eine Tochter geboren, 1984 kam ein Sohn auf die Welt, und sie kauften ein Haus. In der Ehe änderte sich nicht nur die Sexualität. (VII1: 4) Seine Frau übernahm die Mutterrolle, „die war nicht mehr meine Partnerin, sondern ich war nur noch der Versorger und der, der dafür da war, dass alles funktionierte, [...] und unsere eigenen Belange haben wir völlig zurückgestellt.“ (VII1: 4) Die Geburt des Sohnes „war für mich dann so ’n Ausgleich.“ (ebd.) Er hatte eine sehr „innige“ Beziehung zu ihm. Das Wort *innig* tauchte zur Beschreibung von Beziehungsqualität mehrfach auf, bei seiner kleinen Schwester, seinem Sohn, bei der Mutter-Säuglings-Beziehung und der ersten homosexuellen Liebe. Er begann zu schildern, dass er sich durch seinen Sohn, „je älter der wurde“, (ebd.) mit Fragen der männlichen Identität beschäftigte. „Das fing ja schon an, dass er zu mir aufgeschaut hat, der Papa ist toll und so, und da hab ich gemerkt, du musst deinem Sohn [...] ein Vorbild [sein], wer bist du eigentlich? Und das war dann so die Zeit, wo ich anfang, darüber nachzudenken, mich mal selber zu finden.“ (ebd.) „Was heißt das überhaupt, Vater zu sein, was heißt es überhaupt, ein Mann zu sein, männlich zu sein.“ (VII2: 5) Das Wort *Vorbild* ist ein zentrales Wort, das mehrfach auftaucht, sowohl im Kontext der Beschreibung seiner Beziehung zum Sohn und was durch sie angestoßen wurde, als auch im Kontext seiner Identitätssuche.

1988 las er das Buch „Trapez“ von Marion Zimmer Bradley, in dem eine schwule Beziehung erzählt wird. „Da war ich also 33. Ich hab gemerkt, dass diese Geschichte mich faszinierte, dass die irgendwas mit mir machte.“ (VII1: 5) Im 2. Interview beschreibt er präziser: „dass ich den Wunsch spürte, auch so eine Verbindung zu haben, dass sich da was versteckte in mir, das ich nicht einfach übergehen konnte. Das Gefühl war zu stark.“ (VII2: 5) Jetzt konnte er sich rückblickend eingestehen,

„Moment mal, also irgendwie tauchen da immer wieder, in unregelmäßigen Abständen, solche [*homoerotischen*] Bilder auf.“ (ebd.)

Er sprach mit seiner Frau darüber. „Hör mal, irgendwie, da passiert was mit mir. [...] Da sagte sie, ja, dann guck doch mal genauer hin, was das ist.“ Er begann mit Wochenend-Seminaren in gemischt-geschlechtlichen heterosexuellen Gruppen und brauchte insgesamt "drei Jahre [...], bis ich dann in diese schwule Vätergruppe gegangen bin. [...] Da war's dann auch klar. Dann hab ich mich auch das erste Mal verliebt in einen anderen Vater." (VIII: 5) „Da brach so alles in mir auf. Ich merkte, [...] dass ich kreativer wurde, dass ich weinen konnte. Ich war vorher so, ich hatte keine Höhen und keine Tiefen. [...] Also, ich hab eigentlich nicht richtig gelebt.“ (ebd.) Seine Frau kommentierte das sinngemäß mit „willkommen im Club der Lebenden.“ (ebd.) Als sie jedoch mitbekam, dass ihr Mann sich verliebt hatte, „da hat sie mich vor die Wahl gestellt. So will ich das nicht. Also wenn du heute Abend zu dem fährst, dann brauchst du nicht mehr wiederzukommen. [...] und ich hab dann gesagt, dann entscheide ich mich für ihn.“ (ebd.) Er fuhr, aber das war nicht das letzte Wort, sie sprachen bald wieder miteinander, und er sagte ihr: „Das gehört zu mir, das hab ich jetzt begriffen, das hab ich jahrelang nicht wahrhaben wollen, und jetzt ist es da, und ich werde nicht zulassen, dass es wieder in der Versenkung verschwindet. Da bin ich bereit, Opfer dafür zu bringen.“ Er schlug vor zu versuchen, „dass wir das irgendwie alles unter einen Hut kriegen. [...] Also wenn du's schaffst, mich zu teilen, dann könnt es funktionieren, und ich versuche, das, was ich an [...] positiver Lebensenergie habe, mit in die Ehe zu bringen. Dass du auch davon profitierst.“ (VIII: 5)

Die „neue Basis“ (ebd.) funktionierte sexuell bald nicht mehr. Er „merkte schon nach kurzer Zeit, dass ich es nicht mehr wollte.“ (VIII: 6) Die

Ehefrau forderte noch einmal Sex ein, „es war vorher immer andersrum gewesen,“ (ebd.) er tat es ihr zuliebe, „aus Sicherheitsgründen mit Kondom“ (ebd.), aber es blieb bei dem einen Mal. „Seit 1990“ hat er „kein Verlangen“ (VII2: 13) mehr, mit einer Frau zu schlafen. Ansonsten funktionierte das Familienleben aus seiner Sicht gut. „Dadurch dass sie mich dann losgelassen hat, hab ich ´ne neue Nähe zu ihr gefunden. [...] Natürlich hab ich sie nicht mit Details gequält, aber ich habe sie im Grunde immer über meine Situation auf dem Laufenden gehalten und ihr auch gesagt, dass ich bei ihr bleiben, dass ich bei der Familie bleiben will. [...] Solange ich mit der Situation nicht zugrunde gehe, [...] solange will ich auch, dass es so bleibt, wie es ist. Aber wenn ich merk, [...] ich geh da dran kaputt, dann muss ich auch das Recht haben, was zu verändern. Aber soweit ist es nicht gekommen. Dieser Freund hat dann die Beziehung gelöst.“ (VII1: 7)

Zu dieser ersten homosexuellen Liebesbeziehung, die fünfzehn Monate dauerte, sagte er, es „durfte ja auch niemand was wissen, also in dem Beruf jeweils wollten wir´s nicht, dass es publik wird, wegen der Familie, wegen der Kinder. Wir haben uns dann immer heimlich getroffen. Meine Frau wusste es dann, aber seine Frau wusste es nicht.“ (ebd.) Sein Partner konnte die „Zerrissenheit“ irgendwann nicht mehr ertragen. „Es war abzusehen, dass das nicht weiter ging. Es gab dramatische Situationen mit einem Selbstmordversuch und ich hab dann seine Frau kennen gelernt, und ich hatte das Gefühl, die Frau würde mich am liebsten umbringen.“ (ebd.) Nach der Trennung „hab ich mich wieder mehr auf die Familie konzentriert, was heißt konzentriert. Da hatte sich was verändert, ich hab gemerkt, dass ich mich so intensiv nicht mehr in ´ne Beziehung einlassen

wollte, weil mir klar war, ich wollte die Familie nicht wegen einem Mann aufgeben.“ (ebd.)

Die Bedeutung dieser Beziehung und der Trennung begriff ich erst nach mehrfacher Lektüre der Transkripte. Er benannte sie zwar, aber zugleich verschleierte er sie, wie in diesem Satz, wo er zuerst einräumte, es habe sich „was“ verändert, es dann auch beschrieb als Sich-nicht-mehr-so-intensiv-einlassen-wollen, diese Reaktion auf den Verlust seiner ersten homosexuellen Liebe dann aber mit der Familie begründete. Im 2. Interview war sein Sprechverhalten ähnlich widersprüchlich. Er wollte über die Beziehung, die ihn so aus der Bahn geworfen hatte, nicht weiter sprechen, hatte aber vorher, als ich von der offensichtlich „traumatischen“ (VII2: 9) ersten Liebesbeziehung sprach und davon, dass er „danach die Gefühle erstmal abgestellt“ (ebd.) habe, zugestimmt, „ja, ich hab halt gemerkt, dass das Gefühl gar nicht alles schaffen kann. [...] die ganze Verantwortung für die Familie, [...] was ich beruflich zu leisten hatte und dann so 'ne anstrengende Beziehung, die ich auch noch verstecken musste.“ (ebd.)

Sexuell war es schon so, „dass alles stimmte, so diese Innigkeit, dieses Gefühl der Verbundenheit, also in dieser Intensität hatte ich das bisher nicht erlebt. [...] Nur als dann in den letzten Monaten klar wurde, dass er sich zurückzog, [...]. Das wusste ich, dass ich das so nicht wollte, also das war mir zu wenig.“ (ebd.) *Wie enttäuscht er von diesem Rückzug war, das teilte er sprachlich nicht mit.* Er ging nach der Trennung in die Szene. „Das hab ich auch gemacht, aber das Primäre war eigentlich, dass ich immer versucht hab, eine Konstante in mein Leben zu bringen, weil ich das eigentlich nicht so wollte, dieses Ruhelose und Promiske. Also, es waren so zwiespältige Gefühle zwischen Lust und Moral. Das zu vereinbaren mit

meinem Status als Familienvater, wo ich dann dachte, [...] irgendwann musst du mal deinen Kindern Rechenschaft ablegen.“ (VII2: 10) Wenige Monate später begann er mit einem anderen Vater eine Beziehung, die von 93-95 dauerte, „wo wir uns gegenseitig besucht haben mit den Kindern, mit den Familien. Das war eigentlich ziemlich unproblematisch.“ (VII1: 9) Auch Beziehungen von nur wenigen Monaten wurden in der Form gelebt, dass sich die Familien trafen.

Seine Frau besuchte dann eine Gruppe von Frauen, deren Männer homosexuelle Beziehungen hatten, und verliebte sich in eine andere Frau. Diese Beziehung währte zwei Jahre, was für den Probanden einerseits „schwierig“ war, er fühlte sich oft „als fünftes Rad am Wagen“, aber „dann war das Gleichgewicht wieder hergestellt. Das war mir irgendwie immer wichtig. [...] und da war jetzt auch keine Sorge, dass sie jetzt völlig aussteigt.“ (ebd.) So ging es über die Jahre, „das lief dann immer mal mit anderen Frauen, bei mir mit anderen Männern, also das war ein ziemlich buntes Bild, und es war natürlich, für unsere Kinder war’s schwierig.“ (ebd.)

1996, als der Sohn zwölf war und die Tochter vierzehn Jahre alt war, „da haben wir ihnen das erzählt. Mein Sohn hat das überhaupt nicht auf die Reihe bekommen und sich sehr zurückgezogen. Und meine Tochter, die konnte da sehr offensiv mit umgehen, die wollte auch immer dabei sein.“ (ebd.) Für den Probanden war „das eine sehr schöne Zeit. Also, ich hab mich sehr wohl gefühlt mit meiner Frau.“ (VII1: 10) Sie erzählten sich viel und unterstützten sich gegenseitig.

1997 wurde eine HIV-Infektion diagnostiziert, und er fühlte sich erneut schuldig, wo der „andere Aspekt [*die Homosexualität*] gerade so ausgebügelt war. Und jetzt komm ich mit so ’ner Geschichte an.“ (VII1:

10) Er sprach zunächst nur davon, dass er damals „nie wusste, wenn es ihr schlecht ging, ist es jetzt weil sie mit ihrer eigenen Problematik zu kämpfen hatte oder weil sie diese Belastung nicht ertragen konnte.“ (ebd.) Dass es auch für ihn selbst „schrecklich“ war, „also ich hatte ´ne panische Angst. [...] Das war ein Todesurteil“ (VII2: 11) – das erfuhr ich erst auf explizite Nachfrage im 2. Interview. Im 1. Interview erwähnte er kurz, dass eine „Gürtelrose“ Anlass für den Test und die HIV-Diagnose war. Vorherige Tests waren immer negativ gewesen. „Ja, okay, dann bin ich dann in Rente gegangen.“ (VIII1: 10) Beruflich hatte er sich schon lange überfordert gefühlt, „am oberen Level“, sein Sohn hatte Probleme in der Schule, „und meiner Frau, der ging es zunehmend schlechter. [...] Also es war eine schwierige Situation für alle Beteiligten, und ich wollt es auch nicht verstecken.“ (ebd.) Er nahm die HIV-Infektion zum Anlass, sich offiziell und doppelt zu outen, als homosexuell und als HIV-infiziert. *Wie froh er war, mit dieser Diagnose einen Anlass zu haben, aus dem Arbeitsleben ausscheiden zu können, erschloss sich eher indirekt.* Mit 42/43 war er berentet und „eigentlich voller Tatendrang und Lebensfreude. Ich hab das ja mit einem lachenden und einem weinenden Auge gesehen. [...] Finanziell war das nicht das Problem.“ (VIII1: 11). Mit der Arbeit hatte er einen „große[n] Ballast“ (ebd.) abgeworfen und wollte „neu durchstarten,“ erlebte aber seine Frau so, „als ob sie mich ausbremsen wollte.“ (ebd.)

Ich fragte, ob er wisse, wie die Ansteckung passiert sei, wer ihn angesteckt habe. „Ich weiß, wer diese Person war, aber das war jemand, mit dem ich nicht gesprochen habe. Das war halt in so ´ner Sauna gewesen. [...] Es war so ´n Sekundenkontakt, den ich im Grunde so nicht wollt, aber es hat sich irgendwie... [...] ich hab mich so an diesen Mann angeschmiegt von hinten,

der hatte ein Bein auf so nem Hocker [...] und dann hat er mit einer Bewegung meinen Schwanz genommen, und da ist der zack, sag ich mal, da reingeflutscht und ich hab ihn direkt wieder rausgenommen, aber das war's wohl. [...] Jedenfalls muss das ein Bazillen-, ein Viren-Vaterschiff gewesen [sein], weil ich sonst immer vorsichtig war, es gab keine ungeschützten Kontakte, und ich war, wenn überhaupt, aktiv und nicht passiv.“ (VII2: 10, 11) Er „spürte“, „dass irgendetwas Entscheidendes passiert ist. [...] Nach ein paar Wochen bin ich sehr krank geworden, so 'ne Art Grippe. Und ich hab mir das alles Revue passieren lassen, aber es war der einzige Kontakt, den ich so [ungeschützt] hatte.“ (VII2,11)

Seine Frau hatte immer schon unter Depressionen gelitten, und dann wurde auch noch eine Fibromyalgie diagnostiziert. Der Proband hatte den „Eindruck, wir treten in Konkurrenz, wer ist jetzt kränker von uns beiden. Und dadurch dass sie bettlägerig nachher auch war, fühlte ich mich sehr angebunden und hab versucht, meine Kinder mehr einzubeziehen, dass sie auch mal bei der Mama bleiben, dass ich auch mal 'ne Wanderung machen konnte. Dann gab's Stress mit den Kindern. [...] Und meine Frau hatte dann [...] so 'n weinerlichen Ton, der mich zur Verzweiflung gebracht hat. Und dann bin ich einmal ausgerastet und hab ihr gesagt, ich kann deinen Ton nicht mehr ertragen. Ich glaub, das war das erste Mal, dass ich irgendwas Negatives gesagt hab. [...] Und das hat sie mir sehr übel genommen. Da war meine Mutter zu Besuch, und da hat sie gesagt, wenn sie mich am dringendsten brauchen würde, dann wär' ich ja nicht für sie da und das wiederum hat mich so verletzt, weil ich gesagt hab, [...] ich bin immer für dich da gewesen, hab dir alles abgenommen, aber scheinbar weißt du das gar nicht zu schätzen.“ (VII1: 12) Er beschrieb, dass seine Frau nicht nur nie berufstätig war in der Ehe, sondern dass sie mit den

Kindern auch so überfordert war, dass er abends nach der Arbeit noch den Haushalt machen und sich auch sonst um alles kümmern musste. Er fühlte sich durch diesen Wortwechsel „aus dem fahrenden Zug geworfen“, fragte sich, „was ich hier die ganzen Jahre gemacht habe und wieso ich eigentlich noch hier bin, wenn du gar nicht siehst, was ich hier gemacht habe.“ (ebd.) Es war etwas „zerbrochen“ (ebd.), sie redeten noch ein halbes Jahr, auch über getrennte Wohnungen, seine Frau bekam eine psychosomatische Kur bewilligt, und mit dem Gefühl, sie dort „in guten Händen“ (ebd.) zu wissen, sagte er ihr auf dem Weg zur Klinik, „wenn du wieder kommst, bin ich nicht mehr da.“ (ebd.) Ohne die Kinder zu informieren, suchte er eine Wohnung, was die Tochter mitbekam. „Da waren die Kinder am Heulen, also es war eine Katastrophe.“ (ebd.) „Das war das Ende. Ich bin dann wirklich ausgezogen, als sie wiederkam.“ (VIII: 13)

Er zog sich „so 'ne Zeitlang“ sehr zurück, „und dann haben die Kinder gedacht, ich wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. [...] [Ich hab das gemacht], weil ich auch merkte, ich kann mich schlecht abgrenzen. [...] Aber gleichzeitig hab ich damit auch Abstand zu den Kindern hergestellt. [...] Also das war 'ne ganz schwierige Phase, da hab ich sehr drunter gelitten.“ (ebd.)

Ein halbes Jahr nach dem Auszug hatte er eine neue homosexuelle Beziehung, aber „das war wieder das alte Schema. Ich hab mich nicht ganz drauf eingelassen.“ (ebd.) Er machte dann mit einer älteren Verwandten eine mehrmonatige Reise nach Australien. Nach seiner Rückkehr beendete er die vorher begonnene Beziehung wieder. Im Bewusstsein, „dass ich es auch schaffe, alleine klar zu kommen und glücklich zu sein“, (ebd.) suchte er erneut den „Kontakt“ mit seiner Frau, die das seiner Meinung nach so interpretierte, dass er zur Vernunft gekommen war. *Er scheint damals so*

halb wieder bei seiner Frau eingezogen zu sein. Er wollte „den Hebel umlegen“ (VIII: 13) und künftig nicht mehr solche Beziehungen führen, „die ich nur mache, weil ich denke, [...] sei doch froh, dass du überhaupt jemanden findest, sondern ich will nur noch dann, wenn ich mich verliebe.“ (ebd.) „Nachdem ich sechs Wochen zuhause war, hab ich jemanden kennen gelernt und hab mich in den auch verliebt, und das ging dann auch vier Jahre. Im Moment bin ich wieder alleine seit einem Jahr.“ (ebd.) Er sagte, er denkt über sich nach, „wie ich Beziehungen lebe.“ (ebd.) Seine Tochter, die Psychologie studiert, sagte ihm mal, „warum suchst du dir immer Partner aus, die schwächer sind als du?“

Ich fragte nach Psychotherapie- oder Beratungserfahrung. „ja, wenn ich überhaupt nicht mehr weiter wusste, bin ich dann immer mal in Therapie gegangen. Aber da brauchte ich nur so vier/fünf Sitzungen, und dann wusste ich direkt wieder, wie's weitergehen müsste bei mir. Ich mach das mehr mit Gesprächen, so wie mit Ihnen, so mit guten Freunden.“ (VIII: 14) Er hatte Kontakt mit zwei Therapeuten, ging aber vor allem zu einer Therapeutin, bei der auch sein Sohn, als er depressiv und suizidal war, in Behandlung war. „Die hat mir sehr geholfen dabei und immer wieder Mut gemacht.“

Seine Frau hat seit drei Jahren wieder eine Partnerin, mit der sie „dieses Jahr“ zusammen ziehen will, „und ist sehr glücklich“ (ebd.) – auch mit der Trennung. Sie sagte, „wenn ich diesen Schritt nicht gemacht hätte, sie hätte es nie geschafft, [...] diese Loslösung.“ (ebd.) Sie komme jetzt besser mit ihren gesundheitlichen Problemen zurecht.

Als ich fragte, wie er selbst mit der Trennung zurecht kommt, erzählte er, dass er jetzt vieles mit einem „Abstand“ und „aus ner anderen Sichtweise“ sieht, „was meine Frau mir bedeutet, was sie mir gegeben hat, [...] diese

Vertrautheit und dass der Andere sich in einen reinfühlen kann, [...] das ist wunderbar, das würde ich gerne wieder finden. [...] das würde ich aber jetzt gerne mit einem Mann erleben wollen. [...] Wenn sie nen Film sieht, wenn sie ein Buch liest, da kann ich sofort was mit anfangen, [...] und wenn ich bestimmte Themen anschneide, dann weiß sie sofort, um was es geht. [...] So 'ne Seelenverwandtschaft.“ (VIII: 14, 15) Auch im 2. Interview schwärmte er regelrecht von den Qualitäten der Beziehung mit seiner Frau: „Ich denke, so was hab ich bisher nicht gefunden, also so 'ne Vertrautheit, so 'ne Übereinstimmung, [...] dieses Wohlfühlen, dieses absolute Ankommen, wie ich angekommen bin bei meiner Frau, so absolut geborgen. [...] Das ist, [...] das hab ich so, dafür waren die Beziehungen nicht lang genug. Aber ich hab auch gemerkt, dass ich da gar nicht hinkomme, [...] dass ich da irgendwo auch mir selber im Weg stehe, dass das wieder so werden könnte. Also da bin ich grade dabei, das umzuschalten, dass ich sage, wenn ich eine Beziehung eingehe, dann will ich die so haben, dass ich mich da absolut fallen lassen kann. Bisher habe ich mich dagegen gesperrt. Ich wollte mich nie wieder abhängig machen von irgendjemand.“ (VII2: 13) *Er hat Angst, wieder so eine Enttäuschung zu erleben wie mit seiner ersten homosexuellen Liebe.* Ich fragte nach, ob das mit der Enttäuschung in seiner ersten Liebesbeziehung zusammen hing? „Ja gut,“ antwortete er, „ich sag mal so, ich hab ja fast zehn Jahre gebraucht, um davon Abstand zu gewinnen, bis ich dann ja noch mal eine vierjährige Beziehung eingegangen bin, [...] und diese[n] Mann [...] den hab ich geliebt. [...] Der war zu schwach, der hat mich gebraucht.“ (VII2: 13, 14) *In der Entwertung wird deutlich, wie weh diese Enttäuschung noch immer tut.*

Er ist nach wie vor verheiratet und führt dafür „in erster Linie wirtschaftliche Gründe“ (VIII: 15) an und dass er das Geld so „mit ihr das frei verhandeln kann und wir bis jetzt immer klar gekommen sind. [...] Es wäre natürlich ein klarer Schnitt, das weiß ich auch, [...] so hängen wir irgendwie immer noch zusammen, aber ich sage mir, durch die Kinder und dadurch, dass wir jetzt Großeltern sind, hängen wir ja sowieso zusammen.“ (ebd.) Dann erzählte er, dass es „zwischenmal wieder so 'ne ganz heftige Krise zwischen uns beiden [gab], wo wir dann 'ne Sendepause hatten von einem Jahr. [...] Sie hat mir vorgeworfen, dass ich unseren Sohn missbraucht habe. Weil der ja absolut psychische Probleme gehabt [hat], der war auch selbstmordgefährdet, der war in ner Therapie gewesen. [...] da hat sie sich Gedanken gemacht, wie's denn sein könnte, dass der in so 'ner Situation ist, und da hat sie sich Bilder angeguckt, und ihre Freundin ist in ner Sonderschule mit verhaltensauffälligen Kindern, und da haben sie sich so 'n Konstrukt überlegt. Und da kamen dann meiner Frau Bilder hoch und wo sie das dann meinte.“ (ebd.) Was für Bilder, fragte ich, „Szenen zwischen Ihnen und Ihrem Sohn?“ (ebd.) „Genau. Wo der zum Beispiel auf mir gesessen hat beim Spielen usw., ich hatte dann 'ne Erektion bekommen.“ (ebd.) „Kam das öfters vor?“ „Ja“, meinte er, „das kam schon vor, wobei ich das nicht auf Kinder bezogen hab. Also, ich hab keine pädophile Veranlagung, hab ich nie gehabt. Ich denk mal, es liegt natürlich ein bisschen daran, weil meine Frau und ich hatten ja kaum Sex miteinander gehabt und ich war da eben unausgelastet und sehr schnell erregbar.“ (VIII: 15, 16) Ich fragte noch, wodurch die Erregung zustande kam, und er sagte, „durch unabsichtliche Berührung.“ (ebd.), dann aber fragte ich nur noch allgemein nach seinem Sohn, wie's ihm jetzt geht. Der jetzt 22jährige Sohn ist „nicht glücklich“, wie er seinem Vater

Weihnachten 2006 erzählte. Der Proband berichtete dann *zu meinem Erstaunen*, wie er seinem Sohn auszureden versuchte, sich unglücklich zu fühlen. „Ich sag, überlegen wir doch mal, woran das liegen könnte. Du hast einen Beruf [...], du hast eine schöne Wohnung, [...] du wohnst in einem Haus, wo Freunde von dir wohnen. [...] Er hatte mal Gewichtsprobleme, ist inzwischen aber wieder schlank [...] sieht gut aus, kommt auch gut bei Mädels an. [...] Finanziell kommt er über die Runden. Da war auch mal so 'ne Frage, hab ich da vielleicht irgendwas von Papa und Mama mitbekommen, da hatte er Angst vor, [*homosexuell zu sein,*] kann man auch verstehen, aber das hat er geklärt. [...] Hab ich gesagt, [...] objektiv gesehen ist kein Grund, warum du unglücklich bist. Wenn du jetzt siehst, dass du dein Leben kaum geregelt bekommst, so ist es so ähnlich wie bei meiner Frau, dann deutet das doch darauf hin, dass du auch schon mit Depressionen zu tun hast. Du brauchst dringend 'ne Behandlung. [...] Also er hat da einiges von meiner Frau mitbekommen, diese melancholische, depressive Art.“ (VIII: 16)

Er fügte hinzu, „ich hab mit beiden Kindern über uns gesprochen, auch mit der Tochter. Bevor sie niedergekommen ist, da hatte sie mir mal ihr Herz ausgeschüttet. [...] Sie hatte den Eindruck, dass ich nicht mehr ihr Papa sein wollte. [...] und dass ich die Mama am langen Arm verhungern lassen würde und dass sie irgendwie für sie auch noch sorgen muss. So das sind die Ängste, die meine Frau aber mehr so unterschwellig projiziert hat.“ (VIII: 16, 17)

Im 2. Interview wollte ich noch mehr dazu wissen, wie er selbst die Erektion mit seinem versteht, außerdem wie er die Zeit seit der Geburt seines Sohnes im Zusammenhang mit seinem homosexuellen Erwachen

interpretiert. Und dann hoffte ich, noch mehr über seine Art der Identitätssuche zu begreifen.

„Ich hab ja unaufhörlich an mir gearbeitet seit 1988. Das hat auch damit zusammen gehangen, [...] dass ich mir überlegt hab, ja wie willst du überhaupt 'ne Vaterfunktion ausüben? [...] Was heißt das überhaupt, Vater zu sein, was heißt das überhaupt, ein Mann zu sein, männlich zu sein. Also diese Fragen tauchten dann auf. [...] Ich hab immer gespürt, dass ich irgendwo anders bin, mich für andere Sachen interessiere. [...] Dass ich durchaus mit Frauen über Kochrezepte reden konnte, dass ich mich für Opern interessierte, [...] Fußball [...] hat mich nie interessiert. [...] Mit den Kindern bin ich anders umgegangen. [...] Ich sag mal, ich hab da vielleicht so 'n Stück Kindheit wieder auch erlebt.“ (VII2: 5, 6) Ausführlich schilderte er, was er mit den Kindern spielte und dass das in dem Dorf, in dem sie lebten, nicht üblich war. Ich fragte direkt, wie er die Erektion beim Spielen mit seinem Sohn erlebt habe. Er schwieg lange, ehe er sagte, „ich hab mir da keine Gedanken drüber gemacht.“ (ebd.) Dann schilderte er sein „inniges Verhältnis“ mit dem Sohn. „Ich sag mal, genauso, wenn ich mir das vorstelle, wie so 'n Kontakt Mutter-Kind, wenn die Mutter ihr Kind stillt. Das hat ja auch irgendwas mit Innigem zu tun oder vielleicht sogar was Sehnsüchtiges [...] Mit meinem Sohn war es so, dass ich ihn in den Schlaf gesungen hab, und ich hatte ihn auch mal im Arm, und da hat er dann meinen Hals gelutscht, und das war so 'n ganz inniger Moment. [...] Meine Tochter [...] hat mich immer abgewiesen, war ihr nicht angenehm. [...] Und dann hab ich das sehr genossen, dass mein Sohn keine Probleme damit hatte. *Anders als vermutlich sein eigener Vater, der Zärtlichkeiten des Sohnes wohl nicht genossen hätte.* Aber ich hab das jetzt nicht so gesehen, weil er ein Junge war. *Die Verneinung verbirgt hier die*

Bejahung, wie sich 2010 bei der Autorisierung bestätigte, als er entschieden vertrat, dass es vor allem die Söhne seien, die für schwule Väter Bedeutung hätten. Es war einfach so 'ne Verbundenheit da.“ (VII2, 6,7) Immer wieder kommt er auf die Vorbildfunktion zu sprechen und dass er selbst gar kein Vorbild [für Mannsein/Männlichkeit] gehabt habe. Er wuchs mit zwei Schwestern auf, die zwei Jahre älter und drei Jahre jünger waren. Die jüngere Schwester hatte als Kind Rachitis, konnte die erste Zeit nicht aufstehen und laufen „und war immer im Laufstall. Und ich hab mich immer zu meiner Schwester in den Laufstall gesetzt und hab mit ihr gespielt. Ich hatte mit meiner kleinen Schwester auch eher so 'n sehr innigen körperlichen Kontakt. Wir haben auch zusammen so Körper-Entdeckungsreisen gemacht. Ich hab sie auch richtig geküsst. Ich hab solche Sachen mit meiner Schwester ausprobiert.“ (VII2: 7)

Die Frage nach dem sexuellen Selbstverständnis beantwortete er so:

„Ich würde mich als ja schon homosexuell sehen. [...] es gibt Frauen, die auf mich schon eine erotische Ausstrahlung haben, die dann nicht bei mir in so 'ne sexuelle Phantasie übergehen würde. Ich merke schon, dass ich Frauen sehr zugetan bin und dass Frauen in meinem Leben eine wichtige Rolle spielen. Aber ich könnte mir nicht vorstellen, wieder mit ner Frau schlafen zu wollen.“ (VII2: 13)

Früheste Kindheitserinnerung (VII2: 15):

„Das war die, dass ich nen Nachttopf versteckt habe. Und zwar bin ich da, als meine Schwester auf die Welt kam, da war ich ja zwei, ich hatte Scharlach, glaub ich, da hat der Arzt gesagt, ich müsste in Quarantäne, damit ich meine Schwester nicht anstecke. Und da wir ja beengt gewohnt haben, bin ich dann in's Krankenhaus gekommen. [...] ich weiß nicht, wie

lange ich da war, meine Mutter wusst' es nicht mehr, ich hab sie mal gefragt, wie sie es überhaupt fertig bringen konnte, weil es nicht das erste Mal war. Ich bin schon mal als noch kleineres Kind mit eineinhalb oder so da war ich schon mal 'ne Woche im Krankenhaus [...] Ich hatte so 'n Abszess gehabt, und der ist aufgeschnitten worden, und dann hat man mich da behalten, aber so ganz plötzlich auch. Meine Mutter ging dann weg, und ich bin da geblieben, nur mein Opa durfte mich besuchen. Und dann hat meine Mutter gesagt, das würd sie nie wieder machen. Und dann musste mein Vater mich ins Krankenhaus bringen, und dann hat er mich dann da gelassen, und natürlich hab ich da geschrien und so, hab mich dann aber irgendwie in die Situation gefügt und mich mit den Schwestern da angefreundet. Das war natürlich ein Krankenhaus, in dem sonst keine Kinder waren, und die haben mich da verhätschelt, und ich hab tolles Essen gekriegt.

I: „Und da im Krankenhaus haben Sie den Nachttopf versteckt?“

P: „Da hab ich so Spielchen gemacht mit den Schwestern.“

I: „Warum durfte nur der Opa Sie besuchen?“

P: „Wenn meine Mutter da gewesen wäre, hätte ich ja Zeter und Mordio geschrien, weil ich dann ja wieder weg wollte, und die wollten da jemand, der zwar guckt, dass alles in Ordnung ist, aber es durfte keiner sein, zu dem ich eine zu nahe Beziehung hatte. [...] Ich weiß noch, meine Mutter sagte dann, dass ich nicht zu ihr zurück wollte, als sie mich dann abholte. Ja, und dann bin ich noch zwei Mal in Kur geschickt worden, da war ich zehn und elf Jahre alt, jeweils sechs Wochen.“

I: „Können Sie sich an Ihr Gefühl erinnern?“

P: „Es war irgendwie fröhlich, es war kein bedrückendes Gefühl, ich hab mich da ganz wohl gefühlt, also ich hab da jetzt keine negativen Erinnerungen. [...] Also ich hab da mehrmals solche Schnitte erlebt, [...] wieso ich solche Schwierigkeiten hab, mich fallen zu lassen, überhaupt jemandem zu vertrauen, mich abhängig zu machen, das hat natürlich alles damit zu tun, das ist mir jetzt vor kurzem so klar geworden.“

In ähnlich abstrakter Weise spricht er dann noch darüber, dass er sich Sorge, „was die Kinder davon abbekommen haben.“ (VII2: 16) *Es wirkt zwar gedanklich differenziert, aber ohne Einfühlung.* Er hat ein Buch gelesen, „dass die Spuren, die man bei den Kindern hinterlässt, wie eingraviert sind“, [...] „das finde ich schon furchtbar, diese Verantwortung. [...] Man kann es eigentlich gar nicht richtig machen, meine Kinder haben natürlich Probleme.“ (ebd.)

Analyse der sexuellen Entwicklung

Dieser Mann wusste ab der Pubertät um seine Homosexualität, konnte sie aber wegen explizit negativer Erfahrungen innerhalb und außerhalb der Familie nicht akzeptieren. Diese sind darin kondensiert, dass sein Vater seine weibliche, sprich homosexuelle Seite bekämpfte, dass seine Schwester ihm bedeutet habe, sie wolle ihn nicht in einer homosexuellen Beziehung sehen, und dass sein Zimmergenosse ihn nach gemeinsamen sexuellen Handlungen verriet. Er fühlte sich von niemandem so akzeptiert, wie er war, und von daher zu schwach, um den „Kampf“ um die Anerkennung seiner Homosexualität aufzunehmen. Erst die Akzeptanz seiner (ebenfalls homosexuellen) Ehefrau half ihm, sich als Mann mit

seinen weiblichen Identifizierungen zu akzeptieren und, mit 35 Jahren, zu seiner Homosexualität zu stehen. Er lebte diese zuerst innerhalb der Familie, auch noch nachdem er sich anlässlich der AIDS-Diagnose geoutet hatte, ehe er sich in der Lebensmitte trennen und offen homosexuell leben konnte.

Der Vater bekämpfte die wohl wegen der erkennbaren Femininität des Sohnes befürchtete Homosexualität, indem er versuchte, ihn zu einem männlicheren Jungen zu machen; er versuchte, seine eigene „Angst, dass ich ihn blamieren würde,“ zu bewältigen, indem er dem Sohn berufliche Steine in den Weg legte. Das hinderte den Probanden jedoch nicht daran, vom fünfzehnten bis siebzehnten Lebensjahr heimlich homosexuelle Erfahrungen zu sammeln, wobei der letzte Freund, mit dem er sexuell verkehrte, wohl eine größere Bedeutung hatte, als er sich und mich glauben machen will. Es muss nicht nur eine große Enttäuschung gewesen sein, dass der Freund einfach aus seinem Leben verschwand. Schlimmer war für den Probanden, dass dieser beim Wiedersehen nach siebzehn Jahren (1988) klarstellte, ihrer beider Freundschaft sei für ihn - im Nachhinein - keine homosexuelle gewesen, habe angeblich „überhaupt keine Bedeutung“ gehabt, sei nur ein „Ausweichmanöver“ gewesen, weil er an Frauen nicht heran kam. Mit dieser Einseitigkeit seiner Liebe kam der Proband nicht zurecht, vielleicht weil er sich erneut in seiner Homosexualität zurückgewiesen fühlte („wenn ich dahin tendieren würde, würde ich nicht mehr geliebt“), und er verneinte (wohl nicht nur in den Interviews) die Bedeutung dieser Freundschaft, nachdem er sie gerade anerkannt hatte. In seiner Enttäuschungswut zerstörte er seine unerwiderte erste Liebe in seinem Innern, als hätte es sie nie gegeben: „ne rein sexuelle Sache.“

Vielleicht verweist die Radikalität dieses Vorgangs darauf, dass er damit zugleich unbewusst auch die frühe Liebe zu seinem Vater verwarf.

Weil er „gern Sex haben wollte“, was - in dieser Formulierung - seine Strategie des Offenhaltens seiner sexuellen Identität verdeutlicht, machte er mit zwanzig Jahren seine ersten heterosexuellen Erfahrungen, die er als „sehr schön“ und „sehr stimmig“ beschrieb. Es klingt aber eher nach: kann man machen, ist nett; aber es war eben auch keine aversive Erfahrung. Nachdem er seine homo- und heterosexuellen Erfahrungen vergleichen konnte, dürfte für ihn klar gewesen sein, was er vorzog: eine homosexuelle Beziehung. Danach suchte er. Der zweite Versuch endete jedoch mit „Verrat“. Und als dann auch noch seine ältere Schwester Ekel angesichts einer schwulen Sex-Szene im Fernsehen äußerte, war für ihn als 22jährigen klar, dass er sich eine homosexuelle Beziehung zwar „vorstellen konnte“, aber das familiäre und gesellschaftliche „Ausgestoßensein“ nicht würde ertragen können: „Ich hab mich nicht getraut.“

So entschied er sich für eine heterosexuelle Partnerwahl nach dem narzisstischen Typ. Seine spätere Frau, die er mit 23 Jahren kennen lernte, empfand er als sich und wohl auch der kleinen, kranken Schwester ähnlich, als ebenfalls am „Rande der Gesellschaft“ stehend. Vor allem aber fühlte er sich von ihr ohne Abstriche gemocht. Eine idealisierende Haltung trägt ihrer beider Beziehung bis heute. Sie leben zwar inzwischen getrennt und beide homosexuell, aber ihre besondere Verbundenheit stellt er nicht (mehr) in Frage. Vor der Heirat hatte er durchaus Bedenken gehabt. „Machst du einen Fehler?“ hatte er sich gefragt, „was ist denn mit dir? Ob ich schwul wäre oder bisexuell, hätte ich nicht beantworten können.“ Die Frage war zum damaligen Zeitpunkt auch deshalb nicht zu klären, weil aus seiner Sicht „von ganz vielen Seiten Signale“ kamen, „dass das was

Schreckliches wäre“ und er dann „nicht mehr geliebt“ würde. Und er war „nicht selbstbewusst genug“, um zu kämpfen, hätte auch nicht gewusst „um was“. Die Angst vor dem Verlust von Liebe und Ansehen trug dazu bei, dass er sich nicht traute, ernst zu nehmen und zu bewerten, was er gleichwohl genau wahrnahm: „dass ich mich zu Männern hingezogen fühlte.“ Stattdessen hielt er seine sexuelle Orientierung aktiv offen und erhielt sich damit die Option auf Weiterentwicklung und Änderung. Es dürfte auch seiner Selbstachtung gedient haben, sich zu sagen, dass unklar war, ob er nicht „einfach 'ne Männerfreundschaft“ suchte, und auch heute noch zu behaupten, „ich wüsste auch nicht, wie ich das unterscheiden sollte, was ich da gesucht hab.“ Klar war zunächst nur, dass er vor der Heirat nicht die innere Option hatte, sich seiner homosexuellen Neigung gemäß zu verhalten.

Im Laufe der Ehe entwickelte sich die Beziehung mit seiner Frau so, dass er der Starke wurde und bei seiner Frau alle Schwäche, Bedürftigkeit und Abhängigkeit untergebracht war, um die er sich dann hingebungsvoll kümmerte, die er aber in dieser unbewussten Konstruktion nicht mehr als (auch) seine erleben musste.

Seine Frau hatte ihn in seiner Erinnerung gleich zu Beginn ihrer Beziehung gefragt, ob er „schwul“ sei, was für ihn ein wichtiges Signal gewesen sein dürfte, (auch) damit akzeptiert zu sein. Er „wies das ganz weit von sich, wollte es auch nicht“, aber mit ihrer Akzeptanz im Rücken, die er immer wieder überprüfte, wagte er sich langsam an die Akzeptanz seines Schwulseins heran. Die Katalysatoren-Rolle der Beziehung mit seinem Sohn, so offensichtlich sie ist, bestritt er jedoch entschieden – wohl weil der Vorwurf des sexuellen Missbrauchs seitens seiner Frau auf eigene

Schuldgefühle traf, die er hatte, weil er den körperlichen Kontakt mit seinem Sohn auch (im weitesten Sinne) sexuell genossen hatte.

Die Pflege des Sohnes und die „Innigkeit“ mit ihm entschädigten ihn für die verlorene, auch sexuelle Nähe mit seiner Frau, von der er sich angesichts ihres geringer werdenden sexuellen Verlangens einerseits und seiner „ausgeprägten Libido“ andererseits „vernachlässigt“ fühlte. In dieser sexuellen „Vernachlässigung“ durch seine Frau will er auch den Grund für seine Erektionen im Kontakt mit seinem Sohn sehen. Er, der durch seinen Vater nicht nur in seinem „Selbstwertgefühl“, sondern in seiner Männlichkeit zutiefst verunsichert worden war, erlebte durch den Sohn „so’n Stück Kindheit wieder“ und war mit verwirrenden Fragen konfrontiert: „Was heißt das überhaupt, Vater zu sein, Mann zu sein, männlich zu sein?“ Diese Fragen konnte er sich erlauben, sie waren legitim, damit war er in den 80er Jahren in der Mitte der Gesellschaft, vielleicht auch noch mit der „Innigkeit“ und Körperlichkeit der Vater-Sohn-Beziehung. Darüber konnte er nachdenken. Beunruhigend dürfte die sexuelle Erregung durch seinen Sohn gewesen sein. Sie rührte an ein bis heute für Eltern hoch wirksames Tabu. Darüber konnte er nicht nachdenken.

Bewusst war für ihn ein Roman über eine homosexuelle Liebesbeziehung der entscheidende Anstoß für das Eingeständnis des „Wunsches, auch so ’ne Beziehung zu haben.“ Ich vermute, dass das Bewusstwerden dieses Wunsches durch die sexuelle Erregung im Kontakt mit seinem ödipalen Sohn vorbereitet war, dass durch den Kontakt mit seinem Sohn die unbewusste Erinnerung an sein eigenes sexuelles Begehren dem Vater gegenüber wieder angestoßen wurde und dass ihn dies alles nach ermutigender Lektüre hatte suchen lassen. Er wusste nicht, „was ist das“,

was sich zwischen ihm und seinem Sohn abspielte. Es verwirrte ihn zu merken, dass es seinem Sohn um Identifizierung/„Vorbild“ ging, dass er selbst aber vielleicht schon so jung seinen Vater sexuell begehrt hatte, der für ihn weniger Vorbild war als er es für seinen Sohn war. Die sexuelle Erregung durch den Sohn dürfte also eine unbewusste Erinnerung enthalten und als Katalysator für das Gewahrwerden der eigenen Homosexualität gedient haben.

Seine erste homosexuelle Liebe war ein schwuler Vater, und auch spätere homosexuelle Kontakte waren lange Jahre solche zu Vätern, sodass er und später auch seine Frau ihre homosexuellen Lieben in ein äußerlich normales Familienleben integrieren konnten. Den Preis hatten die Kinder zu zahlen, was er weiß und zugleich verharmlost, was aber bis heute für unerträgliche, alptraumhafte Schuldgefühle sorgt, für deren Milderung die Kinder wiederum sorgen sollen, trotz aller differenzierten, aber rein kognitiven Gedanken ihres Vaters zu seiner eigenen „Verantwortung“.

Diese erste homosexuelle Liebe und ihr Scheitern war in mehrfacher Hinsicht eine einschneidende Erfahrung. Mit ihr war endgültig klar, dass er homosexuell war und sein wollte und dass er eine homosexuelle Liebesbeziehung wollte. An dieser Klarheit änderte sich nichts mehr, seit er Mitte 35 war.

Nachdem der Freund ihn verlassen hatte, konnte er sich nichts anderes vorstellen, als zu seiner Frau zurückzukehren und die Homosexualität ins Familienleben zu integrieren. Er und seine Frau stellten ihre ehelichen sexuellen Beziehungen ein, waren sich sehr nah und unterstützten sich gegenseitig. So ist jedenfalls das Bild, das er zeichnet, das aber wohl zum Teil eine Idealisierung ist, wenn auch nicht nur: beide brauchten den

Schonraum der Ehe und deren innere (gegenseitiges Verständnis und Austausch) und äußere (Status) Ressourcen, um sich bezüglich ihrer sexuellen Identität zu entwickeln. Er brauchte nach dem Verlust seines ersten schwulen Partners, unbeschadet weiterer homosexueller Beziehungen und Kontakte, jedenfalls „zehn Jahre“, um sich von seiner Frau innerlich und äußerlich soweit zu trennen, dass er es psychisch riskieren konnte, eine neue Liebesbeziehung einzugehen, die vier Jahre hielt, in der er allerdings seiner eigenen Einschätzung nach wieder die Helferposition einnahm – wie bei seiner Frau.

Seither ist die Frage, wie er seine Homosexualität gesellschaftlich leben will, geklärt, nämlich als offen schwul lebender Mann. Er wohnt allein, seit er 47 ist, und die Verführung, wieder zu seiner Frau zurückzugehen, gibt es innerlich und äußerlich nicht mehr. Letzteres wohl auch, weil die Kinder ausgezogen sind.

Dass er mit seiner Frau verheiratet bleibt, verweist, neben den materiellen Gründen, auf einen ungelösten inneren Konflikt: dass er es nicht schafft, mit einem Mann eine so „innige“ Beziehung voller „Vertrautheit“ einzugehen, wie er sie ersehnt und mit seiner Frau gehabt zu haben meint – allerdings untrennbar mit der Helferposition verbunden, die auch bis heute das materielle Verhältnis der Eheleute bestimmt.

Er kann die Position magisch-omnipotenter Kontrolle des Objekts nicht aufgeben, anders: die Getrenntheit des Anderen nicht ertragen. Die Gründe für diese Schwierigkeit dürften mit der Bewältigung seiner frühen Trennungstraumatisierungen zu tun haben. Die von ihm entwickelte zwanghafte Abwehr basierte wesentlich darauf, sich aller Gefühle von Hilflosigkeit und Abhängigkeit durch Projektion auf ein geeignetes Liebes-Objekt zu entledigen (erst die kranke kleine Schwester, später die kranke

Ehefrau, seine homosexuelle Liebesbeziehungen), wo er diese Gefühle dann besänftigen und - denkend und fragend - unter Kontrolle behalten konnte.

Mit seiner ersten homosexuellen Liebe muss es sich etwas anders verhalten haben. Da hatte er Gefühle von Abhängigkeit zugelassen und war nach der Trennung in einen depressiv-suizidalen Sog geraten („Ich hab mich selber gar nicht als der Gefährdete gesehen in dem Moment. Ich hab nur gedacht, wie kann man nur so unvernünftig sein, wieso lässt er das zu? Wie ich immer nur gehört hab, dass derjenige, der passiv ist, eigentlich der Gefährdete ist.“ (VII2: 12)), der zu komplexen Abwehroperationen führte: er projizierte seine Wünsche (sich rächen und schaden wollen) und sein parasuizidales Risikoverhalten auf den anonymen Szene-Schwulen, sodass bei ihm selbst nur die Anlehnungswünsche verblieben; bewusst konnte er das Opfer bleiben, da er aber unbewusst um seine externalisierte Wut wusste, für die er sich schuldig fühlte, akzeptierte er die HIV-Infektion als konsequente Strafe; dass er durch die Berentung auch einen mehrfachen Gewinn hatte, löste nun ebenfalls Schuldgefühle aus, die er an der Lebensversicherung festmacht. Eine weitere Konsequenz dieser großen Liebesenttäuschung bestand darin, dass er sein altes Beziehungsmuster reaktivierte und auch in seinen schwulen Liebesbeziehungen künftig auf seiner Seite keine Abhängigkeit und Bedürftigkeit mehr zuließ.

Mit seinem Schwulsein hat dieser Proband inzwischen keine Probleme mehr. Er hat ganz normale Beziehungsprobleme, wie sie Menschen mit einer zwanghaften Persönlichkeit haben können.

VIII Der Gestaltmönch, Jg. 1956

1. Interview am 21. 2. 07; 2. Interview am 4. 3. 07; Auswertung im August 08; autorisiert am 14. 9. 10

Szenischer Kontext

Dieser Mann kam über die Schwulen Väter. Ich meine, dass er schon am Telefon sagte, wie „zerstörerisch“ für ihn die katholische Kirche gewesen sei. Das war mir irgendwie unsympathisch – ein unwillkommenes Gefühl. Ich schob es beiseite.

Auf eine bittende, vielleicht auch etwas unterwürfige Art versuchte er immer wieder, mit mir in einen quasi kollegialen Kontakt zu kommen, von gleich zu gleich, von Frau zu Frau. So schien es mir. Er sprach wie schon am Telefon davon, wie „zerstörerisch“ für ihn die katholische Kirche gewesen sei und überrumpelte mich mit der Frage: „Sind Sie katholisch?“ Ich bejahte, und sofort entspannte er sich, erwähnte den „Beichtspiegel“: „Dann wissen Sie ja, was das ist.“ Er fragte, ob ich das Buch „Wenn sie ein er ist“ kennen würde und war ganz enttäuscht, als ich nein sagte. Den Namen der Autorin hatte er vergessen, aber er versprach mir, das inzwischen vergriffene Buch beim nächsten Mal mitzubringen. Beim nächsten Mal war jedoch nicht mehr die Rede davon. *Im Nachhinein schien das symbolischen Charakter zu haben, im Sinne von versprechen und nicht einhalten. Beide bekommen wir nicht, was wir erhofft haben.*

Während er – auch mittels der Visitenkarte, auf der er als Gestalttherapeut i. A. firmierte – die Gemeinsamkeiten betonen wollte, war ich ganz auf der Seite der Abgrenzung, hatte immer wieder auch mit Ablehnungsgefühlen zu kämpfen. Dennoch, seit der bejahten Frage nach meinem Katholischsein war etwas wie eine Vertrautheit zwischen uns. Er sprach sehr differenziert

und nachdenklich, befand sich dabei auf spürbar vertrautem Terrain. Im Kontrast dazu reagierte er auf meinen etwas unbeholfenen Umgang mit dem Aufnahmegerät von allen Befragten am unentspanntesten, als würde er sich selbst anhalten, einfrieren. Er schien zu warten, bis ich das Band/seine Rede durch ein Nicken oder einen Kommentar wieder in Gang setzte. Nach dem Überreichen seiner Visitenkarte sprang er regelrecht auf, noch ehe wir einen Termin für das zweite Interview gemacht hatten. Ich bat ihn, sich noch einmal zu setzen. Und wieder wurde er, das Band war bereits abgeschaltet, ohne Übergang vertraulich im Ton und fragte mich, als sei ich eine Kollegin in der Intervision, wie ich auf diese Fragestellung käme? Was ich damit zu tun hätte? Ich verwies auf meine Patienten, speziell auf den einen, über den ich auch veröffentlicht habe. So wie ich immer antworte.

Während des ersten Interviews registrierte ich, dass ich mit seinen Sexualpraktiken beschäftigt war und mich z. B. fragte, ob er Analverkehr hat und was es bedeuten mochte, dass der Sex mit seiner Frau seiner Schilderung nach oft so lustvoll war und sie so viel experimentiert hätten. Im zweiten Interview geriet ich mit ihm in eine sadomasochistische Verstrickung, indem ich ihn mit sexuellen Detail-Fragen quälte, als könnte ich so noch etwas heraus bekommen. Es schien etwas zu fehlen, und ich reagierte, ohne es bewusst zu realisieren, agierend, indem ich unbedingt noch mehr Informationen wollte. Aber nicht nur ich, auch er schien enttäuscht, als wir uns verabschiedeten.

Abgrenzungsimpulse und Ablehnungsgefühle blieben auch bei der Auswertung präsent. Und es kostete mich Mühe, diese unter Kontrolle zu halten. So bekam ich ein eindrückliches Gefühl dafür, wie sehr er sich von seiner Mutter abgelehnt gefühlt haben musste, überhaupt und als Mann.

Das Narrativ

Es begann mit einer Art Missverständnis, denn nachdem ich meine einleitenden Bemerkungen gemacht hatte, sagte er: „Ich hatte angenommen, es gibt so eine Interviewreihe, dass Sie mich fragen.“ (VIII1: 1) *Irgendwie enttäuscht*. Ich sagte, im 2. Interview würde ich mehr Fragen stellen, aber ich sei erst einmal an seiner Geschichte interessiert. „Okay, klar“, (ebd.) sagte er zögernd. Ich bat ihn noch einmal, einfach frei zu erzählen. „Okay, das heißt aber, letzte Frage, Rückfrage“ (ebd.) Er versicherte sich umständlich, ob das auch „nicht mit meinem Namen verbunden veröffentlicht“ (ebd.) werde. Ich antwortete ausführlich und sagte sogar, dass ich bei einer Veröffentlichung um Zustimmung fragen werde, wenn ich seine „Lebensgeschichte verwende“ (VIII1: 2) *und fand mich eigentlich zu weit entgegenkommend*.

Dann begann er, *für mich nach dieser Einleitung überraschend*, sich mit Vor- und Nachnamen, Geburtstag und -ort vorzustellen. „Ich bin aufgewachsen bei meinen Eltern, überwiegend jedenfalls.“ (ebd.) Ich fragte, „was heißt überwiegend?“ (ebd.) Und er fuhr fort: „Ich war zwischendurch immer mal wieder bei meiner Oma. Es gab Krankheiten bei meiner Mutter bzw. meiner Schwester, wo es sinnvoll schien, mich dann für ein paar Wochen zu meiner Oma zu bringen, aber wesentlich in der Familie. Ich hab noch eine Schwester. [...] dreieinhalb Jahre jünger.“ (ebd.) Mehr erzählte er im 1. Interview dazu nicht. Im 2. Interview hörte ich zwar Details, etwa dass seine Mutter eine Infektionskrankheit hatte und er deswegen zur Oma kam, dass es „bis zur Schulzeit“ noch „mehrfach passiert“ (VIII2: 14) sei und er außerdem noch während seiner Lehre bei der Oma in der Stadt wohnte, aber es blieb unklar, wie oft und wann und weswegen es diese Trennungen gab. Ich fragte hier auch nicht weiter nach.

Seine Schwester, die zuerst eine Bürolehre gemacht und dann zur Kosmetikerin umgeschult hatte, „ist ein Jahr vor mir ausgestiegen.“ (VIII2: 15) Sie ist kinderlos geschieden und arbeitet auf einem Kreuzfahrtschiff. In der Distanz „haben wir ein super gutes Verhältnis zueinander“ (ebd.), aber „live und in Farbe“ ist es „manchmal ein bisschen angespannt.“ (ebd.) Da fühlt er sich nicht ernst genommen. Sie hört nicht zu, was er sagt. Sie „hat sich sehr viel mehr Freiheiten erkämpft, als ich mich jemals getraut habe“, meinte er, „und sie ist wesentlich aktiver.“ (ebd.)

Überganglos ging es nach den einleitenden Worten über die Familie, bei der er „überwiegend“ aufgewachsen war, im 1. Interview weiter mit: „Ja, das war halt sehr geprägt durch das katholische Umfeld. Ich hab diese katholische Lehre als sehr real, als die Wirklichkeit erlebt. Das war also wirklich sehr prägend. *Ich war befremdet über die Art, wie er davon sprach, wie mit fremder Zunge.* Sexualität gab’s erstmal keine, sehr lange nicht. ... Also, ich habe irgendwann an mir auch herumgespielt, hab dann im Beichtspiegel gelesen, dass das - sind Sie katholisch?“ („Ja.“) „Okay, wissen Sie ja, was ein Beichtspiegel ist. [...] Ich hab’s dann auch immer wieder fleißig gebeichtet. Ich weiß auch, [...] dass man von dem Priester gefragt wurde, ob man das mit anderen gemacht hätte. [...] dass man das auch mit anderen machen könnte, das hat mich echt verwirrt.“ (VIII1: 2)

„Dann kam es, dass ich mir ´ne Freundin gewünscht habe und gleichzeitig das Gefühl hatte, mich nimmt sowieso niemand und als dann die Pubertät fortgeschritten war und ich halt auch Selbstbefriedigung gemacht habe, so gemerkt habe, dass ich Jungen so attraktiv fand. Vor allem auch halt schlanke Männer oder jugendliche [...] Dass ich so mit offenen Augen von ner Freundin geträumt habe, aber auf Männerphantasien onaniert habe“ (ebd.) Eine Zeitlang kaufte er „Pornohefte, fand aber die Männer immer

interessanter als die Frauen.“ (VIII1: 2, 3) Es handelte sich um Softpornos, auch Playboy u. ä. Er hatte „das Gefühl, irgendwie muss ich da durch, ist das [Heterosexuelle] normal und ich merkte, das bin ich nicht.“ (VIII1; 3) Aber „so was wie schwul gab’s ja nicht, ich kannte weder das Wort noch die Möglichkeit.“ (ebd.) Er hatte „die Phantasie, ich bin der einzige Mann, der so ist, und das Gefühl, es ist total schrecklich, es darf eigentlich nicht sein.“ (ebd.) „So bewusst war das auch alles“, (ebd.) meinte er. Als ich nachfragte, ob er das tatsächlich damals schon so empfand oder in der Rückschau so sieht, antwortete er, dass er „sehr viel Therapie“ gemacht hat, „um mich damit auseinanderzusetzen.“ (ebd.)

Er erlernte denselben Beruf wie sein Vater, im selben Großbetrieb, hatte das „Gefühl, dort bin ich dann gut aufgehoben.“ (ebd.) Er wurde an seinem Vater gemessen, schnitt immer schlechter ab als dieser und ging „gleichwohl“ nach der Lehre wieder dorthin, wo sein Vater arbeitete.

Bereits in der Lehre hatte er mit der Idee „geliebäugelt, in den Orden einzutreten. Kirche war für mich so der Gegenentwurf zum realen Leben.“ (ebd.) *Hier, dachte ich, schimmert seine emotionale Bindung an die Kirche durch.* Bevor er 25 wurde, trat er in einen Orden ein und hatte dort seine erste homosexuelle Beziehung mit einem zwanzig Jahre älteren Novizen. Nie zuvor hatte er – außer Onanie – Sex gehabt, weder hetero- noch homosexuell. „Hab das als ganz schrecklich erlebt. [...] dass ich einerseits [...] mit dem Mann, mit ihm zusammen zu sein, absolut faszinierend fand, andererseits, ja dieses Tabu zu verletzen, an dem Ort, an dem ich halt Ehelosigkeit für mich leben wollte: dass ich damit leben konnte. [...] Es war beides, die Faszination und die innere Ablehnung.“ (VIII1: 3, 4) Er betonte, dass er „nie vergewaltigt worden“ (VIII1: 4) ist, das kommt in der Kirche ja auch vor, dass er aber dachte, „es liegt an diesem Mann. Also

noch nicht mal, es ist meins. [...] Ich hab's immer wieder gemacht und gebeichtet und gemacht und gebeichtet. Und nach einem Jahr bin ich halt ausgeschieden.“ (ebd.)

Nach der Klosterzeit beschränkte er sich „drei Jahre lang auf Selbstbefriedigung. Als sein Sexualpartner und ehemaliger Mit-Novize ihn einmal besuchte, lehnte er den sexuellen Kontakt mit ihm ab. „Es war nach wie vor der Wunsch nach ner Freundin und die Sehnsucht nach nem Mann.“ (VIII: 4) In diesen drei Jahren machte er das Abitur nach – zunächst mit der Idee, Theologie zu studieren und vielleicht noch Priester zu werden. Am Ende dieser Zeit „ging Theologie nicht mehr für mich“ (ebd.), *warum es nicht mehr ging, habe ich vergessen zu fragen*, und er begann ein Ingenieur-Studium, inzwischen 29 Jahre alt.

Im ersten Semester lernte er seine spätere Frau kennen, hatte mit ihr seinen ersten heterosexuellen Sex und traf parallel einen Mann, den er über eine Kleinanzeige kennen gelernt hatte, um auch mit ihm Sex zu haben. Er war „fasziniert, dass er sich auf mich eingelassen hat, wo ich mich nicht so toll fand“, (ebd.) und fuhr dann zu seiner späteren Frau mit dem „Gefühl, die lehnt mich total ab, die kann mich eigentlich nur verdammen für das, was ich da tue.“ (ebd.) Er erzählte ihr von der homosexuellen Begegnung und dass er mit diesem „Gewissenskonflikt einfach nicht klar komme, sie als Freundin zu haben und nen Mann. Und dann haben wir beide geweint darüber, [...] und was mich damals absolut verblüfft hat, war, dass sie mich nicht verurteilt hat, sondern zu mir sagte, so ganz schlimm find ich's nicht, bevor ich dich kennen lernte, hab ich zwei Jahre mit ner Frau zusammengelebt.“ (ebd.) „Aus heutiger Sicht habe ich den Eindruck, wir waren einfach zwei Leute, die sich nicht trauten, ihr Eigenes zu leben. Aber das war damals überhaupt nicht bewusst.“ (VIII: 5)

Er gab das Studium nach einem Semester wieder auf und begann, bei seinem alten Arbeitgeber in seinem alten Beruf zu arbeiten. Seine Frau wurde schwanger, sie heirateten Ende 1986, und er dachte, „wenn ich jetzt heirate und ein Kind krieg, dann bin ich normal. Das war mir irgendwie wichtig, und das schien damit irgendwie gewährleistet. [...] Normal bedeutete irgendwie richtig zu sein.“ (ebd.) Ich fragte, was er bezüglich seiner homosexuellen Wünsche dachte. „Ich hatte die Annahme, das ist vorbei, das ist jetzt weg.“ („War es dann vorbei?“) „Nein, es war nicht vorbei. [...] Also das war unterschiedlich intensiv in der Zeit.“ (ebd.) Zunächst sagte er nur, dass sie beide überlegt hatten, „wie wäre es denn, wenn ich noch einen Freund hätte und sie ´ne Freundin hätte, aber es kam nie dazu. Also ich bin nie den Park gegangen oder so was.“ (ebd.) Er kaufte sich „schwule Magazine [...]. Aber es ist immer nur in meinem Kopf gewesen, nie mit nem anderen Menschen.“ (VIII1: 9).

Ich fragte, wie die Sexualität mit seiner Frau war: „Mit Höhen und Tiefen. Es gab sehr lustvolle Momente, und es gab sehr schwierige Situationen,“ vor allem weil er „einfach häufiger mit ihr Sex haben“ wollte, und je mehr sie nach ihren eigenen Bedürfnissen schaute, desto weniger selbstverständlich war es, dass sie seinem Wunsch nach Sex „nachgab“, wie es lange der Fall gewesen war. „Also am Anfang war es ja erstmal so ´n Herantasten, herauszufinden, wie funktioniert es denn überhaupt. [...] Irgendwann hatten wir uns auch Bücher gekauft, [...] wo so Vorschläge gemacht wurden, was wir zusammen machen könnten. Und wir haben´s einfach ausprobiert und haben uns von unserer Neugier führen lassen. [...] Es gab auch Zeiten, wo ich mit ihr geschlafen habe und Männer im Kopf hatte.“ (VIII1: 9, 10) Damit hatte er zeitweise „moralische Probleme. [...] Aber was erstaunlich ist, wir haben immer auch darüber sprechen können.

Das hat 'ne Weile gedauert, und dann irgendwann ging das auch.“ (ebd.) Seine Frau „war dann weitaus weniger rigoros als ich. [...] Sie sah es einfach als Möglichkeit an, [...] dass es halt sein darf.“ (VIII1: 10) „1994 habe ich mich sterilisieren lassen“, (VIII1: 15) und danach „gab es eine Zeitlang ganz intensiven Sex miteinander, wir brauchten nicht mehr aufpassen, es war alles prima.“ (ebd.) In den zwei/drei Jahren, als er in die Gruppe Schwule Väter ging, die erste homosexuelle Beziehung hatte und es die Konflikte mit seiner Frau gab, da „gab es dann gelegentlich Erektionsprobleme, [...] und immer dann, wenn es gelungen ist, dass wir wieder miteinander ins Gespräch gekommen sind, zu sagen, wie geht es dir, wie geht es mir, wie ist unsere Beziehung, wenn das alles geklärt war, dann konnte es auch wieder lustvoll miteinander sein.“ (VIII1: 10)

„Dann ist es halt immer weniger geworden mit der Sexualität, und in der Zeit, in der ich halt sehr depressiv war, gab es so gut wie keinen Sex mehr zwischen uns, aber auch sonst keinen, es war nur, dass ich onaniert habe.“ (VIII1: 15) – immer mit homosexuellen Phantasien, „nie mit Frauen.“ (ebd.) Als er wieder sexuell aktiv wurde und „alle vier/sechs/acht Wochen“ (ebd.) Sex mit seiner Frau hatte, „dann ist das auch sehr schön und sehr liebevoll. Aber es kommt eben sehr, sehr selten vor.“ (ebd.)

In letzter Zeit gab es einen neuen Konflikt für ihn, angestoßen durch die Frage eines Freundes, warum er [noch] Sex mit seiner Frau habe. Er fragte sich: „Wenn ich Sex mit Männern haben will, darf ich ihn auch mit Frauen, mit meiner Frau haben?“ (ebd.) Er sagte sich dann: „ich mag diese Frau immer noch, und die mag mich, das ist auch okay, miteinander Sex zu haben. Ich brauche keine Rechenschaft darüber zu geben, wenn ich's mache und wenn ich's nicht mache. *Etwas trotzig fügte er hinzu:* Ja, wenn wir miteinander Sex haben, ist es auch schön.“ (ebd.)

Sie bekamen zusammen drei Kinder: 1987 einen Sohn, 1989 und 1991 je eine Tochter. „Wir wollten die Kinder nie gleich behandeln, sondern hatten die Idee, jeder sollte das kriegen, was er braucht.“ (VIII2: 14). Für ihn bestand im Verhältnis zu den Kindern insofern ein Unterschied, als bei seinem Sohn „immer das Gefühl“ hatte, „ich begegne mir selbst.“ (VIII2: 14) Wenn er sich dann unverhältnismäßig über seinen Sohn ärgerte, griff seine Frau schon mal ein und sagte, „so geht das nicht“, und er begriff dann, „es ging nicht um den Sohn, sondern es ging um meins, so was Unerlöstes.“ (ebd.)

Er verdiente das Geld, seine Frau war Hausfrau, die Kinder wurden katholisch erzogen. Es gab eine lange „Zeit, wo ich versucht habe, diesen katholischen Hintergrund zu leben, [d. i. Taufe, Erstkommunion, seine Frau bereitete die Kindergottesdienste mit vor, sie lasen Bibelgeschichten vor, erzählten den Kindern, welche Heiligenlegenden hinter ihren Namen stehen etc.] aber je länger die Zeit ging, desto schwieriger wurde es.“ (VIII1: 5)

Ab 1990 arbeitete er nach einer „betrieblichen Änderung (VIII1: 6) als Springer. 1993 zogen sie ins eigene Haus, 1994 ließ er sich sterilisieren. Ende 1995 machte er seine „erste psychosomatische Kur, weil ich körperlich und geistig total erschöpft war. Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Schlafstörungen, die ganze Palette.“ (ebd.) Er stellte diese Symptome in den Kontext von „fast fünfzehn Jahren 3-Schichten-Wechseldienst.“ (ebd.). In dieser Kur hatte er „einen sehr guten Therapeuten“ (ebd.) und bekam zum ersten Mal das Gefühl, „mein eigener Steuermann“ (ebd.) zu sein, nahm ab, begann mit Sport (Kieser-Training, Laufen), hatte aber zugleich „dieses Gefühl, es genügt nicht. Es war immer so, meine Mutter steht da im Hintergrund mit drin.“ (ebd.)

1996 ging er zu den Schwulen Vätern, konnte mir aber nicht sagen, wie er dort hingekommen war, „wobei ich auch wirklich Angst habe vor der schwulen Sexualität, immer noch so das Gefühl, es könnte übergriffig werden oder/und gleichzeitig die Sehnsucht danach, also beides halt da drin.“ (ebd.) „Dann kam es halt dazu, dass ich meinen ersten Freund dort kennen lernte, die Beziehung über ein halbes bis dreiviertel Jahr ging, und dann war meine Frau ziemlich aufgebracht. [...] ich war auch ziemlich verliebt, war am Überlegen, ob ich mich trennen sollte und sie war dann ziemlich sauer auf mich und sagte, was der kann, kann ich auch, und sie hatte dann ziemlich schnell ´ne Freundin, und das war dann ziemlich turbulent bei uns mit Wut und Ärger, Trauer und Angst [...]. Mein großer Traum war, ich zieh nach Köln, ich hab ´ne Zwei-Zimmer-Wohnung, ich lass Haus und Familie und Kinder und Frau alles hinter mir und fertig ist. Und dann kam irgendwo so der Gedanke, wenn sie das auch macht, dann steh ich mit den Kindern und dem Haus und der Familie und allem hier und hatte so das Gefühl, wenn das passiert, dann ist mein Leben zu Ende. Ich werde damit nicht fertig. [...] Ich schaff das nicht.“ (VIII1: 6, 7) „Dann haben wir halt versucht, miteinander auszukommen. [...] Wir haben ´ne Vereinbarung geschlossen, [Regelungen gefunden].“ (ebd.) Das betraf praktische Dinge, wer was einkauft, wer bügelt, aber auch wer wann weg gehen kann und was ist, wenn „jemand zu Besuch kommt, wie regeln wir das, und das war ungeheuer schwierig. Also N. [*der schwule Vater, der sein erster homosexuelle Freund war*] kam einmal, und das war nur furchtbar.“ (VIII1: 8) Sie vereinbarten dann, jeder von beiden durfte stopp sagen, „wenn es grad zu viel wird.“ (VIII1: 7) Später kam der jeweilige homosexuelle Partner nur noch „dann, wenn der andere unterwegs ist.“ (VIII2: 6)

„Wir haben es geschafft, immer wieder miteinander zu sprechen. Wir haben uns auch zwischendurch immer mal wieder Beratungsunterstützung genommen.“ (ebd.) Die Unterstützung sah so aus, dass seine Frau in akuten Krisen mit zu seinem Therapeuten kam, außerdem waren sie „ein paar Mal“ (ebd.) in einer katholischen Eheberatungsstelle. „So hatten wir dann mehr oder weniger ein Gleichgewicht gefunden, miteinander da zu leben, wobei ´ne dauerhafte [*homosexuelle*] Beziehung sich nicht eingestellt hat, weil sich keiner darauf einlassen möchte, in eine bestehende Beziehung, sagen wir mal, einzuheiraten.“ (VIII1: 7) Ich fragte, ob es für beide klar war, dass sie die Ehe nicht in Frage stellen, dass sie zusammen bleiben werden? „Das war überhaupt nicht klar“, antwortete er, „aber es war klar, [...] wir müssen gucken, dass wir das hier irgendwie zusammen über die Bühne kriegen.“ (ebd.) Die letzte homosexuelle Beziehung seiner Frau scheiterte daran, wie vor ihr schon andere, dass seine Frau „aus ihrer jetzigen Beziehung also mit mir nicht rausgehen“ (VIII2: 6) wollte. „Und das war auch so ein Punkt, dass wir gesagt haben, mindestens bis alle aus der Schule entlassen sind oder ihre Ausbildung abgeschlossen haben, wollen wir auf jeden Fall zusammen bleiben.“ (ebd.) Es ist auch „unklar, wie geht das weiter, wenn ich mit nem schwulen Mann zusammenleben will. Bedeutet das, dass ich mich von meiner Frau trennen muss oder gibt es vielleicht auch ´ne Möglichkeit, zu viert in dem Haus zu leben [...] Das ist uns beiden noch unklar. Einerseits wünschen wir uns, sie ´ne Freundin, ich nen Freund aber wir können uns vorstellen, gemeinsam in dem Haus wohnen zu bleiben. [...] Aber wir haben noch keinen Partner gefunden, der sich das auch vorstellen könnte. Vielleicht ist es auch zu absurd, ich weiß es nicht. [...] Es gibt so einerseits ´ne große Sehnsucht nach nem Freund und die andere Frage ist, ob diese Sehnsucht überhaupt durch einen Mann

zu erfüllen ist, [...] der andere kann mein Defizit nicht wirklich ausfüllen.“ (VIII2: 6, 7) *Ob ihm das nicht auch sein Therapeut gesagt hat? Es klingt angelernt.*

Ich fragte, was sie den Kindern gesagt haben. „So von den [Schwulen] Vätern hab ich halt die Botschaft mitbekommen, dass es ungeheuer wichtig ist, den Kindern das zu erzählen und die Mädchen waren noch relativ klein, A [*der Sohn*] war da grade zwölf, und ich hab da mal mit ihm einen längeren Spaziergang gemacht [...] und hab ihm so erzählt, wie meine Situation ist und was grade passiert. Ich hab versucht, ihn so da mit rein zu nehmen in diese Situation. Ich hab auch immer wieder erlebt, dass die Kinder, wenn M und ich Konflikte, also meine Frau heißt M, miteinander hatten, insbesondere Konflikte über einen Partner von mir, dass sie manchmal diesen Konflikt auf sich bezogen haben und dass es superwichtig ist, und zwar auch immer wieder, zu sagen, stopp, das hat mit dir überhaupt nichts zu tun, das ist nur zwischen M und mir. [...] so auch als Entlastung für die Kinder.“ (VIII1: 8)

Erneute „Umstrukturierungen“ bei seinem Arbeitgeber hatten 2001 dazu geführt, dass er 45jährig mit einer Abfindung aus der Firma ausschied und seither keine Arbeitsstelle mehr hat. Er sprach von der Firma als einer „Mutter“, die „weggefallen ist.“ *Wieder meinte ich, seinen Therapeuten sprechen zu hören.* Er wurde schwer depressiv, hatte jahrelang kaum Sex, weder mit seiner Frau noch mit Männern. So beschrieb er es im 1. Interview. Im 2. Interview hörte ich von der zweiten homosexuellen Liebesbeziehung, die er zwei Jahre nach Entlassung und nach Beginn der Depression begonnen hatte. „So erst die letzten zwei, drei Jahre bin ich wieder aufgetaucht.“ (ebd.) *Aus der Depression?*

Er machte in der Zeit nach dem Ausscheiden aus der Firma eine gestalttherapeutische Ausbildung, „hab die auch fast abgeschlossen, es fehlt nur noch meine Abschlussarbeit und ein paar Kleinigkeiten.“ (ebd.) Gemeinsam mit seiner Frau kaufte er im Westerwald ein Haus. Dort bietet er Schwitzhüttenwochenenden „für schwule Männer und ihre Freunde“ (ebd.) an. Er hat sich mit seiner Frau „abgestimmt, sie hat das Haus in R. genommen, und ich hab das andere. Ich hab nie wirtschaftlich in so ’ner Größenordnung was alleine gemacht, das haben wir immer zusammen entschieden.“ (VIII1: 9) Zwischendurch hatte er mal eine Zeitlang heimlich Geld beiseite gelegt mit dem Gefühl, „ich muss Geld für mich auf die Seite schaffen, dass ich weiterleben kann, so ein Guthaben, von dem sie nichts weiß und nichts merkt. Nachdem mir das bewusst geworden ist, hab ich das gelassen, weil ich das Gefühl hatte, damit untergrabe ich einfach unsere Beziehung.“ (ebd.)

Nach dem Ende seiner ersten homosexuellen Liebesbeziehung war er in die Szene gegangen und hatte „ganz viel anonymen Sex und damit bin ich nicht zurecht gekommen, je nachdem welchen Mann ich da gekriegt hab.“ (VIII1: 10) Stets war er mit seinen „Selbstzweifeln, bin ich gut genug,“ konfrontiert, denn „auch an den Treffpunkten sagt ja nicht sofort jeder ja“ (VIII1: 11) Er selbst hatte einen „Filter, was für Männer ich möchte, sollen jung sein, sollen schlank sein, sollen gut aussehen, und die treffen dann auf einen relativ korpulenten Menschen wie mich. [...] Ich hab auch manchmal einen nur genommen, damit ich überhaupt einen habe, und das war dann auch entsprechend.“ (ebd.) Und wie „schrecklich“ fand er es, jemanden befriedigt zu haben und dann stehen gelassen zu werden. „Und was ich dann noch schrecklicher fand, dass ich manchmal mit dieser Enttäuschung

nach Hause kam und, ja, meine Frau [...] dann diejenige war, der ich immer meine gescheiterten schwulen Erlebnisse erzählt habe.“ (VIII1: 11) 2003 begann er eine „Affäre“ (VIII1: 13) mit einem „etwas jüngeren“ (ebd.) schwulen Mann, den er durch eine Anzeige kennen gelernt hatte: „Rastalocken, total schlank, absolut attraktiv in meinen Augen, und ja wir hatten dann eine gut zweijährige Affäre miteinander. Auch ein Mann, den ich wirklich sehr geliebt habe.“ (ebd.) Zunächst sagte er nur, die Beziehung ging „sang- und klanglos [...] im August 2005 auseinander.“ Per Mail hatte der Geliebte ihm gesagt, „er könne meine Wünsche nicht erfüllen.“ (ebd.) Dann sprach er sofort von einer sexuellen Erfahrung mit einem zwölf/dreizehn/vierzehn Jahre älteren Mann, mit dem er nach einem Schwitzhüttenwochenende in seinem Haus eine Nacht verbracht hatte, was er „einen Entwicklungsschritt“ nennt, „zu erleben, hey, es gibt ältere Männer, die total klasse sind.“ (ebd.) *Das klang, als müsse er sich da was schön reden.* Im zweiten Interview fragte ich noch einmal nach den Gründen für die Trennung von dem Rasta-Mann. Mehrfach wiederholte er: „Ich hab’s nicht begriffen“, sagte aber auch: „ich kann Ihnen sagen, was passiert ist, dass er sich getrennt hat, warum es letztendlich war.“ Und er schilderte umständlich ihr Treffen in einem schwulen Zeltlager im Ausland, wo er den später gekommenen Freund abholte, zu seiner Überraschung nicht nur von ihm öffentlich umarmt, sondern auch in dessen Zelt eingeladen wurde. Er sprach von seiner „Angst, ihn zu überfallen und zu sehr zu bedrängen. Okay, er hat mich eingeladen. Und dann war ich wohl doch zu fordernd für ihn, jedenfalls es gab dann irgendwie Knatsch, es gab keinen Sex, ich hab’s auch nicht begriffen, was war. Und am andern Morgen gab’s so merkwürdige Äußerungen von ihm, dass das so nicht mehr weitergehen könnte, und ich hab’s nicht so ganz

verstanden.“ („Aber irgendwas müssen Sie ja gemacht haben, dass ...“)
„Ich weiß nicht, was da war. Ich hab ihn nicht verstanden.“ Er versuchte, anderntags beim Spazierengehen mit seinem Freund zu sprechen, und „rauszukriegen, was war es denn, und dann bin ich am Abend noch mal mit ihm ins Zelt gegangen und war so glücklich darüber, dass ich wieder da sein konnte, dass ich irgendwann mich auf ihn drauf setzte und wollte, dass er in mich eindringt, und das hat ihn wohl so abgeschreckt oder ich weiß nicht, was es war – das war letztendlich der Bruch des Ganzen.“
(VIII2: 5) Es hatte vorher nie Analverkehr gegeben zwischen ihnen. *Dass der Freund sich genötigt gefühlt haben könnte, das fiel mir selbst erst bei der Auswertung auf. Auch dass der Proband den Grund der Trennung weiß und zugleich nicht wissen will.*

Sein Outing war ein langer, schwieriger Prozess, und bis heute ist es „eine Selbstübung, anderen Leuten zu sagen: das ist meine Situation, so lebe ich, und das ist okay so.“ (VIII1: 12)

1990 wurde er auf der Arbeit geoutet. Jemand öffnete seinen Spind, in dem er „schwule Zeitungen“ liegen hatte. Jeder wusste es dann, aber sonst passierte äußerlich nichts. Innerlich war der Proband allerdings voller ängstlicher Gedanken, wie jetzt über ihn gedacht würde. Nachdem er bei den Schwulen Vätern war, „nach 1996, als ich dann langsam anfang, meinen Freunden das zu erzählen“, (VIII1: 11) da offenbarte er sich auch seinem Sohn. Seiner Mutter erzählte er das erst, nachdem er 2006 „in der Therapie den Auftrag gekriegt“ (VIII1: 12) hatte. Seine Schwiegereltern wissen es bis heute nicht und sind damit nicht die Einzigen. Vor dem Gespräch mit seiner Mutter hatte er „schrecklich viel Angst“ gehabt; die Phantasie war, „meine Mutter macht mich fertig, ich sterbe.“ (ebd.) Er hatte ihr den Kirchenaustritt und zugleich das Schwulsein mitteilen wollen,

aber „Kirche ausgetreten war so schrecklich, dass das zweite gar nicht mehr ging.“ Als er es ihr dann halbes Jahr später sagte, „war dann alles so, als ob gar nichts war.“ (ebd.)

Aids-Tests waren bisher „immer negativ.“ Sein „in der Regel sehr konsequentes“ Schutzverhalten konnte „in den längeren Beziehungen auch schon mal weniger konsequent sein.“ (VIII1: 14)

Im zweiten Interview fragte ich einleitend nach seinem „sexuellen Selbstverständnis“ (VIII2: 1). Er lachte. Nach dem Interview hatte er sich genau diese Frage gestellt.

P: „Was bin ich denn, schwul, bi oder hetero auf Abwegen? Ich weiß es nicht. Ich kann Ihnen keine eindeutige Antwort geben. Ich weiß es nicht.“

I: „Uneindeutig.“

P: „Also, ein reiner schwuler Mann bin ich nicht, weil ich drei Kinder habe. In die Heterokiste passe ich auch nicht, und ob ich ein bi-Mann bin? Ich weiß es nicht.“ (VIII2: 1)

Ich fragte weiter, wie er seine sexuellen Beziehungen mit seiner Frau und mit den Männern erlebt, was ähnlich, was gleich und was unterschiedlich sei. „Ich kann es so beantworten. Ich habe mich bei meiner Frau in der Regel wohl gefühlt, wenn wir Sex miteinander hatten. Das war mir manchmal zu wenig, das hab ich schon beim letzten Mal gesagt. Es gab da so in dieser Zeit, als ich bei den schwulen Vätern war, gab’s so ’ne Phase, wo ich nicht genau wusste, liebt sie mich noch. [...] es war immer vertrauensvoll, wir konnten miteinander sprechen, das hat unsere Beziehung auch gerettet über die Jahre, dass wir es immer wieder miteinander versucht haben und, wenn es überhaupt nicht ging, Beratung

hinzugenommen haben. Die Beziehung ist verlässlich für mich, und das ist das, was ich in schwulen Beziehungen nie so gefunden habe. Ich erlebe, dass im schwulen Bereich Beziehungen wesentlich schneller gelöst werden. Nun kann es natürlich sein, ich habe es nicht gefunden, weil ich es ja schon hatte.“ (VIII2: 1) Ich fragte genauer nach den Unterschieden in der Sexualität. „In der schwulen Sexualität ist manchmal etwas Entlastendes, weil ich nicht immer der Macher sein muss, so im klassischen Rollenverständnis, wobei in unserer Beziehung, der Beziehung zu meiner Frau, auch etwas gewachsen ist, da hat sich auch bei ihr einiges getan, und mittlerweile kommt es auch so, dass sie sich das nimmt, was sie gerne hat. [...] Sie ist aktiver.“ (ebd.) Es kommt höchstens noch „ein- bis zweimal im Quartal“ (VIII2: 2) vor, dass sie Sex haben. Sie nehmen sich dann in den Arm, küssen sich und befriedigen sich manuell. „Was nicht mehr vorkommt, ist dass ich in sie eindringe. [...] schon länger, [...] ziemlich lange.“ (ebd.) Er wusste nicht mehr zu sagen, wann er die Penetration aufgab.

Meine Frage nach dem Sex mit Männern führte dazu, dass er von seinen Medikamenten sprach, ein Blutdruck senkendes Mittel (seit drei bis vier Jahren) und ein Antidepressivum (seit einem Jahr), und dass er zwar keine Erektionsprobleme hat, aber „häufiger keine Ejakulation hinterher mehr hatte“ (ebd.) und keinen Orgasmus. Das Antidepressivum „hat diese Tendenz noch verstärkt.“ (VIII2: 3) *Zu meinem Erstaunen schien er darüber jedenfalls nicht nur unglücklich zu sein.* Immer wieder fragte ich nach. *Von sich aus schien er nicht darüber sprechen zu wollen, wie die Sexualität mit Männern war und ist. Ich musste ihm die Würmer aus der Nase ziehen, was ich dann auch tat.* „Es gab Zeiten, wo ich das ganz toll fand.“ (ebd.) Er suchte die homosexuellen Treffpunkte auf, und wenn seine

„Ansprüche an die Männer“ erfüllt waren, d. h. er die Phantasie haben konnte, „mit ihnen in einer freundschaftlichen Verbindung zu sein. Und wenn es dann ´ne gelungene Sexualität war, dann hab ich das als sehr, sehr befriedigend erlebt.“ *Ich fand seine Antworten unbefriedigend, ausweichend,* „Zärtlichkeit, Nähe, sich mögen, es hat mit Freundschaft zu tun.“ (ebd.) Ich unterbrach ihn: „Aber das ist ja an Parkplätzen oder ähnlichen Orten nicht möglich.“ „Richtig, aber das habe ich sehr lange nicht begriffen, weil ich immer nach meinem Mann gesucht habe, nach dem Mann, der zu mir passt, und die Hoffnung aufrecht erhalten habe, ich könnte ihn dort finden, weil ich keine Vorstellung davon hatte, wie find ich denn nen Mann. Und als ich das dann irgendwann begriffen hatte, dann hab ich´s auch gelassen.“ (ebd.) *Ich fühlte mich auf den Arm genommen. Er hatte da doch längst Erfahrungen mit Kontaktanzeigen und mit den Schwulen Vätern gesammelt! Mein Ärger und auch eine Art Verachtung flossen wohl in mein hartnäckiges Weiterfragen ein. Ich realisierte nicht, dass ich zu eindringend war und er vielleicht auch deswegen nichts preisgeben wollte. Möglicherweise war seine Abwehr auch durch Scham-Angst motiviert.* Seit einem halben Jahr ist er in zwei Chat-Foren angemeldet. Er schaut im Internet Bilder und Filme an, hat sie teils auch gespeichert, nutzt sie als Onanievorlagen, stellt sich vor, „denjenigen im Arm zu haben, ihn zu küssen.“ (VIII2: 13) Er sucht(e) den Ideal-Mann. „Der Mann meiner Träume ist etwas jünger, ist schlank, hat vielleicht lange Haare.“ (VIII2: 4) „So wie der Rasta-Mann?“ „Ja, der war wirklich das Ideal, und er verkörpert auch Dinge, die ich nicht lebe oder nicht erreicht habe. Er lebt alleine, ist sehr selbständig, sehr selbstbewusst, sehr autonom [...] und auch klug. [...] Es gibt ja von Riemann dieses Buch ‚Grundformen der Angst‘ und ich hab so das Gefühl, ich lebe in der

depressiven Ecke und er in der schizoiden Ecke, und das war so anziehend für mich.“ (ebd.) In der Sexualität: „Ja, es war die orale Komponente, aber es war einfach, ihn im Arm zu halten und zu riechen, zu küssen, zu schmecken, die Nähe.“ (ebd.) Als ich nach sexuellen Phantasien fragte, antwortete er: „[...] ich möchte irgendwie angenommen sein. Das hat mit Sexualität nicht direkt was zu tun, aber so was Geborgenes, so was Aufgenommenes.“ *Dabei machte er eine Wiegebewegung, die ich ansprach:* „Wenn Sie diese Wiegebewegung machen: gewiegt von wem?“ „Vielleicht sogar von meinem Freund.“ (VIII2: 11) Übergangslos erzählte er danach von seinen „vielen Gewaltphantasien“ in der Pubertät, „es gab so ’n Bild, dass so Sklaven gepeitscht wurden und ich das irgendwie toll fand. Ich kann nicht sagen wieso, aber so was hätte ich wohl gerne gemacht.“ (ebd.) Er lebte das nie aus, und auch als sexuelle Phantasie, als Onaniephantasie „war das nie mein Ding“ (ebd.). Aber er fand es erstaunlich, „dass sich das über 30 Jahre gehalten hat.“ (VIII2: 12) Damals hatte er sich auch mit einem Freund unterhalten und dieser „hatte ganz andere Phantasien, wie er Leute quälen wollte. [...] Also ich mein, das war mindestens so absurd wie meins.“ (ebd.)

Er beschrieb seine Sexualität als „wirklich sehr oral geprägt, [...] ob das Küssen ist, ob das Lecken ist.“ (VIII1: 14) Und dabei sieht er sich eher in der aktiven Position. „Ich mag es auch in der Sexualität [...] irgendwie eher kuschelig.“ (VIII2: 12) „Analverkehr [...] ist irgendwie nicht meine Weise, weder aktiv noch passiv, zu sein.“ Aber, meinte er fast im selben Atemzug, er möchte es „einfach mal wirklich rausfinden, wie es ist, passiv Analverkehr zu haben. Ich würd’s gern mal ausprobieren, hab aber noch nie den Mann gefunden, wo ich sag, dem traue ich es zu, dass er mein stopp hört oder dass er so liebevoll ist, dass es mich nicht verletzt.“ (VIII1: 14)

Erst im Auswerten fiel mir auf, dass er sich hier wünscht, was er selbst beim Rasta-Mann nicht konnte.

Über seinen Vater sprach er sehr liebevoll. Dieser hatte früh seine Mutter verloren, sein Vater kümmerte sich nicht um ihn, und so „hatte er das wohl auch nie gelernt, wie er mit seinen Kindern umgehen könnte. Und es gab immer so eine Sehnsucht nach meinem Vater, und es gab wenig Möglichkeiten, dass wir was zusammen gemacht haben. [...] Es gab da noch irgend 'ne Zeit, wo ich meinen Vater sehr, sehr stark abgelehnt habe. Es kam dazu, dass ich Ratgeber und Berater meiner Mutter war, der Vertraute meiner Mutter. [...] Mein Vater war eigentlich so der Außenseiter in dieser Familie, und ich stand an der Seite meiner Mutter. Das ist einfach nicht mein Platz, ich hab's irgendwie viel zu spät begriffen.“ (VIII2: 7) Der Großvater väterlicherseits „starb als Wehrmachtssoldat, wobei es nicht klar war, ob es ein Selbstmord war oder ein Unfall. Er ist [...] in die Schleusenvorkammer gestürzt und ertrunken.“ (ebd.) Der Proband ließ sich aus Berlin Unterlagen schicken, die aber zu weiterer Aufklärung nichts beitrugen. Aber „das war für meinen Vater sehr wichtig, und es war für mich insofern wichtig, auf diesen Soldatenfriedhof zu fahren, um mit meinem Vater stärker in Kontakt zu kommen. [...] In der Nacht, als mein Vater starb, war ich bei ihm, hab ihm viele Dinge über mich erzählt. Er war nicht mehr bei Bewusstsein, aber ich hatte doch noch die Annahme, dass er das eine oder andere verstanden oder mitgekriegt hat.“ (VIII2: 7, 8) Von seiner Homosexualität zu erzählen, „das hab ich mich nicht getraut in der Nacht.“

2003 starb sein Vater. 2004 trat er aus der Kirche aus, anlässlich einer schwulenfeindlichen Äußerung des Kölner Kardinals. „Da war ein Punkt

erreicht, ich will's nicht mehr, ich möchte mich nicht immer beschimpfen lassen.“ (VIII2: 10) Seine Frau blieb in der Kirche.

Er hat eine lange, enge und schwierige Beziehung zur Kirche und hat sie noch: „Ich hab da immer noch ein offenes Ohr.“ (ebd.) Im Klosterleben suchte er „die heile Welt“, er dachte, dort „Anerkennung“ zu finden, „einen Platz, wo ich sein darf, wie ich bin, ein Platz, wo Leistungen nicht so wichtig sind, [...] wo es keine Konflikte gibt.“ (VIII2: 8) Er hoffte auch, dort „die Sünde los zu werden.“ (ebd.) Er hatte ja „nicht die Vorstellung, dass mich irgendwer so attraktiv finden könnte, dass er mit mir Sex haben könnte. Erstens habe ich nicht an eine Frau geglaubt, zweitens konnte ich mir nicht vorstellen, dass auch ein anderer Mann mit mir was haben wollte, weil es überhaupt nicht in mein Denken reinpasste, dass das was geben könnte. Die Kirche schien auch ein Platz zu sein, wo ich das hinter mir lasse.“ (VIII2: 9) „Dass ich überhaupt nicht damit klar gekommen bin, dass ich die Sexualität habe und dass ich mich davon ja nicht klarer lösen kann,“ hatte im Verein mit „ganz viel Angst, gehe ich da unter oder geht's da weiter,“ (ebd.) dazu geführt, dass er aus dem Kloster wieder ausschied. Dazu kam Angst vor dem neuen Abt, mit dem er nicht zurecht kam. Es war nicht so „konfliktfrei und so eine gemeinschaftliche Sache“ (ebd.), wie er sich das „gewünscht hätte. [...] Und die Strukturen, vor denen ich weggelaufen bin, habe ich dort auch wieder gefunden.“ (ebd.) Die Enttäuschung war groß, aber er hielt an der „Idee, dass das Katholische doch zu leben sein müsste,“ (ebd.) noch lange fest, zuerst indem er den Priesterberuf anstrebte, und dann im Versuch, ein katholisches Familienleben zu führen. Immer dachte er, „es muss irgendwie machbar sein, aber die Kluft zwischen dem, was ich wollte, und dem, was die offizielle Verkündigung war, wurde immer größer. Also beispielsweise mit

der Verhütung.“ (VIII2: 10) Nachdem er sich für die Sterilisation entschieden hatte, wurde er „zwei Nächte vorher wach mit der Angst, ich darf das eigentlich gar nicht, “ hatte aber dann „irgendwie so das Gefühl, die Kirche sagt zwar nein, aber Gott sagt ja.“ (ebd.) *Während ich ihm zuhörte bei der Schilderung seiner enttäuschenden Beziehung zur Kirche, schwankten meine Gefühle zwischen Verachtung und Mitleid. „Wie kann man so blöd/so naiv sein!“ Das dachte ich immer wieder, so ähnlich wie übrigens auch bei den Erzählungen über seine Suche nach dem Ideal-Mann an den anonymen, homosexuellen Szene-Treffpunkten.*

Die Frage nach seinem „Mannsein“, wie ich sie formulierte, ist für ihn schwierig. Er stellte sie sich zuerst (bewusst) in der ersten psychosomatischen Kur, „wann ist der Mann ein Mann, wann bin ich ein Mann? Und ich habe diese Frage letztlich nicht beantwortet bekommen. Ich weiß es nicht.“ (ebd.) Er spricht von Rollenbildern und verändertem Rollenverhalten, *alles angelernt, scheint mir*. Ich hakte nach: „aber wie ist es jetzt für Sie?“ „Ich weiß es nicht. Ich kann’s nicht sagen. Ich merke, dass ich mit meinen Kindern gut zurecht komme. Das ist zwar auch mal wechselhaft, wir haben auch mal Knatsch, aber so über den dicken Daumen kommen wir ganz gut miteinander hin.“ (VIII2: 10, 11) Er erzählte, dass er von seinem Sohn jüngst eine CD geschenkt bekommen und sich sehr darüber gefreut hatte. „Klar bin ich ein Mann, so vom Genetischen her, vom Phänotypischen her bin ich ein Mann, aber so emotional, ist eben noch die Frage, bin ich denn wirklich genügend.“ (ebd.)

Schwierig ist auch die Frage, wie es „beruflich weiter gehen soll, und das hängt auch mit meiner Depression zusammen, weil ich im Moment es

nicht schaffe, mein Geld wirklich selbst zu verdienen und unsere Ressourcen einfach aufgebraucht sind.“ (VIII2: 13) Das sind Abfindung, Erbe und Ersparnisse. Die Idee war gewesen, „ich habe hier in Köln ´ne Praxis, und ich finde Leute, die bereit sind, bei mir in Beratung zu gehen, die bereit sind, Schwitzhütten-Wochenenden zu machen, weil sich das vielleicht auch wechselseitig befruchtet. Aber das funktioniert so noch nicht.“ („Aber Sie hoffen, dass das so funktioniert?“) „Ich glaube, ich muss zwischendurch mindestens noch was anderes machen. So, wie es im Moment ist, kann es nicht bleiben. Ich muss mich bewegen, was verändern, deshalb auch das neue Medikament, was den Antrieb steigern kann.“ (VIII2: 13, 14)

Früheste Kindheitserinnerung (VIII1: 15f):

I: „Letzte Frage für heute: Von jetzt an in diesem Moment, was ist Ihre früheste Kindheitserinnerung?“

P: „In Bezug auf Sex?“

I: „Überhaupt“

P: Pause – „Also auf die Sexualität bezogen, dass ich mal in meinem Bett gelegen habe und an meinem Penis gespielt habe.“

I: „Da waren Sie wie alt?“

P: „Drei, vier.“

I: „Können Sie sich noch an das Gefühl dabei erinnern?“

P: „Es gibt sogar ´ne Geschichte dazu, dass ich nicht aus meinem Bett aufstehen wollte, weil ich das so schön fand und weil, ich hatte das auch vorher schon gemacht und meine Mutter ist dann so in mich gedrungen, ich sollte ihr doch erzählen, was denn ist und immer

wieder gedrungen und als ich es dann wirklich erzählt habe, gab's so was wie Totschweigen, wie entsetzt sein, das darf ich nicht.“

I: „Sie wollten, weil das Onanieren, das Rumspielen am Penis so angenehm war, da wollten Sie nicht aus dem Bett aufstehen? Ihre Mutter wollte unbedingt wissen, warum Sie im Bett bleiben wollten?“

P: „Warum ich im Bett bleiben wollte, was denn da so toll ist am im Bett bleiben. Und als sie die Antwort wusste, kam dann diese Reaktion, diese Ablehnung.“

I: „Schweigende Ablehnung.“

P: „Es war irgendwie so, es war ganz klar, ich hab was ganz Böses, was ganz Schlechtes, was ganz Fürchterliches gemacht. Und dann kam auch noch Scham dazu.“

I: „Und das Gefühl selbst war, auch Ihrer Erinnerung nach, angenehm?“

P: „Ja.“

Analyse der sexuellen Entwicklung

Die früheste Erinnerung und die Vorstellung, dass seine Mutter „im Hintergrund steht“, verweisen auf eine Phantasie, von seiner Mutter in seiner Geschlechtlichkeit (als Junge) abgelehnt und in der Fähigkeit, sich autoerotisch, d. h. unabhängig von ihr Befriedigung zu verschaffen, gebremst worden zu sein. Es lässt sich eine fortbestehende primäre weibliche Identifizierung annehmen, der sich kaum männliche Identifizierungen zur Seite gestellt haben. Sein Bild von Männlichkeit ist das Ideal der Fratres und Patres, die ihre Sexualität auf dem Altar der

Mutter Kirche geopfert haben, alternativ das Bild des in Zeugungsabsicht mit seiner Frau verkehrenden Mannes.

Zu seinem Narrativ gehört, dass er seine Identitätsprobleme den Auswirkungen der katholischen Sexualmoral in ihrer ländlichen Erscheinungsform zuschrieb, die sich dafür gut eignet, und weniger den in seiner Mutterbeziehung wurzelnden schwierigen Empfindungen („dieses Gefühl, es genügt nicht“), für die er jahrzehntelang in der Kirche eine Lösung suchte (Noviziat, Priesterwunsch, katholisches Familienleben). Im Jahr nach dem Tod seines Vaters trat er 2004 anlässlich einer kritischen Bemerkung des Kölner Kardinals über Homosexuelle (48jährig) enttäuscht aus der Kirche aus. Die Verschiebung seiner Wut und Enttäuschung vom Vater auf den Kardinal ist dabei kaum zu übersehen. Er scheint aber an der Phantasie, „dass das Katholische doch zu leben sein müsste“, festgehalten zu haben, wenn er sagt, „ich hab da immer noch ein offenes Ohr.“ Über seine Frau, die in der Kirche geblieben ist, blieb die Verbindung bestehen. Die Kirche spielt(e) eine zentrale, ambivalente Rolle als sehnsuchtsvoll besetztes, immer wieder enttäuschendes omnipotentes „combined“ Objekt mit unklar abgegrenzten Mutter- und Vateranteilen und mit einer Form von Sexualität und Beziehung, die vor allem oral und anal strukturiert ist.

Dass er sich von Männern angezogen fühlte, in seinen Phantasien von ihnen gehalten, gestreichelt und gewiegt werden wollte und dazu onanierte, war für ihn als Jugendlichen, der die Autorität der Kirche so wenig in Frage stellen konnte wie die seiner Mutter, Sünde. „Es ging darum, die Sünde loszuwerden“, die verlorene Unschuld polymorph perverser kindlicher Sexualität zurückzukommen. „So was wie schwul gab’s ja nicht. Ich kannte weder das Wort noch die Möglichkeit.“ Dazu kam die Vorstellung, „es darf eigentlich nicht sein.“ Er wollte nicht sexuell sein,

weil er kein Sünder sein wollte und weil er sich gegenüber der Mutter Kirche nicht ungenügend fühlen wollte.

Er konnte sich nicht vorstellen, dass ihn irgendeine(r) lieben könnte („mich nimmt sowieso niemand“), weder eine Frau, wenn schon seine Mutter ihn als Jungen nicht geschätzt hatte, noch ein Mann, wenn schon der Vater sich nicht für ihn interessiert hatte. Dennoch: er „träumte mit offenen Augen von einer Freundin und onanierte auf Männerphantasien.“ Er onanierte und beichtete. Er hielt seine beiden zentralen Anliegen, von der Mutter geliebt und vom Vater als Junge anerkannt zu werden, aufrecht und nahm sie zugleich zurück. Er hatte ein Sexualleben und hatte doch keines. Dass er nichts tat oder nichts tun konnte, um sich in realen sexuellen Beziehungen auszuprobieren, dürfte in seinen Wertlosigkeitsphantasien, seiner geringen inneren Getrenntheit und in seiner verschwommenen männlichen Identität (als was begehrte er) begründet gewesen sein. In der Pubertät war er zunächst, wie wohl schon in der ödipalen Phase näher an die Seite der Mutter gerückt und hatte sich, statt die Loslösung von ihr voranzutreiben, mehr mit ihr identifiziert, indem er ihr „Ratgeber“ wurde und seinen Vater „sehr, sehr stark ablehnte“ – sei es aus einer Identifikation mit der stummen mütterlichen Ablehnung Männern gegenüber, sei es als Konkurrenten. Als er „viel zu spät begriff, das ist nicht mein Platz“, sondern der des Vaters, war er erneut mit dem Ödipuskomplex konfrontiert. „Es gab immer so ´ne Sehnsucht nach meinem Vater, und es gab wenig Möglichkeiten, dass wir was gemacht haben.“ Er erlernte das Handwerk des Vaters, „und ich hatte so das Gefühl, dort bin ich dann gut aufgehoben“, wie ein Kind in der schützenden Nähe des Vaters. „Ich bin immer wieder an meinem Vater gemessen worden und hab immer schlechter abgeschnitten“. Er wurde kein Mann - so gut wie sein Vater. Er

muss sich eine magische (regressive) Lösung vorgestellt haben, als könnte er durch das Eintauchen in die väterliche Welt die alte (mütterlich-weibliche) Identität abstreifen und eine neue (väterlich-männliche) bekommen und - wie bei der Taufe als Wiedergeburt - ein neuer Mensch werden.

Schon in der Lehrzeit, die er in einer größeren Stadt verbracht hatte, wo er bei seiner Oma wohnte, muss er das Scheitern seiner mit der Berufswahl verbundenen unbewussten Hoffnungen bemerkt haben. Er gab seine Sehnsucht nach einer „heilen Welt“ jedoch nicht auf, sondern wechselte nach der Lehre in die Abteilung, in der sein Vater arbeitete, und harrte dort noch einige Zeit aus, ehe er seine Wunschphantasie, „gut aufgehoben“ zu sein, auf die Kirche in der Variante des Lebens in einem Männerkloster übertrug. Er beehrte, von einem Mann beehrt zu werden. Im Kloster suchte er „einen Platz, wo ich sein darf, wie ich bin, ein Platz, wo Leistungen nicht so wichtig sind, ja wo die Leistungen, die ich bringe, ausreichend sind, wo es keine Konflikte gibt.“ Und er suchte einen „Platz, wo ich das hinter mich lasse“, dass ihn niemals „irgendwer so attraktiv finden könnte, dass er mit mir Sex haben könnte.“ Er suchte einen Platz, wo er seiner erwachenden Sexualität entkommen konnte, die zum einen wegen seiner weiblichen Identifizierung und zum anderen wegen der verbotenen homosexuellen Objektwahl schwierig war. Er wollte sich „richtig“ fühlen, und er wollte die Sünde loswerden, nicht die autoerotische Sexualität. Vielleicht hatte er die Phantasie, seine Sexualität im Kloster (regressiv) sublimieren und so wenigstens einen Rest davon retten zu können, ohne sich als Sünder fühlen zu müssen (in einer Männergruppe leben zu können, ständig Männer ansehen zu können, ohne eine Beziehung

zu einem einzelnen Mann eingehen zu müssen; die Phantasie, die Männer lebten in Harmonie, nähmen sich in den Arm und streichelten sich).

Das homosexuelle Begehren, das er durch den Eintritt ins Kloster hinter sich lassen wollte, kam im Kloster in Gestalt der Verführung von außen auf ihn zu. Er ließ sich bald nach Eintritt von einem Mitnovizen „verführen“ und begann seine erste sexuelle Beziehung überhaupt, die ein Jahr dauerte, die allerdings nur mit der Phantasie zu leben war, „das liegt an diesem Mann, also noch nicht mal: es ist meins“. Einerseits war er „fasziniert“, dass ihn jemand wollte und genoss die narzisstische wie die sexuelle Befriedigung, andererseits kam er nicht damit zurecht, dass er vor dem Ideal (der Mutter Kirche) versagte: „dieses Scheinheilige, nach außen hin das Ideal der Keuschheit zu vertreten und nach innen das halt nicht zu leben.“ Möglicherweise war dies auch ein Vorwurf an die bis in die Pubertät für keusch gehaltene Mutter. Er blieb ein Jahr im Kloster und holte in dieser Zeit Schritte in Richtung größerer innerer Getrenntheit nach mittels einer Regression im Dienste des Ich. Er grenzte sich von den Elternfiguren seiner Umgebung ab, indem er selbst keine manifeste Sexualität leben wollte, bekam einen realistischeren Blick auf das Gruppenleben im Kloster (dass es nicht nur harmonisch war), und da er begann, selbst zu denken, wurde Gehorsam für ihn ein Problem.

Er war 25 Jahre alt, als er das Kloster verließ und begann, das Abitur nachzumachen, um Priester werden zu können - entschieden, sich die Sexualität vom Leibe zu halten. In den drei Jahren des Lernens, die er, wie in einer zweiten Latenz, ohne sexuelle Kontakte, nur mit Onanie, verbrachte, bildete der Wunsch, Priester zu werden, den Rahmen für die Auseinandersetzung mit der Frage, ob er wirklich auf Dauer ohne sexuelle Kontakte leben wollte. Wenn ja, wäre das Homosexualitätsthema gleich

mit aus der Welt gewesen. Aber es kam anders. Er entschied sich für die Sexualität, gab den Priesterwunsch auf, wählte (29jährig) ein Ingenieur-Studium und begann die Suche danach, wie er seine Sexualität leben wollte.

Als er kurz vor dem Studium seine spätere Frau kennen gelernt und mit ihr seinen ersten heterosexuellen Sex gehabt hatte, antwortete er fast zeitgleich auf eine schwule Kontaktanzeige und nahm einen homosexuellen Kontakt auf. Unbewusst bestand hier eine wenn-dann-Beziehung: wenn sie mich weiterliebt, auch wenn ich mit einem Mann Sex habe, dann ist es gut. Dann werde ich sie auch lieben. Der bewussten Erwartung von Verdammung und totaler Ablehnung stand die unbewusste Hoffnung auf Liebe und Wertschätzung gegenüber. Sie hatte ihn als Mann (im Sex) akzeptiert und sollte nun sein homosexuelles Begehren validieren. Nur dann würde er es selbst akzeptieren können. Die Hoffnung war: dann wäre auch sein Über-Ich überzeugt.

Tatsächlich hatte er eine Frau gefunden, katholisch wie er, die ihn verstand und akzeptierte, weil sie selbst schon homosexuell gelebt hatte, aber nun heterosexuell leben wollte. Ihre Liebe schien die narzisstischen Wunden zu heilen und seine kritischen Über-Ich-Stimmen zum Schweigen zu bringen. Wenn er „trotz“ homosexuellem Begehren der Liebe wert war, dann war alles gut. Seine Vorstellung war: „wenn ich heirate und ein Kind krieg, dann bin ich normal; das war mir wichtig, und das schien damit gewährleistet.“ Er konnte mit seiner Frau Sex haben, und zugleich hatten seine homosexuellen Phantasien (nicht nur in der Onanie) ihren legitimen Platz, auch wenn er zunächst gedacht hatte, mit der Heirat „ist das vorbei.“ Zu dem Gefühl, „richtig“ zu sein, trug auch bei, dass eheliche Sexualität im Dienste der Fortpflanzung das katholische Ideal gelebter Sexualität

darstellt. Er und seine Frau bekamen drei Kinder, und als sie sich nach acht Jahren Ehe für seine Sterilisation entschieden, hatte er große Schuldgefühle.

Fast zehn Jahre lang trug die eheliche Konstruktion, ohne dass einer der Ehepartner homosexuelle Kontakte einging.

Zunächst machte es ihm auch Spaß, mit seiner Frau zusammen Sexualität zu entdecken, und er genoss es, dass er viele Jahre lang Sex haben konnte, wenn er Lust dazu hatte. Seine Frau wurde erst später zu einem konturierten Gegenüber mit eigenen Wünschen, sodass er lange über sie verfügen konnte wie der omnipotente Säugling über seine Mutter, wo in der Dyade unklar bleiben kann, wer ist Mutter und wer Säugling und wo das Geschlecht unwichtig zu sein scheint, da es um orale Modi geht. Dazu kam später, dass seine Frau es okay fand, wenn er während des Beischlafs an Männer dachte. Und immer wieder sprachen sie über ihre homosexuellen Wünsche („Es gab auch Zeiten, wo wir beide überlegt haben, wie wäre es denn, wenn ich noch einen Freund hätte und sie noch eine Freundin. Aber es kam nie dazu.“). Damit war das Fehlende in der Sprache symbolisch als Sehnsuchtsort, als Möglichkeit präsent. Es schien, als könnten sie die Spannung aushalten zwischen ihrer Bindung an die Ideale der katholischen Kirche einerseits und dem Versuch, sich selbst treu zu bleiben, das heißt dem homosexuellen Begehren, das sie beide hatten. Es schien, als reichte es, in der Phantasie eine Frau zu sein und real eine Frau (und Kinder) zu haben

Es war sicher entlastend, dass seine Frau ihn als Mann sexuell nicht forderte und er dennoch viel orale „Lust“ mit ihr erleben konnte. Es war sicher hilfreich und förderte die Bindung an seine Frau, dass sie mit ihrer homosexualitätsfreundlichen Haltung ein Gegengewicht gegen sein

verurteilendes Über-Ich schuf. Aber der Verzicht auf die manifeste Homosexualität zehrte an ihm. Er wollte einen Mann haben, nicht einer sein müssen.

Neun Jahre nach der Eheschließung ging er in Kur, machte dort seine erste psychotherapeutische Erfahrung mit einem Mann, fühlte sich verstanden und ermutigt, sein „eigener Steuermann“ (sic!) zu sein, ging in eine Gruppe Schwuler Väter und verliebte sich erstmals in einen Mann, mit dem er, fast 40 Jahre alt, eine Liebesbeziehung einging.

Damals wollte er seine Familie zurücklassen und ein neues Leben beginnen, wollte ein Stück unabhängiger werden, vielleicht aber unbewusst seine Frau als sichere Basis im Hintergrund behalten. Als er sich klar machte, dass auch seine Frau vielleicht gehen wollte und dann für ihn nicht mehr erreichbar wäre, dass die Kinderbetreuung und die Finanzen geregelt hätten werden müssen, da verließ ihn der Mut. So viel Stärke und Unabhängigkeit traute er sich nicht zu. Aber er wollte künftig nicht mehr auf homosexuelle Kontakte verzichten. Er und seine Frau, die im Gefolge seiner Liebesbeziehung mit einem Schwulen Vater auch für sich das Recht auf eine homosexuelle Beziehung in Anspruch nahm, kamen auf die Idee, nach Wegen zu suchen, wie sie ihr bisheriges Leben aufrechterhalten und zugleich eine homosexuelle Beziehung haben könnten.

Sie trafen Vereinbarungen, die immer wieder neu ausgehandelt wurden, und stellten ihre Ehe auf eine neue Basis, die bis heute gültig ist. Wenn der Gesprächsfaden zwischen ihnen zu zerreißen drohte, nahmen sie professionelle Hilfe in Anspruch. Sie gaben den Koitus auf, nicht aber ihre sexuelle Beziehung in Form von Sich-im-Arm-halten, sich küssen und gegenseitiger manueller Befriedigung. Sie versuchten, die Bedürfnisse und Nöte der Kinder zu beachten und sie von Schuldgefühlen zu entlasten.

Beide halten an der Vorstellung fest, dass sie nur noch nicht die richtigen Partner gefunden haben, die in ihrer beider Ehe „einheiraten“ möchten.

Wieso aber wurde er depressiv?

Er selbst bringt die Depression mit dem Ausscheiden aus der Firma in Verbindung. Aber warum ließ er sich mit 45 Jahren auf das Abfindungsangebot ein - ohne realistische alternative Perspektive, außer er hatte damals schon die Phantasie, Therapeut zu werden?! Möglicherweise wollte er auch - wie seine Frau - zuhause bleiben und nicht arbeiten gehen müssen. Ich vermute, die Depression begann schleichend nach der ersten homosexuellen Liebesbeziehung, verstärkte sich nach dem Verlust der zweiten und verweist auf das „Unerlöste“ in seinem Leben: dass er keine Frau werden kann, auch wenn er sich so fühlt, auch wenn er penetriert werden will. Im ehelichen Sex konnte und kann er unbewusst identifikatorisch auch die Frau sein als Teil einer ungetrennten Zweiheit, was vielleicht wesentlich zur sexuellen Lust in der Ehe beitrug und sie bis heute - auch sexuell - stabilisiert.

Als er nach dem Ausscheiden aus dem Beruf die Gestaltausbildung begonnen hatte, schien es zunächst, wie nach der Kur, aufwärts zu gehen. Er begann seine zweite schwule Liebesgeschichte (mit dem Rastamann). Er schilderte diesen Mann wie ein feminines Alter Ego und zugleich als eindeutig schwulen Mann. In dieser Beziehung wurde der passive Penetrationswunsch immer stärker. Wollte er dessen Männlichkeit inkorporieren, sie ihm gar rauben? Jedenfalls misslang der Versuch und dürfte eine regressive Bewegung zur Folge gehabt haben, da er danach (fortgeschrittene Gestaltausbildung und Kauf eines zweiten Hauses) begann, Schwitzhüttenwochenenden anzubieten, die unbewusst an die alte Klosteridee anknüpften, ergänzt um die manifeste Sexualität. Seine daran

geknüpften Erwartungen erfüllten sich erneut nicht, was eine weitere regressive Entwicklung auslöste: er tauschte Erregung (Orgasmus) gegen Beruhigung (Antidepressivum), gab damit ein weiteres Stück seiner Männlichkeit auf und kehrte zu der oral strukturierten Phantasiewelt zurück, die sein pubertäres Verhältnis zur Mutter bestimmt hatte und das zu seiner Ehefrau bestimmt. Seine aggressiven Gefühle werden nicht in den Dienst der weiteren Entwicklung gestellt (da drohen Trennung und Angst), sondern in den Dienst der Verweigerung (u. a. der Arbeit und des Geldverdienens) und des Beharrens auf seinen Ansprüchen.

Dieser Proband kann sich nicht bisexuell nennen, weil sein Begehren nicht beiden Geschlechtern gilt und weil er in seiner eigenen Geschlechtlichkeit nicht bisexuell identifiziert ist, weil er sich innerlich wenig Männlichkeit aneignen konnte.

Er sagt von sich: „Also, ein reiner schwuler Mann bin ich nicht, weil ich drei Kinder habe. In die Heterokiste passe ich auch nicht, und ob ich ein bi-Mann bin? Ich weiß es nicht.“

Faktisch lebt er bisexuell. Er ist verheiratet und hat selten, aber regelmäßig Sex mit seiner Frau (unter Aussparung des Koitus) und außerdem homosexuelle Kontakte. Seit seiner ersten homosexuellen Liebesbeziehung (40jährig), d. h. seit elf Jahren, ist er auf der Suche nach einem homosexuellen Lebenspartner, der ähnlich „verlässlich“ sein soll wie seine Ehefrau. Die Ehe will er beibehalten, mindestens solange die Kinder im Haus leben, vielleicht aber auch länger. Die Vorstellung, wie beides integriert werden könnte, ist in die Zukunft verlegt als Idee, „zu viert in dem Haus zu leben“, er mit seiner Ehefrau und jeder von ihnen mit seinem homosexuellen Partner. „Wir können uns vorstellen, gemeinsam in dem

Haus wohnen zu bleiben. Aber wir haben noch keinen Partner gefunden, der sich das auch vorstellen könnte.“

Warum definiert er sich nicht als bisexuell?

Die Unsicherheit in seinem geschlechtlichen Selbstverständnis (was er ist), hängt nicht mit seinem homosexuellen Begehren zusammen, sondern damit dass er sich mit seinem männlichen Geschlecht nicht anfreunden, zu wenig Männlichkeit im Sinne eines inneren Bildes entwickeln konnte. Mit seiner Elterlichkeit als Teil eines combined object, ist er noch am ehesten im Reinen.

Er begehrt Männer, aber innerlich nicht als Mann. Sein homosexuelles Begehren ist innerlich heterosexuell strukturiert (er will als Frau penetriert werden), seine Ehe dagegen ist innerlich homosexuell (von Frau zu Frau) organisiert.

IX Der Assistent, Jg. 1948

1. Interview am 2. 3. 07; 2. Interview am 23. 3. 07;

Auswertung im November 08; autorisiert am 4. 10. 10

Szenischer Kontext

Freundlich sachlich teilte er mir am Telefon mit, dass er 1948 geboren sei, einen festen Freund habe, aber noch mit seiner Frau zusammen lebe. Heute habe er das Rundschreiben der „Schwulen Väter“ aus Köln erhalten. „Ich bin gerne dazu bereit.“

Es kam ein promovierter Ingenieur, attraktiv auf eine jugendhafte Art, ernst und zurückgenommen im Auftreten. Wir hatten ein, wie ich fand,

sehr angenehmes erstes Interview, in dem er ein geschlossenes, reflektiertes Narrativ über sein „spätes coming out“ vorstellte.

Als ich sagte, dass ich beim nächsten Interview mehr Fragen stellen würde, nachdem ich ihn heute eher seine Geschichte habe erzählen lassen, meinte er sinngemäß: oh, das wird dann ja schwierig. Erstaunt fragte ich nach: wieso? Und hörte als Antwort eine Art Geständnis: „Das muss ich Ihnen ehrlichkeitshalber wohl erzählen.“ Er habe seine Geschichte ins Internet gestellt und heute im Wesentlichen genau diese Geschichte erzählt. *Was ich für einen Austausch gehalten hatte, war ein perfekt kontrolliertes Gespräch gewesen, eigentlich eine Inszenierung. Ich war verblüfft und gekränkt, fühlte mich getäuscht und wollte das alles nicht wahrhaben, so dass ich weiter Fragen stellte, als sei nichts.*

Damals vor zehn Jahren, bei der Auseinandersetzung mit seiner Homosexualität, habe er viel nachgedacht, auch im Internet recherchiert und festgestellt, dass es zum „späten Coming-out“ fast keine Literatur gebe. Also habe er seine Geschichte ins Internet gestellt. Er gab mir die Adresse. Ich fragte, wieso dieser Name? Verblüfft hörte ich: analog zu Herrn Kaiser von der Hamburg Mannheimer Versicherung, der zu allen nett und freundlich sei. Er habe dann noch den Vornamen geändert, damit es keine urheberrechtlichen Probleme gebe.

Zunächst dachte ich: interessant, was das wohl bedeutet?! *Damit sprang ich, ohne es zu bemerken, sofort von der Gefühls- auf die Denkebene.* Ich wollte mich nicht an der Nase herumgeführt fühlen! Aber aus der Tatsache, dass ich das Protokollieren des clinical scans fast eine Woche lang aufschob, und aus dann doch registrierten Kränkungsgefühlen schloss ich, dass ich mich mehr vor den Kopf gestoßen gefühlt hatte, als ich zunächst wahrhaben wollte. Ich meinte, wir hätten einen intellektuellen und

emotionalen Austausch gehabt. Das war offensichtlich nicht ganz zutreffend. Er hatte mir zwar etwas gegeben, dabei die Kontrolle behalten und sich damit gewohnheitsmäßig, weil es zu seinem Charakter gehörte, vor Überraschungen geschützt. Ich dachte, später, bei der ersten Auswertung, dies müsste ein Erbe seines frühen Verlassenwerdens mit dreieinhalb Jahren sein, dessen Bedeutung er verleugnete. Die Macht dieser Verleugnung spürte ich ja am eigenen Leib. Aber wenn er von mir nichts gewollt hätte, wäre er doch nicht gekommen! Dann hätte er sich mit seiner zwanghaften Abwehr auch nicht offenbart und sich und mir so eine zweite Chance gegeben!

Darauf setzend nahm ich mir für das 2. Interview vor, ihm wenn möglich etwas von dem zu vermitteln, was ihn so, nämlich emotional abgeschlossen und intensive, auch sexuelle Berührung vermeidend, hatte werden lassen. Tatsächlich gelang das, auch wenn er zunächst ausweichend auf meine Deutungsvorschläge (zur Wichtigkeit seiner frühen Trennung und der Zeit bei seinem Opa) reagiert hatte à la „so viel würde ich da nicht rein interpretieren“. Aber als ich in den letzten Minuten von der Bedeutung der Sicherheit für ihn sprach, gerade nach diesen frühen Trennungen, und dass dies ja für seine Ehe und die Entschiedenheit, an ihr festzuhalten, ein entscheidendes Moment sei, und hinzufügte, dass er dafür einen hohen Preis bezahle, indem er sich von allzu intensiven Gefühlen fernhalte, da war er überrascht und bestätigte meine Vermutung mit den Worten, dass er sich „manchmal gewünscht habe, mehr Emotionen zu empfinden und auch zeigen zu können. Das ist nämlich ein großes Problem.“ (IX 2: 13)

Er ging ganz entspannt aus der Praxis, verabschiedete sich damit, dass sein Freund gescherzt habe, ob er denn auch auf der Couch liegen werde.

Das Narrativ

Nach meinen üblichen Eingangsbemerkungen ging er sofort medias in res. „Ich kann mich genau daran erinnern, ich war fünfzehn.“ Dann beschrieb er zunächst detailliert, dass er seit dem zweiten Schuljahr, seit dem Umzug der Familie [zurück aus der Schweiz], immer denselben Freund hatte, der auch mit ihm zusammen aufs Gymnasium gewechselt war. „Mit fünfzehn, [...] da ist es dann irgendwann mal passiert, dass wir uns näher gekommen sind. Und wir waren, wie man so schön sagt, bis zum Abitur zusammen. Ich würde das jetzt nicht als ´ne direkte Liebesbeziehung bezeichnen, aber irgendwie ´ne emotionale Bindung war schon da.“ (IX1: 1) Im zweiten Interview erfuhr ich auf Nachfrage, dass er es war, der den sexuellen Kontakt initiiert hatte, danach „ging das sozusagen wechselseitig.“ (IX2: 7) Es begann in einem Schlafsaal. „Wir haben geguckt, dass wir nebeneinander liegen. Ja, dann sind wir näher gerückt und haben angefangen zu kuscheln. [...] Es war dunkel, [...] und da hab ich den Vorschlag gemacht, die Decke wegzumachen, dass wir zusammen schliefen.“ (ebd.) Als ich nachfragte, was genau „passiert“ war, wiegelte er zunächst ab: „das waren eigentlich nur die üblichen Spielchen so unter Pubertierenden und ein bisschen mehr.“ (IX 1: 1) Er sprach von einer „gewissen Neugier“ in dem Alter, „und, sagen wir mal, Gefühle hatte ich für ihn auch.“ (IX 2: 8) „Das ist im Nachhinein schwer, das aus dem Gedächtnis wieder zurückzuholen, aber ich meine, [...] so richtig verliebt, dass man also das Gefühl hatte, ohne ihn nicht mehr leben zu können, das war es nicht.“ (IX2: 7) Er traf diesen Freund später zwar auf Klassentreffen, „aber wir haben nie darüber gesprochen“, es gab „gewisse Ängste, die alten Dinge wieder anzusprechen.“ (IX 2: 8) Er vermisste den Freund nach dem Abitur nicht, vielleicht „weil ich die Schulzeit nicht

mochte, das war so, wenn ich das so aus dem Rückblick sehe, die unangenehmste Zeit meines Lebens. Dass das im Prinzip auch ein Schlusstrich war, das ist mir auch schon durch den Kopf gegangen.“ (ebd.)

I: „Vielleicht spielt damit auch 'ne Rolle, dass Sie nicht darunter leiden wollten. Kann das sein?“

P: „Ich denk, ich hatte damit keine Probleme, ich war abgelenkt.“ (IX2: 9) „[Das] Studium [...] das war so eine Sache, im Gegensatz zur Schule, die mir sehr viel Spaß gemacht hat.“ (IX2: 8) „Ich hab mir zwar Gedanken gemacht, mir irgendwas Neues aufzubauen, aber dann habe ich gedacht, vergiss es, bei meiner Schüchternheit, Ängstlichkeit. [...] Ich hab dann gekniffen. War nicht so einfach wie, Leute im Internet zu treffen.“ (IX2: 9)

„Dass ich an sich, ich sag mal, in die Schublade schwul gehöre, das ist bei mir erst vor zehn Jahren oder so [...] bewusst geworden. Damals habe ich mir überhaupt keine Gedanken darüber gemacht.“ (IX1: 1) Ich „hab für mich nur als Erklärung, wir hatten damals keinerlei Aufklärung. [...] schwul, das Wort gab es ja sowieso noch nicht zu dieser Zeit. Es war wohl so, dass in der Klasse manchmal hinter vorgehaltener Hand so über 175er gemunkelt wurde, konnten wir uns zwar nix drunter vorstellen, das hieß dann Männer mit Frauenkleidern oder so was. [...] und wir haben uns auch gar nicht so gesehen. Wir haben also das gemacht, was, wie soll ich mal sagen, was Spaß gemacht hat oder klar, erwischt werden wollten wir natürlich auch nicht. Aber ich denke, dass es da keinen Unterschied gab, ob da ein Junge und ein Mädchen oder zwei Jungen da zusammen sind.“ (ebd.)

Er und sein Freund trafen sich auf Waldlichtungen und versuchten, während der Jugendfreizeiten in den Ferien zusammen zu sein. Einmal während einer Klassenfahrt verbrachten sie eine ganze Nacht zusammen, als die Klasse in einem Kloster untergebracht war. *Das ist bis heute eine spürbar wichtige Erinnerung für ihn.* Im Elternhaus war es schwierig. Zwar hatte jeder der drei Brüder ein eigenes Zimmer, „aber die Brüder gingen ein und aus, ohne zu klopfen. [...] Mein mittlerer Bruder hat uns einmal erwischt [...] [Beim] Schmusen und, aber ich nehme mal an, der hat damals irgendwas gemerkt, er ist dann bei uns im Zimmer geblieben und er hatte so eine Art an sich, ich sag mal, so’n bisschen gouvernantenhaft. *Er sagt das mit feiner ironischer Nachsicht.* Er wollte immer das, was er meinte, das richtig ist, durchsetzen. Aber irgendwas gesagt hat er nicht, auch nicht den Eltern.“ (IX1: 2)

„Ich hatte nie was mit Mädchen. Hat mich überhaupt nicht interessiert, während mein Freund, der hatte immer irgendwas, der hatte also, ich würd sagen, seit seinem sechzehnten Lebensjahr immer ’ne Freundin gehabt. [...] Er erzählte immer offen davon. Ich war zwar irgendwie eifersüchtig, aber unternommen dagegen hab ich nichts. .Ja dann so nach dem Abitur, also mit zwanzig, haben wir uns aus den Augen verloren.“ (ebd.) Ich sagte, „Sie waren also sozusagen fünf Jahre ein Paar.“ Er erwiderte: „Ein Paar ist vielleicht ein bisschen übertrieben, geheimes Paar. Wobei ich das auch nicht so eng sehen würde. [...] Es war ’ne Freundschaft, die aber etwas weiter ging als normal, also eine Liebesbeziehung war es nicht in dem Sinne, ein enges Paar, wie man es heute versteht, auch nicht. Es war relativ locker. [...] Ich denke einfach, wir haben das gemacht, was wir wollten, soweit es ging, ’ne richtige Beziehung war es nicht. Aber ich denke, wir haben für uns erstmal mehr oder weniger das Optimale draus gemacht.“

(IX1: 3) *In dieser Passage ist das Konflikthafte, das Ambivalente, in seiner Bewertung deutlich. Nachdem er mir zunächst spontan zugestimmt hatte, dass sie ein Paar waren, verneint er anschließend zweimal, dass es eine „Liebesbeziehung“ bzw. eine „richtige Beziehung“ war.*

Sexuelle Kontakte zu anderen Jungen hatte er nicht. „Ich war sowieso [...] ein Junge, der relativ introvertiert war. Ich hatte eigentlich mit anderen Schülern kaum Kontakte, war immer ein relativer Einzelgänger. [...] Er war unbedingt der Einzige.“ (ebd.) *Das klingt fast wie ein nachgeschobener, endgültiger? Kommentar zur soeben beschriebenen Beziehung.*

Sein fünf Jahre älterer Bruder, der dasselbe Fach studierte wie er, „wollte [...] mich irgendwie unter Menschen bringen und hat mich dann in die Clique sozusagen eingeführt, und das waren während des Studiums so die Freunde, mit denen man was unternahm. [...] Da war dann das Problem, dass die so nach und nach, wie soll ich sagen, wegheirateten. [...] Man merkte dann doch, dass es immer einsamer wurde.“ (IX 1: 4) Seine Mutter starb am Ende seines Studiums, als er 25 Jahre alt war. „Ein Jahr später suchte sich mein Vater eine neue Frau. Ich lebte dieses Jahr mit meinem Vater zusammen, *wie all die Jahre bis zu seiner Heirat, aber es klingt in der Formulierung das Besondere an: er lebte ein Jahr lang mit seinem Vater allein, ohne seine Mutter!* Ich hab dann als Assistent [an der Universität] gearbeitet. Aber dann ging mein Vater wieder auf Freiersfüßen, und [...] der letzte Halt, den ich so hatte, der ging dann auch weg. Und da hab ich mir überlegt, [...] alle Welt heiratet, musste dich also auch mal nach ner Frau umschaun.“ (IX1: 4) „Ich hab überhaupt nie daran gedacht, dass es in meinem Leben irgendwie anders sein könnte. [...] gut [...] ich hab nie ´ne Freundin gehabt, aber als dann alle Freunde heirateten

und weg waren,“ da dachte er schon, „musst mal gucken, dass du ´ne Freundin findest, sonst bleibst du ewig alleine.“ (IX2: 9)

Wie der Vater fand er eine Frau „per Zeitungsanzeige, so nach nem Jahr ungefähr.“ (IX1: 4) „Damals war ich sehr froh, dass ich sie hatte, aber im Nachhinein [...] das war mehr so ´ne Vernunftehe. Wir beide waren einsam.“ (ebd.) Sie heirateten nach eineinhalb Jahren. Da war er 29 und sie 28 Jahre alt. Zwischen zwanzig und 29 hatte er keinerlei sexuelle Kontakte. Bei den ersten sexuellen Kontakten mit seiner Frau „hatte ich [Erektions-]Probleme. Das klappte nicht so richtig. Aber da hatte sie [...] sehr großes Verständnis, sie hat mich nicht unter Druck gesetzt.“ (IX1: 5) Gut ein Jahr nach der Hochzeit wurde der erste Sohn geboren, drei Jahre später der zweite. „Wir haben ein normales Familienleben. Wir haben uns dann ein Haus gekauft, am Stadtrand Da ist man ja auch [...] beschäftigt, kommt nicht auf andere Gedanken.“ (ebd.)

„Im Nachhinein“ war ihm wohl aufgefallen, „dass ich doch recht häufig mal Männern hinterher geschaut hab. Hab mir aber nichts Besonderes gedacht. Damals war ich der Meinung, das geht jedem Mann so, dass er auch Männer attraktiv findet. [...] Und es ist mir einige Male durch den Kopf gegangen, mit dem würdest du gerne was anfangen. Es ist im Endeffekt nur bei dem Gedanken geblieben, also nicht irgendwie, dass ich dann ausgebrochen wäre.“ (ebd.) Im 2. Interview sprach er von „Herzklopfen, aber mehr ist dann nicht gewesen“, (IX2: 9) wenn er einen „tollen Mann“ sah.

Ich fragte, wie er die Sexualität mit seiner Frau erlebt habe. Er antwortete mit der Frequenz: „Maximal hatten wir also in der Anfangszeit einmal in der Woche Sex, und interessanterweise ist das immer von meiner Frau ausgegangen. [...] In den ersten zwölf Jahren lief es in dieser Art und

danach [...] wurde es immer weniger, einmal im Monat oder auch zweimal im Jahr. Die letzten Jahre ging's dann überhaupt nicht mehr. Ich hatte also die Lust verloren, es reizte mich nicht besonders, und ich denke auch, dass es bei meiner Frau, ich weiß nicht, ob sie keine Lust hatte oder ob es ihr zu lästig war, es ist jedenfalls eingeschlafen.“ (IX1: 5)

I: „Wie war das [...] Gefühl dazu, wie war es überhaupt möglich, auch wenn Sie keine Lust hatten?“

P: „Schwer zu sagen. Ich meine, grundsätzlich kann ja ein schwuler Mann genauso Sex haben, biologisch funktioniert das.“

I: „Ich meine eher das Erleben.“

P: „Also, ja doch, ich hab, mir ist schon häufig während des Sexes praktisch durch den Kopf gegangen, [...] dass ich nen Mann im Bett hab. Das ist mir durchaus paar Mal passiert, einige Male. Ich hab das jetzt nicht weiter dramatisiert oder sonst irgendwie was Besonderes dabei gedacht. Ich hatte irgendwelche anregenden Gedanken, das ist es dann auch.“ (IX1: 5) Onaniephantasien waren ohnehin immer mit Männern. Frauen findet er, „sagen wir mal, attraktiv anzuschauen, aber dass sie jetzt direkt ´ne sexuelle Anziehung für mich haben, das ist es nicht.“ (IX1: 6)

Ich fragte, wie es war, Vater zu werden.

„Familie zu haben, Kinder zu haben, das fand ich wirklich ganz toll. Ich war auch bei der Geburt der Kinder dabei. Also abgesehen davon habe ich mich auch damals noch gar nicht als schwul gesehen, auch wenn ich natürlich Gedanken an Männer hatte, aber ich hab das nicht so gesehen, und also, ich fand diese Jahre mit der Familie und den Kindern, sehen, wie die groß werden und so, fand ich wirklich toll. Ich muss allerdings zugeben, soweit es die Erziehung betrifft, hab ich nicht viel beigetragen,

weil ich häufig dienstlich unterwegs war. Sechs Jahre war ich nur am Wochenende zuhause.“ (ebd.). Seine Frau arbeitete als Lehrerin. „Zumindest war sie zuhause, auch wenn sie zu tun hatte. Wir hatten immer eine Kinderfrau.“ (ebd.) Er selbst verließ nach der Promotion die Uni und arbeitete in der Industrie. Zum Interviewzeitpunkt war er in Altersteilzeit. Ich kam wieder auf seine weitere sexuelle Entwicklung in der Ehe zu sprechen. „Als das Internet kam und man da an Informationen rankam, an die man normalerweise so nicht rankam, da bin ich dann auf schwule Seiten gestoßen, Coming-out-Berichte, und da ist mir aufgefallen, Mensch, das ist bei dir ja genauso. Und da fing es dann bei mir im Kopf an zu arbeiten. Das ist so über mehrere Jahre gegangen, bis ich mich bei meiner Frau geoutet habe.“ (ebd.) „Man versucht, sich dann selbst zu analysieren, [...] es ist schon irgendwie eine gewisse Zeit nötig, um das so irgendwie richtig zu akzeptieren.“ (IX1: 7) Zuerst hatte er gedacht: „Das kann nicht sein, du hast ´ne Familie, bist verheiratet.“ (ebd.) Aber auf der anderen Seite war es so, „dass ich Männer attraktiv finde und durchaus auch den Wunsch später gehabt habe, mit einem ins Bett zu gehen. Aber das hat man sich sozusagen irgendwie verboten.“ (ebd.) Er hatte tatsächlich all die Jahrzehnte (seit dem Abitur) keine homosexuellen Kontakte. „Irgendwann“ kam der Zeitpunkt, an dem „ich das selbst akzeptiert hab: okay, ist halt so. Das ist ja erstmal nur, sagen wir mal, die Schublade, in die man sich dann schiebt, die ändert ja erstmal gar nichts. Theoretisch, aber praktisch dann doch. [...] Man hat dann die Büchse der Pandora aufgemacht, und die kriegt man nicht mehr zu. So ist es im Endeffekt.“ (IX1: 7)

„Ich wollte auch gar nichts mit Männern anfangen, hatt´ ich gar nicht vor. Ich wollte meine Ehe nicht zerstören. Selbst wenn sexuell wenig bis überhaupt nichts lief, ich hab also doch gewisse Empfindungen zu meiner

Frau [...] Emotional sehr stark“ (ebd.) sei die Beziehung, „wir sind dieses Jahr 30 Jahre verheiratet, [...] und es hat noch nie Krach gegeben. [...] Wir sind beide recht rational. Wir reden drüber, wenn irgendwas ist. Genauso war es auch bei meinem Outing gegenüber meiner Frau.“ (ebd.) Das war am 1.11.2000., drei Monate vor seinem 53. Geburtstag. „Da hab ich den ganzen Tag gebraucht, mich durchzuringen bis am Abend, da waren wir schon im Bett, da hab ich’s dann gesagt, und dann haben wir beide erstmal geweint. Für meine Frau fiel natürlich ’ne Welt zusammen, und dann haben wir an den folgenden Tagen uns hingesezt und in Ruhe darüber gesprochen, wie es weitergehen soll. [...] Meine Frau hat mir auch nie Vorwürfe gemacht. Sie hat akzeptiert, dass mir das selbst nicht bewusst war, ich sie nicht hintergehen wollte. [...] wollt ihr dann versprechen, mit Männern nichts anzufangen. Sie hat aber sofort abgewehrt und gesagt, versprich mir nichts, was du vielleicht nicht halten kannst.“ (IX1: 8) Schließlich sagten sie sich, „dass wir erstmal so weiterleben wollten wie bisher, solange ich keinen Freund hatte.“ (ebd.) „Aber wir haben dann doch gesprochen, wie wir damit umgehen wollten. Ich hab ja gesagt, ich will nicht, aber meine Frau hat mir das nicht abgenommen.“ (IX1: 9) Tatsächlich hatte er „zu der Zeit im Prinzip auch schon Chat-Kontakte im Internet.“ (IX1: 10)

Zum nächsten Geburtstag „wollte mir meine Frau ein paar Stunden einen Callboy schenken. Also ich fand das etwas eigenartig, hab das also abgelehnt. [...] so schlimm ist es auch nicht. [...] Ich weiß nun nicht, ob das mehr im Spaß gesagt war, wir haben so drüber geredet, so lachend. Aber irgendwie zeigte es mir schon, dass sie mit dem Thema relativ locker umgeht. [...] Da kam heraus, dass sie das nicht als Trennungsgrund ansehen würde, und, aber, wenn ich’s nicht übertreibe [...] ja, sie könnte

durchaus akzeptieren, wenn ich einen Freund hätte, mit dem ich so mal einen Tag in der Woche was unternehmen würde und gelegentlich mal ein Wochenende verreisen, da hätte sie kein Problem mit. Gut, das ist mir dann natürlich voll im Hinterkopf geblieben.“ (IX1: 9)

Er hatte über Internet-Kontakte von den Schwulen Vätern gehört. Es bedurfte „ziemlicher Überredungskünste“ (ebd.), ehe er dort hinging. Bis dahin war er nie ausgegangen. Ein halbes Jahr nach dem Outing gegenüber seiner Frau offenbarte er sich auch gegenüber seinen Kindern, die damals 20 und 23 Jahre alt waren. Bei dem jüngeren Sohn nahm er seinen monatlichen Termin bei den Schwulen Vätern als Aufhänger. Der habe sich „cool“ verhalten, im Sinne von: „bin ich nicht davon betroffen, also was interessiert’s mich.“ (IX1: 8) Dem älteren Sohn erzählte er die Geschichte seiner Jugend. Der habe ihn „in den Arm genommen und gedrückt, Paps, mir macht das nichts. [...] Dann haben wir noch ein bisschen geredet, und er erzählte, dass er in M. zwei schwule Freunde hat, [...] und in der Klasse hatte er auch nen Schulfreund, der war schwul, der ging auch bei uns im Haus ein und aus.“ (ebd.) Zumindest beim Älteren sei der Kontakt herzlicher geworden.

Etwa zur selben Zeit, als er sich seinen Söhnen erklärte, „ergab sich eine sehr lockere Beziehung“ zu einem moslemischen Arzt, „der auch verheiratet ist, Familie hat und schwul ist“ (IX1: 10) und den er im Chat kennen gelernt hatte. „Allerdings, mit Sex war da nicht sehr viel, weil es einfach die Möglichkeiten nicht waren, [...] ich hatte nicht sturmfrei, er hatte nicht sturmfrei. [...] es ging mir auch gar nicht so wahnsinnig um Sex.“ Er fand es „schön, einfach nur nen Mann in der Nähe zu haben, mal zu knuddeln und mit ihm zu reden und einfach, sag ich mal, ’ne emotionale Beziehung dazu zu haben.“ (ebd.) Die Beziehung hielt circa zweieinhalb

Jahre. „Wir treffen uns jetzt noch, alle zwei Wochen, also ohne Sex, als gute Freunde.“ (ebd.). Die kulturellen Unterschiede seien doch zu groß gewesen. *Ich fragte mich hier allerdings, ob dies nicht eine Rationalisierung war.* Im 2. Interview hörte ich noch einmal nach. „Für ihn war alles, was mit Sexualität zu tun hatte, schmutzig, und entsprechend verhielt er sich dann auch. Es war bei ihm so ein gewisser Widerwille.“ (IX2: 11) „Man merkt es ja auch, dass der Partner es nicht so will, dann lässt man es ja auch.“ (IX2: 12) Die Trennung ging jedoch von seinem Partner aus. Beide haben einen neuen Freund, „also keine Animositäten. [...] Ich hab jetzt weniger Gewissensbisse, jetzt zu ihm nach Hause zu kommen, mit der Familie. [...] früher [...] musste man so tun, als wäre man nur gute Freunde, nicht mehr.“ (IX2: 11) Seine Frau wollte seinen Partner nicht kennen lernen. „Nur wenn er mal anrief, [...] war es kein Problem.“ (IX 2: 11, 12)

Nach dem Ende dieser ersten bewusst homosexuellen Beziehung „hab ich hier und da Bekanntschaften gehabt. Man hofft ja immer, dass es was Längeres wird. [...] Ich hab das auch immer versucht, mit den Männern nicht gleich am ersten Tag ins Bett zu gehen, sondern erstmal eine Beziehung aufzubauen. [...] Manche wollten das überhaupt nicht, andere mochten das gerne. [...] Mit dem Punkt, dass ich verheiratet bin, bin ich immer ganz offen umgegangen. Ich hab da nie ein Geheimnis drum gemacht. [...] die Leute, die das nicht wollten, mit denen hat man erst gar keinen Kontakt gehabt.“ (IX1: 10) Er sei „nicht der Typ für jetzt in der Szene irgendwelche Leute anzusprechen. Übers Internet ist es einfacher [...]. Ja, da haben sich verschiedene Kontakte ergeben, aber nichts Langfristiges. Es war zumindest ein Kontakt da, das ist vielleicht eineinhalb Jahre her, zu einem bisexuellen Mann, der mit ner Freundin

zusammenlebte, aber auch Männerkontakte suchte. Das war für mich im Prinzip etwas idealer, weil ich auch mit meiner Frau zusammenlebte, auch wenn da sexuell nichts mehr lief. Das Problem ist, wenn man einen Mann, der alleine lebt, trifft, dann irgendwann kommt der Zeitpunkt, wo er mehr von einem haben will, was ich nicht geben kann.“ (IX1: 11) *Hier klang deutlich Bedauern an.*

I: „Zusammenleben?“

P: „Zusammenleben oder einfach dreimal die Woche treffen oder so was, das geht einfach nicht, das kann ich nicht, und deshalb kam mir das zu Recht. Nur musste er aus beruflichen Gründen nach O. ziehen, und das ging dann nicht mehr. Wir sind noch heute in Kontakt, also Mail-Kontakt, da ist nicht mehr draus geworden.“

I: „Aber den haben Sie schon sehr gemocht?“

P: „Ja, den hab ich sehr gemocht. Nun weiß ich nicht, im Nachhinein, das ist über eineinhalb Jahre her, sieht man das so'n bisschen verklärter. Ich weiß nicht, wenn ich mit dem eineinhalb Jahre zusammen gewesen wäre, ob ich das immer noch so sehen würde. Das kann man nicht sagen. Ja, und dann hab ich jetzt im August [2006] einen jungen Mann kennen gelernt oder, genau genommen, [...] er hat mich angesprochen oder angeschrieben.“ (ebd.)

Obwohl sie festgestellt hätten, dass sie keine Gemeinsamkeiten, etwa bei Hobbys, hätten, „trotzdem können wir ganz toll miteinander reden.“ (ebd.)

Sein Partner ist ein Jura-Student im 4. Semester. „Er fühlt sich sehr von älteren Männern angezogen, kann also mit Gleichaltrigen überhaupt nichts anfangen.“ (IX2: 12) Er selbst kann auch mit Älteren und Gleichaltrigen, aber „attraktiver ist für mich ein Jüngerer. Ich denke, das geht vielen so, Heteros und Homos, da ist kein Unterschied.“ (IX2: 13)

Er betrachtet dies als „feste Beziehung, wenn auch, sagen wir mal, wir sehen uns einmal die Woche, häufiger kann er auch nicht, weil, er studiert ziemlich zeitaufwendig, arbeitet dann auch noch,“ (IX1: 11) hat nur Freitagnachmittag Zeit.

Wie schon bei der Beziehung mit dem Arzt, meinte er auch hier, „sexuell ist nicht das Vorrangige, denn es kann durchaus mal ein Monat sein, in dem wir nur einmal miteinander intim werden. [...] Es ist mehr 'ne emotionale Beziehung.“ (IX1: 11, 12) Dann beschrieb er die absehbaren Konflikte. Der Student ist nicht geoutet, „möchte das auch nicht, da er in einem relativ konservativem Umfeld lebt, aber er stellt sich doch vor,“ nach dem Studium mit dem „Mann seines Herzens“ zusammen zu ziehen. „Und das ist uns wohl auch klar, dass irgendwann der Zeitpunkt kommt, wo ich entweder mich entscheiden muss oder eventuell auch sagen, geht nicht.“ (IX1: 12) Als ich nachfragte, ob die Trennung von seiner Frau eine Option sei, erläuterte er mir seine Theorie der „Altersabhängigkeit“, die er aus Beobachtungen in der Gruppe der Schwulen Väter entwickelte. „Ich denke, so nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen liegt dieser Schnitt so Ende 40, Anfang 50, wenn die Leute sagen, ich riskier das nicht mehr, [...] mir ein neues Leben aufzubauen mit der Gefahr hin, dass ich im Alter allein dastehe. Wenn meine Frau mich akzeptiert, dann kann ich das ja so leben, ohne zu überspannen, und wenn dann der Zeitpunkt kommt, wo ich mich entscheiden muss, dann fällt doch häufig die Waagschale in Richtung, dann bleib ich lieber bei meiner Frau, da bin ich sicher, die steht zu mir, und wir können zusammen alt werden. [...] ich bin jetzt 59.“ (IX1: 12) „Vorstellbar ist das eigentlich nicht?“ fragte ich. „Nö, erstmal so nicht. [...] aber ich denke konkret, wenn es anliegt. Also meine Frau sagt mir, dass sie es akzeptieren würde, [...] solange ich jetzt nicht zu ihm hinziehen

würde. Wenn ich aber jetzt voll zu ihm hinziehen würde, dann würde sie auch Schluss machen [...] und gäb's kein Zurück mehr, Einbahnstrasse. Das kann ich durchaus verstehen, also jetzt da Hängepartie, das kann ich vollauf verstehen. Das muss ich auch akzeptieren.“ (ebd.)

I: „Haben Sie einen Aidstest gemacht?“

P: „Bisher noch nicht, hab immer vor, einen zu machen, aber bisher hab ich immer safe gemacht. Ich muss aber auch dazu sagen, Analverkehr find ich nicht gut.“

I: „Weder aktiv noch passiv.“

P: „Aktiv würd ich sowieso nicht machen, allein die Vorstellung, da bin ich konservativ, sagen wir mal, was die Hygiene betrifft, von daher sehe ich nicht die Gefahr, aber ich wollte immer mal einen Test machen, [...] hab ich mir für März vorgenommen. Wie das so ist, das schiebt man immer so als Lästiges vor sich her. Angst oder so was hab ich nicht. Ich könnt mir nicht vorstellen, dass ich mich irgendwo angesteckt hätte. Ich meine, bevor ich meinen jetzigen Freund hatte, hatte ich ja mindestens zehn verschiedene Kontakte, [...] also so wahnsinnig toll hab ich es nicht getrieben, aber immer drauf geachtet.“ (IX1: 12,13)

Als ich im 2. Interview fragte, wieso er einen Aidstest machen wolle, wenn er nur safer sex hatte, meinte er: „Ein gewisser Widerspruch ist da schon. [...] Ich sag mal so, man hört immer wieder, man soll es machen, mein Freund hat jetzt Anfang des Jahres einen machen lassen. [...] Gegen Hepatitis bin ich geimpft. Irgendwann sollt ich's mal machen lassen, aber es ist bei mir keine hohe Priorität.“ (IX2: 10) Er vergleicht es mit einem Bagatell-Lackschaden an seinem Auto. „Das [ist] nicht so wahnsinnig wichtig.“ (ebd.)

Die Frage nach einer zentralen Onaniephantasie verneinte er. Seit er mit Anfang 13 erstmals onanierte, drehten sich seine sexuellen Phantasien „zu 90 Prozent nur um Jungs bzw. um Männer, aber jetzt nichts Spezielles. [...] Analverkehr war für mich nie 'ne besondere sexuelle Phantasie. Oralverkehr ja, oder einfach nur so nen Mann haben, zu sehen. Also ich wüsste jetzt nicht, was immer wiederkehrend war.“ (IX1: 13)

Das zweite Interview begann ich mit der Frage nach der Geschichte, die er ins Internet gestellt und mir fast gleich lautend erzählt hatte. „Innerhalb eines halben Jahres habe ich mir so die einzelnen Begebenheiten aufgeschrieben. [...] Ich hatte es ins Internet gestellt, bevor ich mit meiner Frau darüber gesprochen habe. [...] Wenn mich jetzt jemand fragt, dann ist das im Kopf, dieser rote Faden.“ (IX2: 1) Weitschweifig und umständlich, *so als hätte ich ein schlechtes Gewissen*, bot ich ihm an, dass er sich ja für ein Interview bei einer Analytikerin gemeldet habe, und da erwarte man ja, „dass das Unbewusste zur Sprache kommt.“ Und vielleicht habe er ja auch „irgendwie so 'ne Vorstellung“, dass da was fehle in seiner Geschichte, „aus dem weiten Bereich der Gefühle“, und die Hoffnung, mit meiner Hilfe damit in Kontakt zu kommen, und vielleicht fürchte er sich zugleich davor, „weil Sie so spontan mit Schreck reagiert haben.“ (IX2: 2) Er lachte, „ja, ich weiß nicht, ob ich irgendwas erhofft habe für mich aus dem Interview. Ich dachte erst, als ich dieses Rundschreiben sah, das trifft auf mich zu, ich bin ja sowieso öfter in Köln, ich hab keine Probleme, über mich zu reden, und da hab ich mir so gedacht, da kannst du der Frau helfen. Für mich etwas herauszufinden, wüsst ich jetzt nicht, vielleicht, keine Ahnung, aber das war nicht die Intention.“ (ebd.)

I: „Was würden Sie denn selbst denken, was war der leichte Schreck, mit dem Sie vorher reagiert haben?“

P: „Ja, [...] ich tu mich mit emotionalen Dingen etwas schwer. [...] Das ist so ein bisschen bei mir außen vor, und jetzt hab ich die Vorstellung gehabt, wenn Sie anfangen zu bohren in die emotionale Richtung, was Sie eben angedeutet haben, so was hab ich auch schon vermutet, da tue ich mich halt schwerer. Wenn es auf Gefühle oder so was geht, ist da ein Unbehagen. [...] also es ist jetzt nicht so, dass ich keine Gefühle hätte. [...] Aber ich weiß nicht, die sind bei mir irgendwie anders gelagert. Manchmal eck ich auch an mit meiner Art.“ (ebd.)

Ich sprach davon, wie schwer es für ihn gewesen sein müsse, so jung und so lange getrennt gewesen zu sein von seiner Familie, obwohl er sich bei den Großeltern wohl gefühlt habe, und es gab da ja auch den Cousin, der sich um ihn kümmerte; dass es aber wohl nicht einfach für ihn gewesen sein könne, er habe ja vielleicht auch deshalb später immer für Kontinuität gesorgt (sein Verbleiben im Elternhaus, die Ehe), um eben eine solche, emotional schwere Situation nicht mehr erleben zu müssen. Vielleicht habe er sich überhaupt vor Gefühlen eher geschützt; nun schien mir, als sei ein bisschen Trennungsangst durchgeschimmert, als er von seinem jetzigen Freund sprach und der Entscheidung, die da auf ihn zukomme. Er sei mit dieser Beziehung ja wirklich ein subjektives Risiko eingegangen.

„Na ja gut, ich sag mal, im Moment ist es noch kein Risiko, es ist mit meiner Frau abgesprochen, die weiß das, [...] die hat nichts dagegen. Das Problem oder Risiko ist dann der Punkt, wenn ich mich entscheiden muss, wenn mein Freund sagen würde, [...] ich möchte jetzt, dass wir zusammen wohnen.“ (IX2: 3) Ich fragte, wie er darüber nachdenke. „Da ist wieder

meine Art, dass ich alles sehr nüchtern abwäge.“ (ebd.) „Man bedenkt die Vor- und Nachteile. Dann denke ich auch über materielle Dinge nach. Wenn ich mich von meiner Frau trenne, dann ist es ein Schnitt, [...] zurück geht's dann nicht, und dann, was bekommt man dafür, Unsicherheit, ich bin relativ alt, der Freund ist jung, ob das lange hält? [...] Und mit meiner Frau bin ich mir sicher, wenn ich mich nicht von ihr trenne, [...] dann werden wir zusammen alt. [...] Andererseits habe ich natürlich auch gewisse Emotionen für meine Frau, vielleicht nicht so wie [...] bei der Ehefrau. [...] Es hört sich zwar komisch an, aber es ist mehr so, wie ich sie meiner Mutter gegenüber hatte. [...] Man ist quasi da zuhause.“ (IX2: 4)

Ich fragte nach seinem verstorbenen Bruder und hörte, dass dieser, Jahrgang 1937, im Dezember 44 bei einem Bombenangriff umgekommen sei, „im freien Feld, er war mit nem Nachbarn zusammen Lebensmittel holen gewesen.“ (ebd.). Die beiden älteren Brüder, mit denen der Patient aufwuchs, sind 1943 und 1946 geboren worden, der Patient 1948. Er und sein Bruder sind Ingenieure wie der Vater, der mittlere Bruder ist Theologe. Die Tuberkulose des Vaters heilte ganz aus. Ein späterer Rückfall wurde zuhause auskuriert. Er starb mit 96 Jahren.

Warum wurde der Proband zurückgelassen, als die Mutter mit den beiden älteren Brüdern nach dem Krieg erneut mit dem kranken Vater in die Schweiz übersiedelte, wollte ich wissen. „Es hieß, ich wär zu klein gewesen. [...] Dass ich zu sehr am Rockzipfel der Mutter hängen würde. [...] Also die Erklärung, die ich bekommen hab, war die, [...] dass es zu viel für meine Mutter gewesen [wäre], noch auf zwei kleine Kinder aufzupassen. [Der ältere der drei Brüder ging dort zur Schule.] Na ja, Sie vermuten da irgendwas, aber ich hab da keine negativen Erinnerungen, auch nicht unterschwellig.“ (IX2: 5)

Er schilderte seinen Großvater: „Ich hab’s immer sehr gemocht, wenn ich mit ihm spazieren ging, das hab ich sehr gemocht.“ Wieder tauchte das Motiv aus der frühesten Erinnerung auf: die wilden Äpfel, aus denen Gelee gemacht wurde. Ich sagte, auch mit den Männern, mit denen Sie eine Beziehung haben, gehen Sie gerne spazieren und in die Natur. „Das ist richtig.“ (ebd.) Ich fügte hinzu, dass der Großvater „sozusagen der Prototyp dafür“ gewesen sei. „Ja, das war ja damals auch meine Bezugsperson.“ (IX2: 5)

Das Verhältnis zu seinem Vater war „distanziert [...]“. Ich hatte nie Streit oder Knatsch mit ihm. [...] Mein Vater konnte mit Kindern nicht umgehen. Er hat auch nie mit uns gespielt, war teilweise auch recht streng.“ (IX2: 6) Er schilderte die quälende Überwachung der Schulleistungen durch den Vater, um dann dagegen zu setzen: „was ich schön bei meinem Vater fand, ich war ja schon immer technisch interessiert, und er konnte einem Vieles so erklären! Aber sonst so, im täglichen Leben [...] war er distanziert.“ Erst „als Student oder so, da ging das, da mischte er sich nicht mehr ein.“ (ebd.) Am Ende fragte ich nach seinen Wunschbildern für die Zukunft. Und er bezog sich als erstes auf seine Frau: „Die sagte mir mal, ich lass dich jetzt mal so machen, mit dem Alter hört das sowieso auf [...]. Mit anderen Worten hat sie die Hoffnung, dass ich mich austobe, und wenn ich dann mal 70 bin, dann ruhig. Und ob das nun meine Wunschvorstellung ist, weiß ich nicht. Aber vielleicht lässt es sich nicht umgehen.“ (IX2: 13) Ob er das auch so sehe? Er wich aus. „So jenseits von gut und böse? Ich weiß es nicht.“ (ebd.) Eine weitere Nachfrage nach seiner eigenen Phantasie ließ ihn von dem 74jährigen neuen Partner eines Bekannten erzählen: „Wie er mir erzählte, läuft da zwischen denen sexuell überhaupt nichts. [...] Das gibt einem natürlich zu denken. Ich hoffe, dass es nicht so wird, dass man

total vertrocknet wird.“ (ebd.) Ich fragte beharrlich weiter. „Meine Wunschvorstellung wäre, dass es so weitergehen würde wie bisher, einmal zu meiner Frau, [...] zur Familie, wo man sich geborgen fühlt; auf der anderen Seite sich so ’n bisschen austoben mit Freund, auch irgendwelche Dinge zusammen unternehmen, diese beiden Pole. [...] Mir ist auch schon durch den Kopf gegangen, was passiert, wenn meine Frau stirbt? [...] Dann würd ich mir wahrscheinlich einen Mann suchen, den ich jetzt hab, dann würden wir zusammen ziehen, keine Ahnung.“

An dieser Stelle wollte ich das Interview beenden. Da sagte er: „So intensiv hab ich das noch nie besprochen wie mit Ihnen.“ (IX2: 14) In der Gruppe Schwuler Väter fühlte er sich immer „etwas [wie] ein Außenseiter, weil ich nie Probleme hatte. [...] und von daher konnte ich also auch, [...] wenn es darum ging, worüber soll man reden, konnt ich mich nie melden.

I: „Ich glaube, dass das ein Aspekt dessen ist, was Ihren psychologischen Lebensstil auch mit determiniert, dass Sie das schaffen, sich vor scheinbar oder befürchtet unlösbaren emotionalen Problemen zu schützen, und dass Sie das also zum Teil, in dem Sie das von sich fern halten, und zum Teil durch Rekurs auf die Ratio und weil Sie auch ’ne Frau gefunden haben, die das ähnlich macht, und dadurch fehlt vielleicht in Ihrem Leben eine gewisse Intensität oder hat Ihnen vielleicht gefehlt, ’ne gewisse intensive Lebendigkeit sozusagen, wenn man das plakativ beschreiben könnte; aber Sie haben sich sehr viel Angst und Ausweglosigkeit und all das, was Sie bei den Anderen so sehen, damit auch ersparen können.“

P: „Also, das ist mir doch häufiger durch den Kopf gegangen, dass ich mir manchmal gewünscht habe, mehr Emotionen zu empfinden

und auch zeigen zu können. Das ist nämlich ein großes Problem, ich kann, das sagte mir mein voriger Freund, und das hat mir auch der jetzige Freund schon mal gesagt, dass ich praktisch keine Emotionen zeige und sie nicht wissen, wo sie dran sind, und da tue ich mich sehr, sehr schwer, da müsst ich das bewusst machen und das dann irgendwie vorspielen, das halt ich auch nicht für richtig.“

- I: „Das leuchtet mir absolut ein. Ich glaube, dass der Wunsch, sich zu schützen, wovor auch immer, und vielleicht wollen Sie das auch gar nicht so genau wissen wovor, aber der Wunsch sich zu schützen wichtiger ist, auch wenn Sie unter dem anderen leiden, unter diesem manchmal nicht so expressiv sein können, ist für Sie das Gleichgewicht stimmiger, als wenn Sie den Schutz aufgäben.“
(IX2: 14)

Früheste Kindheitserinnerung (IX1: 13ff):

- P: „Oh ja, das weiß ich ganz genau. Da muss ich ein bisschen ausholen. Mein Vater war immer sehr krank, der hatte Rückgratttuberkulose gehabt und musste dann mehrere Jahre in der Schweiz in einem Kurort leben.“

I: „Mehrere Jahre.“

- P: „Mehrfach. Das war also, da war ich noch gar nicht geboren. Ich hatte ursprünglich noch drei ältere Brüder, der Allerälteste ist im Krieg zu Tode gekommen und mit dem Allerältesten war sie dort und dann später noch mal, da war ich schon geboren, aber noch zu klein, um da mitzufahren. Meine beiden Brüder, die waren da schon mit, der Älteste ging dann da auch auf die französische Schule und der Mittlere noch nicht, und ich war zu klein, ich

wurde zu meinen Großeltern [gebracht] [...] im Nachbarort [...], da war ich 1 1/2 Jahre da gewesen.“

I: „So lang?“

P: „Ich muss rückrechnen. Ich bin mit fünf dann zu meinen Eltern nachgereist. Da hat mich eine Tante mitgenommen, da war ich fünf. Ich bin dann noch ein Jahr in der Schweiz gewesen und dann als ich in die Schule musste, ist die ganze Familie wieder nach Deutschland [...] zurückgekommen. Ich müsste da so dreieinhalb gewesen sein. Da war ich also bei meinem Großvater, und da war ein Ereignis, als ein Vetter, der war, fünfzehn/sechzehn/siebzehn muss der gewesen sein. Da hatte sich ein kleiner Vogel in der Küche von meinem Großvater verirrt, und den hat dann mein Vetter eingefangen so in der Hand, der hat ihn in der Hand gehabt, und der zitterte so, und ich durfte ihn streicheln. Es hat sich sehr in meinem Gedächtnis eingepägt. Es ist sozusagen das Erste, woran ich mich erinnern kann. Woran ich mich intensiv erinnern kann. Manche Dinge, die weiß ich nicht so genau, weil's mir erzählt wurde, weiß ich nicht, ob ich das wirklich erlebt habe oder nur aus den Erzählungen.“

I: „Dieses Gefühl, was Sie dabei haben mit dieser Vogelszene, können Sie sich auch daran erinnern?“

P: „Niedlich, so hilfsbedürftig.“

I: „Und Ihre Familie, also Ihre Mutter war auch in der Schweiz?“

P: „Ja, ja.“

I: „Alle waren da.“

P: „Ja, meine Mutter, mein Vater, der war ja krank, der lag da in der Klinik bzw. später dann in dem Haus. Das Haus war etwas

umgebaut, dass man da auch Krankenbetten raus auf den Balkon schieben konnte, und dann die Brüder. Mein ältester Bruder, der ging ja da zur Schule, der spricht seitdem fließend französisch. Das hat ihn also auch sehr geprägt. Mein mittlerer Bruder, der nicht zur Schule ging, der kann kein französisch. Der älteste Bruder, der müsste damals sieben oder acht gewesen sein.“

I: „Und wie war für Sie die Zeit da bei den Großeltern, bei dem Großvater?“

P: „Ja, da war der Großvater, seine Frau und deren Tochter. Die Tochter, sozusagen die Tante von mir, die war damals Anfang zwanzig. Ich hab das also irgendwie nicht als Trennung von meinen Eltern empfunden. Ich fand es da, ich hab überhaupt keine negativen Erinnerungen daran.“

I: „Sie haben sich da wohl gefühlt.“

P: „Ich hab mich wohl gefühlt. Obwohl es im Nachhinein, die Stief-Oma, ich nannte sie Tante Emma, im Nachhinein schmuddelig war, das merkt man als Kind ja nicht, unheimlich schmuddelig und dreckig. Das haben wir erst später, als wir größer waren, gemerkt. Ich hab das damals nicht gemerkt, nicht gesehen, ich fand es unheimlich schön. Es war 'ne schöne Zeit. Zumal mein Großvater mit mir was unternahm, der hatte Zeit gehabt. Der ging viel mit uns, das war eine sehr ländliche Gegend, viele Kühe, er ging dann mit mir über die Wiesen, wilde Äpfel, aus denen dann Gelee gemacht wurde.“

Analyse der sexuellen Entwicklung

Dieser 59jährige Mann war seit Beginn der pubertären Onanie in seiner Objektwahl eindeutig homosexuell. Er begehrte seinen besten Freund und verführte ihn fünfjährig, um mit ihm bis zum Abitur zusammen zu sein. Er war nie an Mädchen interessiert, sie hatten für ihn keinen sexuellen Reiz. Ihr Reiz lag darin, Heimat und Sicherheit zu verkörpern. Deswegen heiratete er später.

Mit seiner Homosexualität hatte er so wenig Konflikte wie mit seiner Männlichkeit; er fühlte sich, wenn von 175ern als von Männern in Frauenkleidern die Rede war, nicht gemeint, musste sich deshalb keiner diskriminierten Gruppe zurechnen.

Gegen das Auftauchen innerer und äußerer Konflikte bezüglich seiner sexuellen Objektwahl entwickelte er, gemäß seiner zwanghaften Persönlichkeit, ein Bündel an unbewussten Strategien, die er zielgerichtet einsetzte, um subjektive Risiken der Objektwahl zu minimieren. Dennoch: er hatte den Mut, es zu riskieren, und er war erfolgreich.

Ehe er die Verführung seines Freundes wagte, hatte er sich eine Einschätzung verschafft, dass dieser möglicherweise nicht ganz abgeneigt wäre; und als der Freund sich tatsächlich verführen ließ, konnte der Proband sich zurücknehmen und die Initiative auch dem Freund überlassen, sodass sich eine Wechselseitigkeit entwickelte und er sich in der Gegenseitigkeit des Begehrens sicher und richtig fühlen konnte. Er zügelte seine Gefühle und wohl auch sein Begehren in der Beziehung, ließ nicht zu, dass er zu viel wollte, dass er sich abhängig hätte fühlen müssen (ohne den anderen nicht leben zu können). Das half ihm wohl auch, seine Eifersucht auf die Freundinnen seines Freundes zu ertragen. Er vermied bzw. ignorierte Konkurrenzsituation, die etwa zu einer Trennung hätten

führen können; er akzeptierte die Verhältnisse in realistischer Einschätzung dessen, was möglich war, und in Verfolgung seiner sexuellen Interessen, denn er wollte diese Beziehung, die es ohne das Dreieck, ohne die Freundinnen seines Freundes, vielleicht nicht gegeben hätte. Man könnte auch sagen, indem er das Mögliche akzeptierte, erreichte er das (zu Beginn der Sechziger) fast Unmögliche: eine feste Beziehung. Und weil er in den fünf Jahren ihrer Beziehung die konstante Bezugsperson für seinen Freund war, während die Mädchen wechselten, konnte er sich als der Wichtigere fühlen.

Er dachte nicht bewusst darüber nach, was er fühlte und tat und was das bedeutete (damals habe ich mir überhaupt keine Gedanken darüber gemacht, mir nichts Besonderes dabei gedacht) – bis er fast 50 Jahre alt und für ihn die Zeit gekommen war, sich selbst als schwul zu definieren. Das war (2000) zu einer Zeit, als es schon positive schwule Leitbilder außerhalb der Subkultur gab und seine Söhne erwachsen waren. Außerdem hatte er sich inzwischen im Internet versichert, dass es viele wie ihn gab.

Für sich und sein Handeln Normalität zu beanspruchen (die gewisse Neugier in der Pubertät, die üblichen Spielchen unter Pubertierenden, sexuell nicht erwischt werden wollen, wie auch die Hetero-Pärchen; später die Vorstellung, alle Männer fänden auch Männer attraktiv) – wohl wissend, dass es nicht so normal war wie behauptet (die üblichen Spielchen und ein bisschen mehr; eine Freundschaft, die etwas weiter ging als normal), das bezeugt eine hohe Ich-Leistung. Obwohl introvertiert und eher ein Einzelgänger agierte er selbstbewusst und stolz - unter Beachtung des Möglichen (wir haben das gemacht, was wir wollten; wir haben für uns mehr oder weniger das Optimale draus gemacht).

Es gelang ihm auch, die Gossen- oder Jugendlichensprache, in der auch zu seiner Zeit über Homosexuelle (negativ) geredet wurde, an sich abperlen zu lassen, was für ein stabiles Selbstwertgefühl, auch seine Männlichkeit betreffend, spricht. Für sein Homosexuellsein gab es keine positiv besetzten Worte. Die Worte, durch die er sich in den Schmutz gezogen gefühlt hätte, wies er innerlich zurück. Wenn er im Nachhinein konstatiert, dass es das Wort schwul damals nicht gegeben habe, dann dürfte das eher auf den heute oft stolzen und selbstbewussten Beiklang des Wortes zielen und darauf, dass es – anders als heute - keine bürgerliche Akzeptanz gegenüber Homosexuellen gab. Nicht nur weil er schüchtern war, mied er die homosexuellen Szene-Treffpunkte, sondern auch, weil er kein Außenseiter sein mochte. Die sprachliche Leerstelle hinderte ihn nicht daran, homosexuell zu leben, nur daran, über sich als Homosexuellen schon in der Pubertät nachzudenken. Das, was ihm als Jugendlichem nicht möglich war, das holte er Jahrzehnte später nach und stellte das Ergebnis seiner Reflexionen ins Internet.

Als nach dem Abitur seine Wege und die seines Freundes sich trennten, kappte er die innere Verbindung zu ihm und entzog der Liebesbeziehung einen Teil ihrer Bedeutung, so dass er sie nicht vermissen musste (wahrscheinlich nach dem Muster, das er zur Bewältigung der 18monatigen Trennung von Eltern und Brüdern zwischen seinem dritten und fünften Lebensjahr etabliert haben dürfte). Er konnte allerdings auch keinen Ersatz für seinen Gefährten finden, da das Terrain der anonymen Schwulen-Szene für ihn zu wenig einschätzbar und kontrollierbar war. Das Unwägbare und vielleicht auch das Unbürgerliche/Unordentliche der Begegnungen in der schwulen Szene machte ihm zu viel Angst, wie er nachträglich einräumen kann. Vielleicht blieb er unbewusst auch seiner

ersten Liebe treu. Jedenfalls mied er später jedes Gespräch zu zweit mit seinem Jugendfreund, das zu einer Entzauberung ihrer Freundschaft hätte führen können. Er erhielt sich damit ein positives Bild einer möglichen homosexuellen Liebe, die er nicht verstecken musste.

Nach der Trennung von seiner Jugendliebe blieb er fast acht Jahre lang, bis zu seiner Heirat, ohne sexuelle Beziehung. Sexualität beschränkte sich auf Onanie. Manifeste Sexualität war für ihn allerdings schon immer nachrangig gewesen, Sicherheit und Geborgenheit waren und sind wichtiger. Er war jedoch keineswegs ohne sexuelle Interessen. Diese scheinen sublimiert untergebracht worden zu sein: indem er seit seinem Ingenieur-Studium in einer fast reinen Männerwelt lebte; indem er sich in die Freundes-Clique seines Bruders aufnehmen ließ, die ausschließlich aus Männern bestand; indem er es genoss, ein Jahr lang allein mit seinem Vater zusammenzuleben, er selbst arbeitend und der Vater den Haushalt versorgend.

Bis zu seinem 25. Lebensjahr hatte er mit den Eltern zusammengelebt und (die meiste Zeit auch) mit dem fünf Jahre älteren Bruder. Der zwei Jahre ältere Bruder studierte im Ausland. Die Mutter ist in seinen Schilderungen blass und konturlos, vielleicht weil sie in der inneren Welt des Probanden die Umweltmutter (Winnicott 1984: 96) geblieben ist, vielleicht weil der Proband ihr eine intensivere libidinöse Besetzung nach der Wiedervereinigung der Familie vorenthielt. Sie tauchte in seinen Erzählungen nur zweimal auf: als sie starb und als er die Beziehung mit seiner Frau mit der zu seiner Mutter verglich. Fast als ginge es unbewusst darum, ihren Tod abzuwarten, um dann mit dem geliebten Mann (damals der Vater, heute der Freund) zusammenleben zu können. Aber dieser Wunsch ist ambivalent, denn er zweifelt, ob er sich da so sicher fühlen

kann wie mit Mutter/Ehefrau, ob er auf den sicheren Rückhalt, den ihm die Ehe gibt, verzichten kann – jedenfalls bei seinem derzeitigen Freund, der im Alter seiner Söhne ist. Unbewusst dürfte bei dieser Skepsis gegenüber der Treue männlicher Sexualpartner auch eine Rolle spielen, dass der Großvater sich ja nach achtzehn Monaten wieder von ihm trennte. So dürfte der Proband das erlebt haben.

Man könnte annehmen, dass die Zeit mit seinem Jugend-Freund, auch wenn dieser Freundinnen hatte, und die Studienzeit, als er sich mit dem Vater so gut verstand, auch wenn es da noch die Mutter gab, insofern ideal schienen, als er innerhalb des ödipalen Dreiecks der unbewussten Phantasie anhängen konnte, mit dem (in der Reihenfolge der Entwicklung) Großvater/Freund/Vater das eigentliche Paar zu bilden. Dafür mussten die sexuellen Bedürfnisse zugunsten der Sicherheitsbedürfnisse nach hinten gerückt werden. Der Vorrang der Sicherheitsbelange macht vor dem Hintergrund der Trennung von Mutter und Familie im vierten Lebensjahr Sinn und drückt sich auch in dem Ehe-Arrangement aus, das er und seine Frau kreierten.

Seit seinem 26. Lebensjahr war er damit konfrontiert, dass die sublimiert homosexuellen Bande, die ihn so lange gehalten hatten, zerfielen. Es waren allerdings Bindungen *innerhalb* von familiären bzw. Gruppenstrukturen. Ohne den Halt dieser Bindungen hätte es sie vielleicht gar nicht gegeben. Die Männer (Vater, Bruder, Freunde aus der Clique seines Bruders) heirateten, verschoben damit den Besetzungs-Schwerpunkt zum heterosexuellen Pol. Er tat es ihnen gleich, festigte die Identifizierung mit ihnen und ihrer Objektwahl, blieb in der Phantasie (virtuell) mit ihnen verbunden und konnte sich weiterhin wie alle Männer fühlen. Anders ausgedrückt: er nahm sein homosexuelles Begehren ein Stück weit zurück,

ohne es aufzugeben, und verstärkte die männliche Identifizierung, indem er *auch* eine Ehefrau wählte und indem er *auch* Vater wurde, nachdem er zuvor schon denselben Beruf gewählt hatte wie Vater und älterer Bruder.

Er fand die zu ihm passende Frau für die Familiengründung, zumal er nie daran gedacht hatte, dass sein Leben „irgendwie anders sein könnte“ als das aller anderen. Es war die Wahl einer im Wesen Gleichen, einer Seelenverwandten, rational und in ihren Gefühlen zurückgenommen wie er selbst. Er hielt Abstand zu ihr, blieb aber konstant zugewandt und zuverlässig.

Sie bekamen zwei Söhne, bei deren Geburt er dabei war. Das Familienleben befriedigte ihn sehr. Er mochte seine Frau dafür, dass sie eine gute Mutter war, für die familiäre Kontinuität sorgte und ihm seine emotionale und räumliche Distanz ließ. Und er mochte es, Vater zu sein – in einer Synthese aus der Identifizierung mit dem fürsorglichen Großvater und mit dem Wissen vermittelnden, distanzierten Vater.

Die Sexualität in der Ehe war nicht einfach, aber weder er noch seine Frau wollten daraus ein Problem machen. Er behalf sich mit „anregenden Gedanken“, dachte während des Sex an Männer. Möglicherweise war das von Anfang an der Weg, die Erektionsprobleme zu überwinden. In wortloser Abstimmung mit seiner Frau ließ er den Geschlechtsverkehr nach zwölf Jahren einschlafen. Warum nach zwölf Jahren, habe ich nicht nachgefragt. Vielleicht wegen der beginnenden Pubertät seiner Söhne, die die Erinnerung an sein damals erwachtes homosexuelles Begehren wachgerufen haben dürfte, vielleicht auch einfach, weil beiden nicht sehr an Sexualität gelegen haben dürfte.

Er schaute, im Nachhinein betrachtet, „doch recht häufig Männern hinterher“, hatte dabei Herzklopfen, wünschte sich manchmal, mit einem

„tollen Mann was anzufangen.“ Er beließ es bei aufregenden sexuellen Phantasien. Er verbot sich, aus der Ehe auszubrechen, dachte, dass es allen Männern so ginge, und war's zufrieden. Es klang nicht so, als ob dieser Verzicht besonders schmerzhaft gewesen wäre – im Gegenteil. Für die Sicherheit der ehelichen Beziehung wollte er gern ein guter, d. i. treuer Ehemann sein. Es entsprach seinen Vorstellungen von Gegenseitigkeit und Fairness.

Er sah sich nicht als schwul. Damals noch nicht.

Dann wurden die Söhne erwachsen, und er begann, Ende der 90er Jahre, sich im Internet nach schwulen Seiten umzuschauen und Coming-out-Berichte zu lesen. Er hätte das als im IT-Bereich Tätiger schon viel früher tun können, aber wahrscheinlich ahnte er, dass er sich dann mit seiner eigenen Homosexualität hätte befassen müssen, wozu er sich noch nicht reif fühlte. Widerstrebend stellte er fest, dass er in die schwule Schublade gehöre, um dieses sogleich wieder zu verleugnen, als er sein Schwulsein nur als Etikett sehen wollte, das nichts bedeutete. Aber es erwies sich als Büchse der Pandora, als schönes Übel, mit dem er nolens volens umzugehen hatte.

Dafür wählte er ein zweistufiges Vorgehen:

Zunächst verschaffte er sich für sich allein Klarheit, überdachte sein Leben und seine Entwicklung und brachte alles in eine stimmige, präsentable Form. Er stellte seine Geschichte ins Internet – in der bewussten Hoffnung, anderen damit helfen zu können und für sich selbst künftig einen roten Faden zu haben, unbewusst vielleicht um dieser ihm unliebsamen Tatsache mehr Realität zu geben (seine Verleugnungsmöglichkeiten zu begrenzen) und etwas für ihn Bedrückendes und Ängstigendes in etwas Gutes zu verwandeln. (Was ihn möglicherweise an seiner Homosexualität

bedrückte, welche als schmutzig empfundenen Seiten es vielleicht in seinen sexuellen Phantasien gab, und ob er diese in seinem Internetbericht zeigte, muss offen bleiben.)

Nach dieser Veröffentlichung im Internet offenbarte er sich seiner Frau, freilich ohne ihr von diesem ersten Schritt zu erzählen. Er war froh, dass sie ihm keine Vorwürfe machte, und bereit, ihr zu versprechen, dass er keine homosexuelle Beziehung anfangen werde. Wohl aus Dankbarkeit, dass sie dieses Angebot ablehnte und ihm nicht böse war, und froh darüber, dass sie sich nicht trennen wollte, stimmte er alle weiteren Schritte hinsichtlich einer schwulen Beziehung mit ihr ab: was sie zu akzeptieren bereit war, erlaubte er sich, und zwar wörtlich so, wie sie es gesagt hatte (ein Tag pro Woche und ein Wochenende im Monat mit seinem Freund; sie will keinen Partner ihres Mannes kennen lernen; sie würde die Ehe aufkündigen, wenn er ganz zu einem Mann zöge etc.)

Warum war er ihr so sehr dankbar und so sehr, man könnte fast sagen unterwürfig? Dabei spielt sicherlich seine große Trennungsangst eine Rolle, die in dieser Krise nicht mehr so gut abgewehrt werden konnte und die ihm sehr zugesetzt haben dürfte. Möglicherweise fühlte er sich auch schuldig, sich emotional und sexuell gegen seine Frau verschlossen zu haben, wie er es wohl auch bei seiner Mutter getan haben dürfte, die ihn für achtzehn Monate beim Großvater gelassen hatte, als sie mit den beiden älteren Söhnen zu ihrem Tbc-kranken Mann in die Schweiz zog.

Die Kehrseite seiner in Verlustangst und Schuldgefühlen wurzelnden Folgsamkeit sind unbewusste Hoffnungen, seine Frau möge ihm durch ihren Tod ermöglichen, doch noch offen homosexuell leben zu können, ohne dass er sich von ihr trennen müsste. Das sind kaum verhüllte unbewusste Todeswünsche. Möglicherweise sind deshalb die

Schuldgefühle so groß und müssen abgewehrt werden. Sie verstecken sich vielleicht auch darin, dass er keinesfalls schuld sein will an einer möglichen Scheidung.

Während seine Frau hoffe, er werde sich irgendwann sexuell ausgetobt haben und dann mit ihr einen ruhigen Lebensabend genießen, ist es für ihn eine Befürchtung, dass sie Recht haben könnte. Er hat Angst, sein homosexuelles Begehren könnte versiegen, ehe er sich getraut hätte, es richtig zu leben – nicht nur so gebremst durch die Einbettung ins Familienleben wie in seiner Jugend und nach seinem späten Coming-out.

Je stärker seine Sehnsucht danach wird, mit einem Mann zusammen zu leben, umso stärker leidet er unter seiner eingeschränkten emotionalen und sexuellen Expressivität und ahnt, dass es nicht in seiner Macht liegt, dies zu ändern.

In seiner frühesten Erinnerung mit dem verirrten, ängstlichen Vögelchen (das sich in die Küche seines Großvaters verirrt hatte) mag seine später so erfolgreich abgewehrte Bedürftigkeit und Abhängigkeit repräsentiert sein, aber ebenso die Sehnsucht danach, mit diesem Teil seiner selbst wieder in Kontakt zu kommen, die ein unbewusstes Motiv gewesen sein dürfte, sich für die Interviews zu melden.

X Der Ideale, Jg. 1947

1. Interview am 3. 4. 07; 2. Interview am 23. 4. 07; Auswertung im April 09; autorisiert am 25. 9. 10

Szenischer Kontext

Dieser Mann war mir von einer Kollegin vermittelt worden, die seinen Partner beruflich kannte und wusste, dass dieser verheiratet gewesen war.

So rief ich den Kollegen an, der mir, nachdem ich kurz mein Projekt geschildert hatte, die Telefonnummer seines Partners gab.

Ich hatte gehofft, den Probanden – zumindest für eines der Interviews – nach Köln locken zu können, aber er sagte nur lapidar, er habe in Köln eigentlich nichts zu tun. Das Interview war eindeutig kein Anreiz für ihn, nach Köln zu fahren. Er wollte nichts von mir. Er war auch nicht besonders neugierig; aber er hatte ja Recht, ich wollte was von ihm! So fuhr ich denn zweimal den langen Weg in die Südeifel.

Sein Lachen erinnerte mich an eine langjährige Freundin. Es fing mich ein. Und außerhalb meiner bewussten Wahrnehmung teilte er mir unmittelbar mit, wie mühelos er mit Frauen kann. Er bot mir Wasser an, das gute Eifelwasser, besser als jedes gekaufte Mineralwasser. Ich baute mein Aufnahmegerät auf, und es wurde ein angenehmes, offenes Gespräch. Als ich wegfuhr, war ich geradezu euphorisch angesichts dieser idealen homosexuellen Liebesgeschichte. Das tragische Schicksal seiner Ehefrau, die auf eine Art freiwillig aus dem Leben gegangen war (die nach vier Suizidversuchen, als sie schwer herzkrank wurde, keine Transplantation mehr wollte) und die damit auch das Familienglück nicht mehr trübt, das alles war mir bis zur Supervision nicht präsent – im Gegenteil: mir schien, er habe sich sehr verantwortlich verhalten ihr gegenüber. Ich war sozusagen ganz auf seiner Seite.

Am Ende des 2. Interviews war das Band defekt, ich hatte kein weiteres Band dabei und machte mir während der restlichen Minuten Notizen, die ich mehr als 2 Wochen später, als ich mit ihnen schon nicht mehr unmittelbar etwas anfangen konnte, zusammen zu fassen versuchte. Was für ein Widerstand zeigte sich da? Der gegen die weibliche Identifizierung? „Ich hab ja viel Weibliches in mir“, hatte er zuletzt off

records gesagt, aber auch: „Ich wollte ein Mann sein, ich wollte nie eine Frau sein. [...] Es war viel Weibliches da, das wollte ich weghaben, das ging aber nicht mit Männern.“ (X2 Nachtrag: 1, 2) Ich habe diese Zitate so notiert, aber ich erinnere mich nicht an sie. Ich erinnere mich, dass er mehrfach betont hatte, dass er seine weiblichen Seiten genau gespürt habe und dass er ja auch explizit kein Herrenfrisör sein wollte, dass er als Frisör mit den Frauen immer besser klar kam. Ebenso erinnere ich mich daran, dass er - und so steht es auch im Nachtrag zum 2. Interview - betont hatte, er habe in der Sexualität mit seinem Partner „keine weibliche Rolle, das würde der auch nicht wollen.“ (X2 Nachtrag: 1)

Als wir schon dabei waren, uns zu verabschieden, fragte er mich, ob ich Fotos von seiner Tochter und den Enkeln sehen wolle? Er holte schnell einen Fotokalender, und im Stehen sah ich Bilder einer hübschen Frau und zweier ebenso hübscher Kinder. Ob auch der Schwiegersohn auf den Fotos zu sehen war, weiß ich nicht mehr. Er war jedenfalls sehr stolz. Ich hätte auch gern noch ein Foto seines Partners gesehen. Aber mir das zu zeigen, war nicht sein Anliegen. Er wollte mir sein Familienglück zeigen.

Das Narrativ

Er beginnt damit, „sehr früh hab ich gemerkt, dass ich halt mehr auf Männer steh. [...] Das hab ich natürlich nicht zugegeben. Das konnt' ich ganz gut durch meine Schwester verstecken. Da hab ich dann immer für die Schwärme von ihr geschwärmt.“ (X1: 1) Ich fragte nach dem Alter der Schwester. Sie war vierzehn Monate jünger und verstarb neunzehnjährig durch einen Autounfall. Er fuhr fort, „das war für mich ganz schlimm. Das wär die Person gewesen, der ich mich wahrscheinlich anvertraut hätte. [...In jedem Fall wär mein Leben anders verlaufen.“ (ebd.) So wie er mit

der Bedeutung der Schwester anfängt, so hörte er auch mit ihr auf, als er gegen Ende des 2. Interviews betonte, „die einzige, der ich das mitgeteilt hätte, wär wahrscheinlich meine Schwester gewesen.“ (X2: 12) *Hat er sich durch sie bedingungslos akzeptiert gefühlt als der etwas andere Junge, der er war? Hieße das vielleicht auch, dass das bei der Mutter trotz aller bewussten Wertschätzung vielleicht nicht so war?*

Als ich überlegte, ob die Wertschätzung der Schwester wie ein Traumbild auf Verdichtung, Verschiebung und Darstellbarkeit beruht, kam mir die Kastrationsepisode in den Sinn, als er erzählte, seine Mutter sei eine „ganz moderne Großmutter und Urgrußmutter“ (X2: 3) und als Beispiel erwähnte, sie habe letzte Woche ihrem Enkel (acht Jahre alt) erklärt, „was kastrieren ist, weil er das gefragt hat. [...] Da hat sie gar keine Probleme mit.“ (ebd.) Ist seine eigene Erinnerung an die ermutigende Reaktion der Mutter, als er achtjährig sein Wissen darüber, wo die Kinder herkommen, (vgl. X2: 2, s. u.) erzählte, eine Deckerinnerung, die etwas Erschreckendes und Verdrängtes verbirgt, was in der Episode mit seinem Enkel in verhüllter Form wieder auftaucht?

Er fährt fort mit der Betonung, „es war mir schon ziemlich bewusst,“ (X1: 1) aber er habe „das immer total verdrängt, auch um meinen Eltern das nicht anzutun. Das war ja das Problem, meine Schwester verloren und dann noch so ’n Sohn zu haben. Ich bin total konservativ aufgewachsen, [...] alles sehr katholisch.“ (ebd.) *Hier wird das katholische Milieu als nachträgliche Begründung eingeführt für die Ablehnung seines Andersseins/seiner Homosexualität.* Später hatte er im Interview auf Nachfrage erwähnt, dass seine Mutter gar „keine so praktizierende Katholikin“ (X2: 3) war, sein „Vater schon“ (ebd.), aber der hatte beim Outing seines Sohnes gar nicht ablehnend reagiert, gemäß der katholischen

Lehre, sondern geweint und gefragt, wie die Mutter auch, „warum hast du da nicht drüber gesprochen?“ (X1: 12) Er war immer überzeugt gewesen, der Vater „wird leiden darunter. Ich weiß, dass er mich nicht abstoßen würde, das wusste ich genau, aber ich dachte, der leidet dann.“ (X1: 12) *Ebenso scheint die tote Schwester eine verschlüsselte, nachträgliche Begründung zu liefern für den Umgang mit seiner eigenen Homophobie, für die bewusste Schonung der Eltern, die in seinem Fall objektiv nicht nötig gewesen wäre, aber subjektiv!*

Ich fragte, ob er zum Zeitpunkt des Todes seiner Schwester schon homosexuelle Kontakte gehabt hatte, was er bejahte, aber mit der Einschränkung, „das hatte dann auch nicht mit Homosexualität zu tun, aber für mich war das schon sehr angenehm.“ (X1: 2) Es ging um „Selbstbefriedigung und so [...] mit Klassenkameraden.“ (X1: 3) Da er kein Abitur gemacht hat, muss er da deutlich unter achtzehn gewesen sein. Mit achtzehn hatte er dann „schon mal so ’n Älteren, der war fünf Jahre älter. [,,] Aber da hatt’ ich das schon gemerkt, dass das so anders war, und da wollt ich das schon nicht mehr so wahr haben. Ich hab das immer abgewehrt, trotzdem hab ich’s zugelassen. Das war immer so’n Kampf. Ich wollt ja nicht so sein. Das war ja eigentlich das Problem.“ (X1: 2) Warum wollten Sie nicht so sein, fragte ich. Er erzählte dann von einem Schwulen in seinem kleinen Dorf, „der wurde verspottet, dem wurde auf der Straße nachgerufen [...] Da hab ich gedacht, das will man ja nicht haben. Dann ist man nicht normal, dann ist man ein Außenseiter und all so Sachen. Da hab ich das komplett verdrängt. Ich hab immer unheimlich viel mit Mädchen geflirtet deswegen.“ (ebd.) Ich habe genauer nach, wie es mit diesem Schwulen war. „Der hatte mehr Mut wie manche andere, denk ich. Den hat das gar nicht so berührt. Der war immer völlig unter uns zufrieden dabei,

so kam das einem vor. Aber der hat ganz offen Jungs angemacht. [...] Ich weiß ja nicht, was der noch alles erlitten hat, wie oft der zusammengeschlagen wurde, das war schon der Fall.“ (ebd.)

Ich kam auf seinen fünf Jahre älteren Freund zurück. Und er stellte sofort klar, „Freunde! Wir waren so 'ne kleine Clique, die waren alle ein bisschen älter wie ich, aber das waren schon so richtige Männer. (*anders als er selbst?*) Aber der war wohl bisexuell. Irgendwie hat er jedes Mädchen rumgekriegt. Aber er stand irgendwie auf mich, weiß auch nicht warum. Ich hab das nicht verstanden, weil, er war so als Playboy bekannt in dem Ort und dann steht er irgendwie auf mich. Ich hatte auch Angst, es kommt raus.“ (X1: 3) „Ich hab unheimlich gelitten darunter. Ich hab immer nachgegeben, klar, weil man ja Lust hatte, aber danach hab ich den zwei Wochen nicht angeguckt, bin dem aus dem Weg gegangen. Das war keine schöne Situation. Da hab ich wirklich sehr gelitten darunter. Und dann soll ich jetzt schon weiter gehen bis zu meiner Frau?“ (ebd.) *An dieser Bruchstelle wird die Bedeutung seines Leidens unter dem Anderssein erkennbar für seine Versuche, eine Ehefrau zu finden. Ganz von ferne, „das waren schon so richtige Männer“, schimmert auf, dass es inhaltlich um unsichere Männlichkeit gehen könnte.*

Er schildert dann zunächst seinen Weggang in die Schweiz. Er dachte, „es wird sich ja einiges verändern, es war bisschen freier.“ (ebd.) Dann gab es aber auch in der Schweiz einen Verehrer, „das war kein Problem, der war sehr beliebt, das war ganz anders wie das, was ich kannte. *Das heißt wohl, dass dieser Mann kein Außenseiter war, obwohl er schwul war.* Aber ich konnte nicht aus mir rausgehen, das saß so tief alles, dass ich es nicht mal da leben konnte. [...] Das war so ein Kampf, bis ich dem dann nachgegeben hab. [...] Und weil ich da irgendwann mal nachgegeben hab, bin ich da

abgehauen. Weil, ich wollte dieses Leben nicht, ich wollte nicht so sein.“ (ebd.) Er zog zurück nach Deutschland, wollte aber wieder in die Schweiz. Dann starb seine Schwester, und er lebte wieder bei seinen Eltern, „weil das für die unerträglich war. Und da war es natürlich auch so, dass ich das überhaupt nicht eingestehen konnte bei meinen Eltern, das wollt ich denen nicht antun. Dann bin ich aber doch wieder in die Schweiz, weil es so schön da war,“ *das Schöne, Anziehende, war wohl auch die größere sexuelle Freiheit*, „aber da war der [Liebhaber vom letzten Mal] auch nicht mehr da, der wurd’ mir nicht mehr gefährlich. Ich wollt nicht mit dem gesehen werden.“ (ebd.) *Enttäuschung und Erleichterung gleichzeitig*. „Es war keine so schöne Zeit. Dann hab ich meine Frau kennen gelernt.“ (X1: 4) Sie war eine gleichaltrige Kollegin, „ne junge Witwe, und dann haben wir uns ganz schnell zusammen getan. [...] [Das war 69/70.] Mit meiner Frau, das war perfekt eigentlich, das funktionierte komplett, sexuell sehr schön. [...] und deswegen hab ich sie auch festgehalten. [...] Und das blieb auch ganz gut.“ (ebd.) Er hatte auch vor ihr sexuelle Kontakte mit Frauen gehabt, „weil ich die ja auch immer suchte. Aber das funktionierte überhaupt nicht. Das war nicht so schön für mich.“ (X1: 4) Auf die Frage, warum es mit seiner Frau so gut ging, meinte er mehrfach, „ich frag mich das heute noch, ich weiß es nicht.“ (ebd.) *Vielleicht will er es aber auch nicht wahr haben, was er mir nach Ende des 2. Interviews, als das Band kaputt war, sagte, dass die sexuellen Begegnungen vor seiner Ehefrau „alle nicht schön“ waren*, weil er immer das Gefühl hatte, sein Penis sein zu klein (er zeigt mit den Fingern eine Länge von circa drei cm). „Als er nun mit seiner Frau zusammenkam und sie sein Geschlechtsteil in die Hand nahm, sagte sie spontan so etwas wie: toll, ist der groß! Und von da

an war alles einfach und schön, fühlte er sich als (sinngemäß guter, richtiger, toller) Mann!“ (X2, clinical scan)

„Dann kühlte es ein bisschen ab, aber es funktionierte dann später auch wieder.“ (X1: 4) Das Wort funktionieren taucht immer wieder auf im Kontext mit dem heterosexuellen Verkehr.

Über seine Frau äußerte er sich ansonsten kritisch, die „passte nicht als Frau, meinem Ideal entsprach sie vielleicht nicht so, vom Charakter her. [...] Sie war so total abhängig von mir, das mocht' ich nicht. [...] Alles musste ich führen, und das war nicht so mein Ding. [...] Ich wollt, dass wir das gemeinsam machen, aber das funktionierte gar nicht. Ich meine, ich hab sie mir nicht umsonst ausgesucht. Sie brauchte halt so jemanden, und ich brauchte sie aus anderen Gründen, vielleicht weil ich ja auch mit ihr Kinder haben konnte, [...] und da hab ich gedacht, jetzt läuft mein Leben so als Heterosexueller. Aber das war dann nicht der Fall. Irgendwann kamen dann die Phantasien doch wieder, schneller wie ich mir das gewünscht hätte.“ (X1: 4, 5) Nach vier Jahren Beziehung mit seiner Frau wurde 1973 seine Tochter geboren, und „die Phantasien kamen [...] wieder. [...] Wenn dann ein Kind kommt, ist ja klar, dass dann die Mutter, dass sich alles um das Kind dreht und da ist man schon mehr abgelenkt, und da kam das halt stärker wieder. Aber da haben wir noch ein normales Sexualleben geführt, und das funktionierte immer“ (X2: 11) – auch durch homosexuelle Phantasien beim Sex mit seiner Frau.

P: „Ich hab nie ein Doppelleben geführt.“

I: „Aber als Phantasie.“

P: „Als Phantasie schon. Ich hab mir immer Männer angeguckt, die gefielen mir halt eher. Der Wunsch wurde immer stärker, das auch wirklich wieder zu leben. Ich wurde dann immer unzufriedener,

und dann ist dann mal im Urlaub [...] was passiert.“ (X1: 5) Als seine Tochter zwei Jahre alt war, hatte er im Hotel einen „Blitzkontakt“, (ebd.) „und das war derart schön! [...] Ich hatt' mir das ja gewünscht oder so. [...] Und als das passiert war, seither hatte ich nie mehr sexuellen Kontakt mit meiner Frau. Das funktionierte nicht mehr.“ (ebd.) Bis dahin hatten sie mehrmals die Woche Sex gehabt, „das war schon von beiden her, und es war auch sexuell sehr befriedigend für meine Frau.“ (X1: 5) „Dann war der sexuelle Kontakt auf einmal vorbei. Wir haben nie darüber geredet.“ (ebd.)

„Fünfzehn Jahre haben wir so zusammengelebt. Und ich hatte auch nie mehr Kontakt mit Männern in der Zeit, auch in den fünfzehn Jahren nicht. [...] Mir ging's dann auch immer schlechter, ich wurde dann depressiv auf einmal. Ich hab das innerlich nicht mehr ausgehalten. Aber ich hatte zwei Geschäfte, ein Ort mit 3000 Einwohnern, wo jeder jeden kannte, da konnt ich mich nicht outen, das war unmöglich! Geschäftsmann, Familienvater. Da haben wir so die Familie gespielt nach außen. Ich hab das mitgemacht.“ (X1: 6)

Ich fragte, ob er danach noch mal mit seiner Frau darüber gesprochen habe? „Das haben wir natürlich, als es mir dann so schlecht ging, dass ich wirklich nicht mehr ein noch aus wusste.“ (ebd.) Damals hatten „zwei gute Freundinnen von mir“ (ebd.) gemerkt, dass es ihm schlecht ging, hatten ihn zur Rede gestellt und gedrängt, „du musst was machen, [...] wir werden dir helfen.“ (ebd.) Sie hätten ihm eine Therapie am Starnberger See organisiert, „das war privat, so 'n Blitzding, so 'ne Woche lang, vier Stunden am Tag hintereinander, das war ganz intensiv. [...] Ich war ja medikamentenabhängig, da ich immer Beruhigungstabletten genommen

hab, immer mehr. Schrecklich, ich hatte Angstattden. [...] Dann hab ich diese Therapie gemacht.“ Seine Frau fuhr mit an den Starnberger See, „weil es mir schlecht ging. Wir haben nicht geredet. Ich konnte mich ja nicht outen, bei ihr auch nicht.“ (X1: 6, 7) „Ich wusste, das ging nicht gut. Ich kann ihr das nicht sagen.“ (X1: 7) Mit dem Therapeuten konnte er dann zum ersten Mal über die Homosexualität sprechen und über den Tod der Schwester, „die hat mich ja auch verlassen, und die hätt ich ja so nötig gebraucht.“ (ebd.) *Hier ist sie wieder, die Verbindung von Schwester und Homosexualität, ein Hauch von: hätte sie mich nicht verlassen, wäre es für mich als homosexueller Mann einfacher gewesen. Warum „auch“ verlassen? Konnte er seine Frau nicht verlassen, weil er aus eigener Erfahrung wusste, wie unerträglich es sein kann, verlassen zu werden und sich dann in seinem Geschlecht entwertet zu fühlen? Er wäre ja der zweite gewesen, der seine Frau verlassen hätte. Wenn aber die Schwester die zweite ist, die ihn verlassen hatte, war dann die Mutter die erste, die sich von ihm abgewandt hatte – jedenfalls in seinem Erleben? Oder der Vater? Und welche Rolle spielt die Geburt der Schwester? Geburt und Kastration hängen assoziativ zusammen.* Er fuhr dann noch einmal für eine weitere Woche zu dem Therapeuten zurück. „Der hat mir so viel Kraft gegeben“, dass er anschließend zuhause in Eigenregie den Medikamentenentzug machte. „In einer Woche hatte ich den Entzug geschafft. [...] Da war ich unheimlich stolz. [...] Und dann direkt hab ich mich bei meiner Frau geoutet.“ (ebd.) *Mit dem Selbstentzug bewies er sich, dass er unabhängig (von den inneren Objekten?) sein konnte, und danach wagte er sich an die Trennung von seiner Frau.*

Für sie sei es „erlösend“ gewesen, sie hatte ja nicht gewusst, was los war und wieso er „immer unerträglicher ihr gegenüber „ geworden war, „ich hatt' auch 'ne Wut auf sie.“

„Als ich ihr das gesagt hatte,“ habe seine Frau ihn in den Arm genommen, „das mochte ich ja dann auch wieder nicht,“ und gesagt, „ist alles gut, ich hab dich, und das reicht mir“ (X1: 7) Er müsse sie weiter „führen“ und könne dann sein Leben „mal so, mal so leben. Da hab ich gesagt, das wird nicht gehen, hab ich gesagt. Wenn ich jetzt ein neues Leben beginne, dann muss ich mich trennen.“ (ebd.) Wieder betont er, kein Doppelleben führen zu können, „deswegen hab ich so gelitten, weil ich da nicht ehrlich sein konnte und nicht so sein, wie ich bin, weil ich allen Menschen was vorgemacht habe, den Eltern, allen.“ (X1: 7, 8)

Nachdem er's seiner Frau gesagt hatte, outete er sich gegenüber seiner damals siebzehnjährigen Tochter. „Ich mein, es war ein gutes Alter. Die hatte auch schon einen festen Freund damals, so grade hatte sie den, [...] das war wirklich sehr schön. Sie hat so zu mir gehalten.“

Das war im September 1990. Im November zog er aus. „Da begann das Leben für mich, mein Leben.“ (X1: 8) Wie sah dieses Leben aus, fragte ich. Von den zwei Freundinnen, die ihm die Therapie organisiert hatten, lebte eine inzwischen in den USA, „die andere, mit der hatte ich dann ganz viel Kontakt. Dann hat die sich irgendwann auch mal geoutet, dass sie lesbisch ist, [...] keiner wusste das vom andern, die hatte genauso ein Problem gehabt, und wir haben uns dann gegenseitig unterstützt.“ (ebd.) Schon als er noch mit seiner Frau zusammen war, hatten sie stundenlang zusammen gegessen, auch bei ihm zuhause, waren zusammen in die Stadt gefahren, und seine Frau hatte gedacht, er hätte mit dieser Frau ein Verhältnis. Sie erzählte es ihm, nachdem er sich geoutet hatte. *Für ihn war*

sie wie eine beste Freundin in der Pubertät. Nach seinem Auszug traf er sich einmal pro Woche mit ihr, und sie haben „stundenlang zusammen gegessen und einen Plan ausgeheckt, wie wir das machen.“ (X1: 9) Er hatte damals noch „keine Kontakte, ich geh in keine Szene, das kann ich nicht, das kann ich heute noch nicht.“ (ebd.) Er gab schließlich Annoncen in homosexuellen Blättern auf, und lernte, da wohnte er mit seiner studierenden Tochter zusammen und war schon zwei Jahre ausgezogen, einen Mann aus Dresden kennen. „Das war eigentlich das erste Mal, dass ich wieder mal mit nem Mann zusammen war.“ (ebd.)

Hier unterbricht er das Thema zunächst, um zu erzählen, wie „total schlecht“ (ebd.) es seiner Frau nach dem Auszug der Tochter ging, dass sie „dann mehrere Selbstmordversuche gemacht [hat].“ (X1: 9) Sie waren wohl alle sehr ernsthaft, und er schilderte sie, schwankend zwischen einem Bemühen um Distanz („das ist auch interessant“ (ebd.)) und einem Vorwurf, den er allerdings gegen die Suchtklinik richtet (einer der Suizidversuche war am Tag nach der Klinikentlassung gewesen), sowie Enttäuschung, die er hinter der seiner Tochter versteckte, hinter ihrer Enttäuschung, dass die Mutter, „und sie war so 'ne gute Mutter, ihr Kind war ihr alles,“ ihr nach dem ersten Suizidversuch gegebenes Versprechen brach, „sie würd das nie mehr tun.“ (ebd.) Im 2. Interview, als er noch einmal seinen Auszug erwähnt und wie aggressiv er da die ganze Zeit war, „weil ich das nicht ausgehalten hab,“ dass seine Frau „immer so [...] Hoffnungen hatte, und ich hab gedacht, das darf nicht wahr sein,“ da machte seine Frau an dem Tag, als sie erfuhr, dass die seit 20 Jahren im Geschäft arbeitende „gute Frisöse, die noch da war,“ (X2: 6) wegen Krankheit aufhören würde, ihren ersten Suizidversuch. „Dann hat sie gedacht, das schaff ich nicht mehr.“ (ebd.) Er habe damals auch viel mit

seiner Frau gesprochen, „über alles, auch über ihren Alkoholismus, den sie ja nicht wahr haben wollte. [...] sie war ja ein Quartalstrinker. [...] Das war ihr alles zu viel, das hat sie nicht verkraftet, diese Offenheit. [...] Sie hat es dann selber geschafft, nie mehr zu trinken. Das war sehr wichtig.“ (ebd.)
Auch um seinetwillen dürfte er alles versucht haben, seiner Frau bei der Bewältigung ihrer Schwierigkeiten zu helfen.

Solange es das Geschäft noch gab (ca. fünf Jahre lang, bis 1996), gab es regelmäßige Kontakte mit seiner Frau. Er nahm sie anfangs noch manchmal mit in seine Wohnung, und er schlief „manchmal“ in der ehelichen Wohnung. Weniger als ein Jahr nach seinem Auszug zog die Tochter bei der Mutter aus, und danach gab es drei weitere Suizidversuche seiner Frau. „Dann hat sie’s aber irgendwie geschafft, hat auch nen Mann kennen gelernt, mit dem sie dann zusammen gezogen ist.“ (X1: 9) Es war ein Mann aus dem Dorf, frisch verwitwet, dessen gestorbene Frau zu denen gehört hatte, die von der Homosexualität des Probanden gewusst hatten. Die Kontakte mit der Ehefrau wurden langsam weniger, nachdem er seinen jetzigen Partner gefunden hatte und seine Frau ihren. Er „weiß es nicht mehr so genau, ob das parallel war, kann sein.“ (X2: 9) Sie trafen sich dann nur noch bei der Tochter. Er ging ohne seinen Partner dorthin – *aus Rücksicht auf die Gefühle seiner Frau?* Seine Frau und sein Partner, „die haben sich nie kennen gelernt. [...] Das hat sich einfach nicht ergeben. Wir wollten auch nicht so ’n Treffen machen. [...] Ich denke, wenn sie noch gelebt hätte auf der Hochzeit, dann hätte sie ihn natürlich kennen gelernt.“ (X2: 7) Die Tochter heiratete erst einige Zeit nach dem ersten Kind, da war seine Frau bereits tot. Nachdem sie einen neuen Partner hatte, habe er sich „da rausgehalten.“ (X2: 8) Sie starb vor vier Jahren 60jährig an einer

Herzkrankheit. „Die hätte eigentlich ein neues Herz haben müssen, und das wollte sie nicht mehr. Aber das war so ihre Art.“ (X1: 10)

Er nahm dann den Erzähl-Faden der Partnersuche wieder auf und schilderte anlässlich des Treffens mit dem Mann aus Dresden, dass er merkte, „wie tief ich da noch drin sitze! Da hatt´ ich so meine Freiheit, [...] und da hatt´ ich Angst, weil ich da jemanden im Auto neben mir sitzen hatte, so schlimm war das! Ich hab den zum Bahnhof gebracht, und da hab ich immer um mich geguckt, sieht mich auch keiner?“ (ebd.) Dann schließt er das Thema mit den Worten, „das war auch nichts Richtiges, den wollt ich auch nicht wieder sehen. Wir haben uns nur einmal getroffen.“ (ebd.)

Er meldete sich bei einer homosexuellen Partnervermittlung an, bekam 28 Angebote, wählte aber nur eins, nahm telefonisch Kontakt mit dem Mann auf, wollte sich nicht in der Öffentlichkeit treffen, „ich wollte ja nicht öffentlich gesehen werden,“ (X1: 10) woraufhin dieser anbot, „dann komm zu mir“ (ebd.), und „ich bin dann dahin, er macht die Tür auf, und da war es wirklich um mich geschehen, das hab ich in meinem Leben nie, nie vorher erfahren. Das war sehr schön. [...] Dann sind wir essen gegangen, und das war dann schon gar kein Problem mehr für mich mit ihm. [...] Da war alles anders.“ (X1: 10, 11) Sie hatten nicht sofort Sex. Sie trafen sich ein paar Mal für Kino oder Essen gehen, ehe sie 1994 ein Paar wurden.

Seitdem ist er ein glücklicher Mann. Er war damals 47 Jahre alt.

„Dreizehn Jahre kennen wir uns jetzt. Und da konnt ich mich bei meinen Eltern outen, da war alles anders, da war alles einfacher für mich. Dann hab ich das im Geschäft und den Bekannten gesagt, weil ich mich ja verliebt hatte. Ich hab denen das so gesagt, ich bin verliebt in einen Mann. Da war das für alle so.“ (X1: 11) Nie habe er eine negative Reaktion erlebt. Seine Mutter mache sich „heute noch Vorwürfe, weil ich so leiden musste,

die ganzen Jahre. [...] Sie meinte, ich hätte das [mitteilen] müssen, sie wären doch immer für mich da gewesen.“ (X1: 12) „Und dann hab ich gleich den A vorgeführt, und die sind derart froh mit ihm! [...] Auch meine Tochter, als die ihn das erste Mal sah, [...] da war sie total begeistert von ihm. Das ist ja ein toller Mann.“ (ebd.)

„Und dann war ich so was von daneben, weil ich so verliebt war, das hatte ich ja noch nie mitgemacht.“ (ebd.) „Zum ersten Mal in meinem Leben so was! In dem Alter! Ich kam gar nicht mehr mit meinen Gedanken zurecht und allem Möglichen, und dann hab ich so ´ne kleine Therapie gemacht, [...]. Weil ich Angst hatte, dass ich den A zu sehr einenge, da hab ich immer gemerkt, das hat er nicht vertragen. [...] Das war nicht so einfach, da musst´ ich schon vorsichtig sein, den nicht zu erdrücken, denn dann wär´s schief gegangen. [...] Und dann hab ich mich auf ihn eingestellt, [...] das hab ich trainiert.“ (X1: 12) Heute sei das anders, A habe sich komplett verändert, aber damals war das schon sehr wichtig. Er lobt den Therapeuten, diesmal einen am Wohnort: „Das hat er ganz gut gemacht.“ (ebd.)

Nach zwei Jahren Beziehung verkaufte er seine Geschäfte, „weil ich gedacht hab, ich muss da ganz abrechen“ (X1: 12), *seine Frau hatte sich ja auch gefangen*, um am Wohnort des Partners ein neues Geschäft aufmachen, „aber kein Frisörgeschäft. Und da hat er von sich aus gesagt, Du pendelst doch wohl nicht jeden Tag [...], und dann sind wir zusammen gezogen, und da war dann meine Tochter grad fertig mit ihrem Studium, die hat sich dann ´ne kleine Wohnung gekauft, und wir sind beide an einem Tag ausgezogen.“ (ebd.) Seine Tochter hat einen achtjährigen Sohn, dessen Pate der Lebensgefährte des Probanden ist. Inzwischen hat sie geheiratet und ein weiteres Kind, eine einjährige Tochter.

Er fährt mindestens einmal die Woche zu seiner Tochter und ihrer Familie (den Schwiegersohn erwähnt er allerdings nie) und alle zwei Wochen zu seinen Eltern.

I: „Das ist eine Geschichte mit einem Happy End.“

P: „Ja, Happy End, hoffen wir, weil, ich bin krank. Ich weiß seit einer Woche, dass ich Krebs hab.“

I: „Das tut mir leid.“

P: „Ja, es ist früh entdeckt, es ist noch alles zu machen, ich hab die größten Chancen. Ich werde auch jetzt handeln, ich werde mich in Hamburg operieren lassen. Ja, da sind Spezialisten auf dem Gebiet, das Beste, was es gibt. Prostata, und das ist auch so, weil ich immer die Vorsorge gemacht hab.“ (X1: 13)

Er behandelt weiter die „guten Aussichten“, ehe er dann sagt, weil wir so ’ne tolle Partnerschaft haben, ist das dann auch, ich mein, das muss man dann auch ertragen, das hilft dann auch sehr viel.“ *Zuversicht und Angst, beides ist spürbar.* Ich fragte nach „besonders wichtigen oder immer wiederkehrenden sexuellen Phantasien.“ „Nein, eigentlich nicht, das hatte immer mit Männern zu tun, meine Phantasien.“ (X1: 14)

Auf Aids hat er sich nur zweimal testen lassen, einmal bevor er die sexuelle Beziehung mit seinem jetzigen Partner begann, „weil ich ja den aus Dresden kennen gelernt hatte“, (ebd.) und einmal im Rahmen des Hausbaus, weil er das „für ’ne Versicherung machen musste.“ (ebd.)

„Wir sind uns treu“, sagte er abschließend. Er meint, „ein bisschen ’ne Selbstverständlichkeit, wenn’s funktioniert in der Partnerschaft.“ (X1: 14, 15) Das sexuelle Interesse habe bei ihm nicht nach gelassen. [...] In dem Fall ist das schon ziemlich wichtig. [...] Wie alles ausgeht bei meiner Operation. [...] Ob das dann auch noch so funktioniert, ne, auch mit

demselben Menschen. Aber ich hab das jetzt erfahren, dass das seit dreizehn Jahren immer noch der Tollste ist.“ (X1: 15) *Für ihn wäre es eine Katastrophe, wenn er impotent würde und in seiner Sexualität eingeschränkt wäre. Das spüre ich ebenso deutlich wie das große Vertrauen, das er in die Partnerschaft setzt und das seine Angst ertragen hilft. Ein sehr berührender Moment.*

Er erzählt, dass sein Partner „eigentlich nicht meine Traum-Mann-Vorstellung“ (ebd.) verkörpere. Er denke, „es hat mit dem Geruchssinn zu tun. [...] Er hat nen bestimmten Körpergeruch. Körpergeruch stößt mich bei jedem anderen Menschen ab.“ (ebd.)

Er sinniert erneut, was ihn an seine Frau gebunden habe, „eine sehr weibliche Frau, nicht ein männlicher Typ z. B. Dann hätt ich’s verstanden, dann würde ich sagen, okay, vielleicht einen Mann in ihr gesehen.“ (ebd.)

Im zweiten Interview widmeten wir uns über weite Strecken der Erforschung seiner Angst von Kindheit an. „Ich hab irgendwie gespürt, dass da was nicht stimmt. Angst davor, dass das auffällt. Aber ich konnte mich dem immer gut entziehen, hab immer was dagegen gemacht, dass das nicht auffällig wurde.“ (X2: 1) Er hatte z. B. „Kopfschmerzen, wenn’s um’s Fußballspielen ging und solche Sachen. [...] Diese Raufereien, das war nicht so mein Ding, man ist anders. Ich hatte aber immer ganz viele Freunde in der Schule. [...] Jungen und Mädchen, auch viele Mädchen natürlich durch meine Schwester. [...] das wurd’ nicht so gefährlich. Und die mochten mich immer sehr, weil ich’s gut mit Mädchen konnte. Da fühlte ich mich dann ein bisschen geborgen.“ (ebd.)

„Als Kind merkt man nur, man ist anders, und man möchte nicht anders sein. [...] Irgendwann, als ich Jugendlicher war, wusste ich ja dann, dass ich schwul bin. Bis ich mal wusste, was das überhaupt ist!“ Aufklärung

lieferte die BRAVO, die bei ihm zuhause auch nicht verpönt war. „Ich fand das sehr gut für mich.“ (ebd.) Bei seinem Partner sei das ganz anders gewesen. Und er begann, ein Loblied auf seine Mutter zu singen: „Das war bei uns ein bisschen offener. Meine Mutter und ich, ich bin immer zu ihr mit allem, was ich so wusste, *nicht, was er wissen wollte*, und dann haben wir darüber geredet, ganz offen. Da hatte sie überhaupt keine Probleme, und dann hat die mich weiter aufgeklärt. Natürlich nicht über Homosexualität, hab ich mich nicht getraut zu fragen, das war dann kein Thema.“ (X2: 2)

Ich hakte nach, was er seine Mutter denn gefragt habe. „Gefragt habe ich sie eigentlich nichts Sexuelles.“ (ebd.) Was denn? „Ich weiß auch nicht. Ich hab ja die BRAVO bei ihr gelesen, die war ja nicht verboten. Und dann hat sie mal so Fragen gestellt über Kondome, die braucht man ja, sie war da nie, dass sie geschimpft hat. Damals wusste man ja auch nicht, wo die Kinder herkommen, lange nicht. Im dritten Schuljahr hab ich das erfahren, und das hab ich ihr sofort erzählt. Ich fand das sehr schön, und es wurde mir auch sehr schön erzählt, und da war sie ganz froh, und da hat sie gesagt, das ist ja ganz toll, dass du das so weißt. Wenn du ´ne Frage hast, dann frag mich, .. dann klär ich dich weiter auf. Aber ich hab sie eigentlich nicht viel gefragt. Sie fragte immer, ist alles okay? Hast du keine Fragen? Und ich hab gesagt, nein, brauch ich nicht.“ (X2: 2)

Er wisse nicht, „warum ich das nicht sagen wollte. [...] weil ich dann der Einzige oder der Zweite in dem Ort gewesen wär? Es gab wahrscheinlich noch sehr viele, aber das wusste halt kein Mensch. [...] Das war halt ´ne andere Zeit als heute. Aber trotzdem, zu der Zeit sind auch Leute anders damit umgegangen.“ (ebd.)

Über die Ängste in Pubertät und Adoleszenz hatte er ja schon im 1. Interview gesprochen. So fragte ich im zweiten nach der Entwicklung der Angstsymptomatik in der Ehe. Die entwickelte sich erst, „als ich dann so 40 wurde. Ich hatte ja immer die Hoffnung, dass das irgendwie ausreichen könnte, aber ich wusste nicht wie.“ (X2: 3) Er habe sich ja die Geschäfte aufgeladen, die Ehe, das Kind. „Ich wollt das nicht zerstören, auch für das Kind nicht. Da hatt' ich immer die Hoffnung, irgendwann ist sie ja größer, erwachsener, und dann funktioniert's. Ich hab ja auch erwartet, dass meine Frau irgendwann mal aktiv wird oder sagt, ich hab die Nase voll, ich lass mich scheiden, das wär mir natürlich lieber gewesen. Aber das war bei ihr nicht möglich, so von sich aus zu handeln. [...] Weil sie 'ne abhängige Person ist.“ (ebd.)

Er sei also immer unzufriedener, immer depressiver geworden, „ich kam da nicht raus. Irgendwie hatte ich dann auf einmal so Panik. [...] Hab ich gedacht, ich würde sterben. Und dann kam aber wirklich ein Sterbefall.“ Eine etwa 40jährige Geschäftsfrau, „wir kannten uns ganz gut“, (X2: 4) fiel in der Mittagspause zuhause tot um. „Da hab ich so 'ne Panikattacke gekriegt.“ (ebd.) Dann starb noch eine weitere „Nachbarin, die haben sie auch in der Mittagspause raus getragen, tot, war auch 38. Irgendwie Zufall, dass da mehrere innerhalb kurzer Zeit, Geschäftsleute auch, umgefallen, tot, nichts mehr zu machen. Das hat die Ängste ausgelöst.“ (ebd.)

„Weil ich irgendwie unzufrieden war, hab ich dann ja das Geschäft gewechselt, ich wollte keine zwei Frisörläden mehr haben.“ (ebd.) Auf einmal habe er Personalschwierigkeiten gehabt, habe nur noch fruchtbar viel gearbeitet. Er baute dann einen seiner Läden in ein Sportmodengeschäft um. Es wurde auch ein schönes Geschäft, aber dann habe er da gesessen und gedacht, „da hast du was Falsches gemacht, da

wirst du nicht glücklich. [...] Da bin ich in ein ganz tiefes Loch gefallen. [...] Da kam große Angst auf. [...] da war einfach keine Sicherheit mehr da.“ (X2: 4, 5) Morgens um vier Uhr die erste Tablette, „wird man ja wach, und dann ist die Angst da. [...] Und ich saß immer in diesem Laden, und dann hab ich immer direkt diese [Tablette] genommen.“ (vgl. X2: 5) Dann habe er aber den „Mut“ gehabt zu sagen, das Geschäft verkaufe ich, „auch wenn ich es erst ein Jahr hab.“ (ebd.) Das war 89/90. Der Verkauf gelang. „Dann war ich wieder im Frisörladen, [...]. Und da hab ich mich reingekniet und das war auch am Anfang ganz gut. Aber dann musste ich ja klar Schiff machen nach dieser Therapie, weil ich´s mir vorgenommen hatte. Und dann hab ich´s gesagt.“ (X2: 6)

Er blieb noch einige Jahre Geschäftsmann. Nach zwei Jahren Fernbeziehung mit A entschied er, die Frisörläden aufzugeben und ein neues Geschäft aufzumachen, diesmal am Wohnort seines Partners. In diesem Kontext schlug A vor, zusammen zu ziehen. Nach zwei Jahren gab er auch dieses Geschäft auf, das nicht gut lief. „Ich hab da viel Geld in den Sand gesetzt, [...] aber das war überhaupt kein Problem, mein Leben stimmte.“ (X2: 9) Er genoss es, mit seinem Partner auf Messen zu fahren, „das war richtig schön. Ich wollte ja irgendwas machen, was mir Spaß macht, ein Geschäft mit schönen Dingen, aber wenn das nicht richtig läuft, dann sagt man sich, warum sitz ich da rum! [...] Dann arbeite ich lieber im Garten. Dann bin ich natürlich voll in den Haushalt eingestiegen. [...] Das macht mir Spaß. [...] Wir leben in ganz biedereren Verhältnissen.“ (X2: 9, 10) Sie gehen nicht groß raus, außer zum Essen gehen. „Wir sind nicht im Verein, das macht keinen Spaß. Aber wir haben ein schönes Leben. Wir haben hier unser Paradies, das genießen wir sehr.“ Vor dem Hausbau seien sie „unheimlich viel gereist.“ (X2: 10)

Ins Dorfleben sind sie nicht integriert. Ich frage, ob es bekannt ist, dass sie ein Paar sind. „Ich denk schon, dass das bekannt ist, aber uns kennt keiner.“ Sie halten sich auch „ziemlich zurück, weil man weiß ja nie, wie die Leute reagieren.“ (ebd.) Die Nachbarn haben sie schon mal eingeladen, „aber wir reden nicht groß darüber.“ (ebd.) Ansonsten pflegen sie ihren Freundeskreis, „und das reicht uns.“ (ebd.) Dieser besteht aus Kontakten, die aus der Zeit vor Beginn ihrer beider Beziehung stammen, es sind überwiegend Paare bzw. Familien bis auf seine inzwischen verstorbene lesbische Freundin und einen schwulen Kölner Freund, der sich aber nicht mehr melde. Ja, und dann noch die beiderseitigen Familien.

Er hatte das alte Leben ja nicht mehr gewollt, wollte weg von seiner Frau, von dem Ort, von den Freunden. „Ich bin ja geflüchtet, auch eigentlich vor denen.“ (X2: 7) Einige Freunde vermisse er noch heute. Zu ganz wenigen habe er den Kontakt wieder aufgenommen, z. B. zu einem Arzt, mit dem ihn „so ’ne tiefe Freundschaft“ verband, dass der ganze Ort „immer geredet“ habe, „wir Männer, [...] wir hätten was miteinander, was absolut nicht stimmte. Wir haben nie darüber gesprochen. Das war einfach ’ne ganz andere Freundschaft.“ „Als ich mich dann geoutet habe“, habe die Frau des Arztes ihm von den Gerüchten erzählt. Von ihr, nicht von seinem Arztfreund selbst, weiß er, „dieser Arzt war auch homosexuell [war], und seine Frau war lesbisch, und die hatten so’n Deal, .. aber das wusste keiner.“ (X2: 7) „Die haben zwei Söhne zusammen und leben auch immer noch zusammen. [...] Die haben wahrscheinlich auch Affären nebenbei. Ich weiß, dass die die hatten. Das hat sie (die Arztehefrau) mir erzählt – und zwar mit meiner guten Freundin, die sich dann auch mit mir geoutet hat, hatte die ein Verhältnis.“ (ebd.)

Diese gute Freundin ist vor drei Jahren gestorben, „das war für mich auch ganz, ganz schrecklich.“ (ebd.) Ich fragte, ob diese Freundin auch eine Art Schwesternersatz für ihn war. Nein, das war sie nicht, aber es gebe eine andere Frau, die hatte mit seiner inzwischen verstorbenen guten Freundin ein Verhältnis, eine Frau mit vier Kindern, „die hab ich auch Schwester genannt und die mich Bruder.“ (ebd.) „Aber die ist nicht lesbisch, die hat nur mit der zusammengelebt 'ne Zeit. Das war einfach, die war in diesen Menschen verliebt. Sie versteht das selber nicht richtig, weil sie nicht lesbisch ist.“ (X2: 8)

Es war der Arzt, mit dem er so eng befreundet war, der ihm die Medikamente verschaffte bzw. überließ. „Ich hab ihm gesagt, ich könnte nicht schlafen oder ich bin so nervös und dann hat er gesagt, das können Sie nehmen, das nimmt meine Mutter auch. Und dann hat er das aufgeschrieben, einmal, und dann hat er gesagt, dann hol dir das. [...] Ich hatte sogar den Schlüssel zu seiner Apotheke. Ich konnte mir nehmen, was ich brauchte.“ (X2: 3) So wurde er abhängig von Tranquilizern und Schlaftabletten.

Ganz zum Schluss fragte ich noch einmal, warum es so undenkbar war, mit seiner Frau zu sprechen. Er betonte erneut, dass es für ihn „absolut nicht möglich“ (X2: 10) war, „ich hab das nie, nie jemandem mitgeteilt. Ich denke, die Einzige, der ich das mitgeteilt hätte, wär wahrscheinlich meine Schwester gewesen.“ (X2: 11) Er habe immer gewusst, „dass das für sie ganz schlimm ist.“ (X2: 12)

I: „Die hatte schon mal einen Verlust erlitten, die war ja Witwe, glaub ich.“

P: „Ja, ja, genau. Da hatt' ich auch Schuldgefühle. Ich hab sie ja benutzt irgendwie. Ich hab sie ja benutzt, weil es mit ihr gut funktionierte.“

I: „Weil Sie sich auch männlicher fühlen konnten.“

P: „Ja, sonst hätte ich sie vielleicht nicht geheiratet.“

I: „Könnte man vielleicht sogar sagen, dass Ihre Frau Ihnen geholfen hat, sich richtig männlich zu fühlen, und dass das es Ihnen auch erleichtert hat, nachher als Homosexueller einen Mann zu begehren im vollen Gefühl der Männlichkeit sozusagen?“

P: „Das weiß ich nicht, ob das daran liegt?“ (X2: 12)

Früheste Kindheitserinnerung (X1: 13f):

I: „Wenn Sie von jetzt an zurück denken, von heute aus sozusagen. Was ist Ihre früheste Erinnerung überhaupt?“

P: „Die früheste ist sehr, sehr früh. Ich war sechs oder sieben, da hab ich nen Mann im Schwimmbad nackt gesehen, und das seh ich heut noch, das Bild. Das hat mir gefallen. Und deswegen weiß ich es heute noch. Und ich war ja auch einer, der nie Fußball gespielt hat. Ich bin eher ein weiblicher Typ. All diese Jungs, die..“

I: „Das haben Sie nicht so gemacht?“

P: „Ich hatte ja meine Schwester und ihre Freunde, das war ja immer sehr praktisch für mich, dass ich mich mehr in den Kreisen bewegen konnte.“

I: „Haben Sie sich wohl gefühlt mit denen?“

P: „Klar, sicherer, ich hatte Angst irgendwie, man hat die Art schon als Kind, man hat nichts anderes, man weiß das, und das spürt man auch, wie die Jungen, so ist man ja nicht. Gott sei Dank, gab's

damals kaum Sport, und da konnte ich mich von den Sachen fern halten, so Jungssport, Fußball musste ja nicht jeder. Es gab ja andere Sachen. Ich hab mich immer da so durchgeschlängelt. Aber es war mir als Kind bewusst. Ich weiß das jetzt genau, ich hab für den Mann geschwärmt. Der hat mich immer mitgenommen zum Schwimmen.“

I: „War das jemand aus dem Dorf oder?“

P: „Ein Bekannter, meine Eltern kannten den, der war bei meinen Großeltern im Süden, und da war ich immer in den Ferien, und der hat mich da immer abgeholt. Ich weiß, dass mir das gefallen hat, und das hat mich irgendwie nicht los gelassen.“

Analyse der sexuellen Entwicklung

Dieser Mann ist eindeutig homosexuell, wusste auch immer darum, aber er wollte nicht „so“ sein und versuchte jahrzehntelang, ein heterosexuelles Leben zu führen. Nur dann, das war seine Vorstellung, war er ein „richtiger Mann“ und konnte sich selbst achten und mit sozialer Achtung rechnen.

Er war „eher ein weiblicher Typ“ (X1: 13). Und das Weibliche an ihm machte ihm zu schaffen. Bis zu seinem 20. Lebensjahr konnte er sich hinter seiner ein Jahr jüngeren Schwester verstecken, neben und mit ihr die Gesellschaft von Mädchen genießen und mit ihr für Jungen schwärmen. Das war für ihn ein akzeptabler, sicherer sozialer Rahmen. Ihr Tod mit neunzehn Jahren beraubte ihn seines wichtigsten Schutzschildes; vor allem kam er zu früh.

Er hatte zwar schon zwei Jahre vorher begonnen, aus ihrem Schatten herauszutreten, als er Teil einer kleinen Clique „richtiger Männer“ (X1: 3)

wurde. Aber dort erlebte er sich (bewusst, denn unbewusst muss er genau diese auch ersehnt haben) den Verführungsversuchen eines Don Juans (ebd.) ausgesetzt, wodurch sein Schwulsein, das er doch in dieser Gruppe „richtiger Männer“ los sein wollte, bestätigt wurde. Das dürfte Ängste, mit seiner mädchenhaften Art gar nicht als richtiger Mann gelten zu können, bekräftigt haben. Er gab dem Werben des Freundes zwar nach, „weil man ja Lust hatte“, (ebd.) aber er schämte sich (ebd.) hinterher. Seine homosexuelle Verführbarkeit schien seine Zweifel bezüglich seiner Männlichkeit bekräftigt zu haben. Schon für Freud waren passive sexuelle Wünsche weibliche Wünsche.

Wie heikel diese Fragen gewesen sein müssen und selbst nach deren Überwindung bzw. befriedigender Lösung noch immer sind, zeigt sich auch daran, dass er Informationen zum Thema Männlichkeit/Weiblichkeit erst nach dem 2. Interview geben konnte, als das Band defekt war und das Aufnahmegerät ausgeschaltet blieb: „Ich wollte nie eine Frau sein, ich wollte ein Mann sein.“ (Nachtrag X2: 1) Aber: „Es war viel Weibliches da, das wollte ich weghaben, das ging aber nicht mit Männern.“ (ebd.) Das ging nur mit einer Frau.

Diese Aussagen können als nachträgliche Umarbeitungen gelesen werden aus der Position eines Mannes, der mit 60 Jahren eine integrierte sexuelle Identität als Homosexueller gefunden hat, der begeisterter Hausmann ist, sexuell aber keineswegs nur passiv agiert. Diese Sätze suggerieren eine Klarheit, die er so nicht von Beginn an gehabt haben kann. Er wollte sicher keine Frau im transsexuellen Sinne sein, aber er wollte seine weiblichen Seiten „weg haben“, weil sie nach damaligen Maßstäben seine Männlichkeit beeinträchtigten und er sich deshalb ihrer schämte. An sich war er mit ihnen einverstanden und nutzte sie auch bewusst für seinen

Beruf. Unter Kundinnen und Mitarbeiterinnen war seine weibliche Identifizierung ein angenehmer Vorteil, dort genoss er das schwesterliche Miteinander. Dort war es genau richtig, kein „richtiger Mann“ zu sein.

Bei seinen ersten heterosexuellen Kontakten, die er ja bewusst gesucht hatte, um vor sich selbst und der Umwelt als normal gelten zu können, tat er sich schwer, die damals noch obligate männliche Rolle („führen“) einzunehmen. Wahrscheinlich hatte er Potenzprobleme. Die Sexualität machte ihm nicht nur keinen Spaß, sie strengte ihn an. Und es zog ihn ja auch mehr zu Männern, auch wenn er nicht „so“ sein wollte – so lächerlich wie der Dorfschwule etwa. Er war mit einem inneren (Trieb-Über-Ich-)Konflikt konfrontiert, ohne dies erkennen zu können, und er versuchte, ihn in der äußeren Realität, als äußeren Konflikt zu lösen. Er floh vor seiner Homosexualität und vor seiner Homophobie, indem er mehrfach zwischen seiner Heimat und der Schweiz hin und herpendelte, und kapitulierte schließlich vor seiner damaligen Unfähigkeit, sich eine für ihn selbst und in der Gesellschaft akzeptierte Homosexualität vorstellen zu können. Er hatte es zweimal probiert und musste einsehen, dass er nicht homosexuell leben konnte - damals noch nicht, Ende der 60er Jahre.

In dieser Situation lernte er 23jährig eine Kollegin kennen, eine gleichaltrige Witwe, die „sein Geschlechtsteil in die Hand nahm“, die hier also die Führung übernahm und die spontan so etwas sagte „wie: toll, ist der groß! Und von da an war alles einfach und schön, fühlte er sich als (sinngemäß guter, richtiger, toller) Mann!“ (clinical scan: 2). Von da an machte ihm – anders als mit den Frauen davor – auch der Sex Spaß. Es war ihm wichtig, dass es für seine Frau „sexuell sehr befriedigend“ (X1: 5) gewesen sei. Er heiratete sie, „weil ich ja auch mit ihr Kinder haben konnte.“ (ebd.) Das alles zusammen - eine Frau, die ihn begehrte und

damit als Mann bestätigte und die er befriedigen konnte, dazu die Vaterschaft) machte ihn zum Mann. Und er dachte, „jetzt läuft mein Leben so als Heterosexueller. Aber das war dann nicht der Fall.“ (ebd.)

Die Männlichkeit und die Normalität waren zwar gesichert. Es „funktionierte“ alles, sein Penis ebenso wie sein soziales Leben als Mann. Vielleicht ist das nachträglich herunter gespielt, vielleicht war es eine Zeit lang richtig schön. Aber die Phantasien kamen zurück, als die Tochter geboren war, nach drei Jahren Beziehung mit seiner Frau. Er begrüßte deren Rückkehr nicht, denn er wollte kein „Doppelleben“. Er wollte eine normale Ehe führen und den Sex mit seiner Frau aufrechterhalten. Als Kompromiss wies er den homosexuellen Phantasien, als sie nicht mehr weg zu schieben waren, einen Platz beim ehelichen Sex zu. Er habe sich auch „immer Männer angeguckt, die gefielen mir halt eher.“ Es „funktionierte“ auf diese Weise noch zwei Jahre lang. „Der Wunsch wurde immer stärker, das auch wirklich wieder zu leben“, sodass er einen homosexuellen „Blitzkontakt“ (X1: 5) unbewusst arrangierte/bewusst geschehen ließ, als er mit Frau und zweijähriger Tochter im Urlaub war.

Diesen „Blitzkontakt“ schilderte er wie ein Erweckungserlebnis. Danach war klar, er wollte Sex mit einem Mann, nicht mit (s)einer Frau. Zu dem Freund aus der Männerclique seiner Jugendzeit, „da war keine Möglichkeit mehr, der war inzwischen auch verheiratet, hatte Kinder.“ (ebd.) Real konnte er nicht zurück, innerlich knüpfte er an seine Adoleszenz an. Aber es blieb unvorstellbar für ihn, homosexuell zu leben, wie denn auch! Er kannte Mitte der 70er Jahre keinen schwulen Mann, kein schwules Paar, an dem er sich hätte orientieren können. Er wollte keine soziale Ausgrenzung riskieren noch sich unnormale fühlen müssen. In die homosexuelle Szene wollte er nie.

Er traf bezüglich der ehelichen Sexualität keine bewusste Entscheidung, es „funktionierte“ einfach nicht mehr. Er nahm wahr, dass seiner Frau die Sexualität fehlte, und bewusst hatte er durchaus Schuldgefühle, ihr den Sex vorzuenthalten, „irgendwie wurde sie ja auch unglücklich dadurch.“ (ebd.) Aber er wartete fünfzehn lange Jahre, in denen er keinen Sex hatte, außer dass er onanierte, ehe er seiner Frau sagen konnte, warum er nicht mehr mit ihr schlief. Unbewusst mag sein langes Zögern, sich zu outen, ein sadomasochistisches Element enthalten haben, er quälte seine Frau mit der fehlenden Heterosexualität und sich selbst mit der fehlenden Homosexualität, aber der narzisstische Gewinn eines Lebens als erfolgreicher Geschäftsmann mit Familie muss groß gewesen sein, wengleich dieser mit der Zeit erodierte und parallel dazu sein Gefühl, ein falsches Leben zu führen, in den Vordergrund trat.

Er hätte sich gewünscht, dass seine Frau ginge und ihn damit frei gäbe, aber er wusste zu gut, dass sie das so wenig konnte wie er selbst lange Zeit. In gewisser Weise erfüllte sie ihm seinen Wunsch später, als sie auf die notwendige Transplantation verzichtete. Bewusst wartete er, dass seine Tochter erwachsen würde. Er hätte nicht zu sagen gewusst, worauf er noch wartete.

In diesen fünfzehn Jahren, in denen er seine Homosexualität latent hielt, stürzte er sich einerseits in die Arbeit, expandierte und wechselte einmal die Sparte, andererseits suchte und pflegte er sublimiert homosexuelle Freundschaften, zum einen mit dem Arzt, von dem er alles an „Beruhigungsmitteln“ haben konnte, was er wollte, zum anderen mit zwei Freundinnen, darunter die später als lesbisch geoutete Frau. In den letzten Jahren vor seinem Outing muss die Sorge, es vielleicht nie zu schaffen, „richtig“, d. h. homosexuell zu leben, und mit ihr die Verzweiflung darüber

immer größer geworden sein. Nach dem Tod zweier gleichaltriger Geschäftsfrauen in seiner Nachbarschaft kamen zu der latenten Depression noch die Panikanfälle dazu. Der Konsum an Beruhigungsmitteln wuchs, und er entwickelte eine Medikamentenabhängigkeit.

Als zwei Freundinnen für ihn einen Therapieplatz gesucht hatten und er in der Therapie erstmals über seine Homosexualität gesprochen hatte, konnte er sozusagen blitzartig sein Leben ändern. War es die phantasierte Erlaubnis durch eine Schwestern- und eine Vaterfigur (Freundin und Therapeut), „so“/homosexuell sein zu dürfen, die ihn plötzlich handlungsfähig machte? Er entschied sich für die Trennung, machte sich durch einen brutalen Selbstentzug von den Medikamenten stark, um sich für das Outing gegenüber seiner Frau und die geplante Trennung von ihr zu wappnen.

Zwei Jahre war er damit beschäftigt, die schwierige, nicht nur beflügelnde, sondern auch schuldgefühlsbeladene Trennung von seiner Frau innerlich und äußerlich zu bewältigen. Dazu gehörte, dass er seiner suizidalen Frau beistand, zumal die sehr darunter litt, dass auch die gemeinsame Tochter und die langjährige Angestellte sie verließen. Er zeigte eine bemerkenswerte Ich-Stärke, die es ihm ermöglichte, dass er über Jahre an der Seite seiner Frau blieb, bis diese ihre manifeste Suizidalität und später auch ihren Alkoholsucht überwunden und einen neuen Partner gefunden hatte. Schuldgefühle, sie benutzt zu haben, und daraus resultierende Wiedergutmachtungswünsche dürften eine Rolle gespielt haben, aber nicht nur. Er mochte seine Frau, und er wusste, was er ihr zu verdanken hatte – nicht zuletzt die Tochter. Er war und ist ein leidenschaftlicher Vater.

Unterstützung holte er sich, indem er sich in den zwei Jahren nach dem Auszug aus der ehelichen Wohnung einmal pro Woche mit der inzwischen

offen lesbischen Freundin traf und sich darüber austauschte, wie sie beide einen Partner/eine Partnern finden wollten. So wie er es schildert, klingt es wie zwei beste Freundinnen in der Pubertät, die alle Liebesdinge zigmal in der Phantasie durchspielen, ehe sie sich an wirkliche Beziehungen herantrauen.

Anders als Jahrzehnte vorher, wollte er nun - in seinen späten 40ern - eine homosexuelle Liebesbeziehung, auch wenn die Über-Ich-Probleme bzw. die internalisierte Homophobie nach wie vor in einem Ausmaß bestanden, das ihn selbst erstaunte. Aber jetzt konnte er sich damit auseinandersetzen und seine Befürchtungen an der Realität überprüfen. Der erste Mann, den er durch eine Anzeige kennen gelernt hatte, konfrontierte ihn noch mit der vollen Wucht seiner Homophobie. Der zweite Mann, für den er sich nach sorgfältiger Auswahl der Angebote einer Partneragentur entschieden hatte, wurde dann – jedenfalls ex post betrachtet – zu seiner großen Liebe, mit der seine Homophobie sich auflöste und die es ihm ermöglichte, sich gegenüber seinen Eltern, der Tochter und den Bekannten zu outen, d. h. dazu zu stehen, „so“ zu sein.

Obwohl er seine „große Liebe“ wie ein plötzliches, nahezu magisches Ereignis schildert, war sie wohl eher das Ergebnis eines langsamen, jahrelangen Prozesses.

Einerseits beschreibt er sich als kopflos verliebt, aber doch nicht so kopflos, dass er nicht realisiert hätte, dass er etwas tun musste, um diesen Mann, der noch nie eine Beziehung gehabt hatte, nicht zu verschrecken. Dafür nutzte er zum zweiten Mal in seinem Leben therapeutische Hilfe.

Als die Beziehung nach einigen Jahren (in denen er zuerst pendelte und dann in der Stadt, in der sein Partner wohnte, ein Geschäft eröffnete und mit ihm zusammen zog, zeitgleich mit dem Studien-Ende seiner Tochter)

gesichert war, konnte er, ohne sich in seiner Männlichkeit gefährdet zu fühlen oder sich darum zu sorgen, wie dies von der Umwelt aufgenommen würde, dazu stehen, dass er zuhause bleiben und sich um Haus und Garten kümmern, also eine klassisch weibliche Rolle einnehmen wollte. Allerdings war er nach dem Verkauf seiner Geschäfte nicht mittellos.

Seine Homosexualität lebt er seither offen, aber defensiv, wodurch er der ländlichen Umgebung Rechnung trägt. Wer es wissen will, kann es wissen, wer es übersehen möchte, kann dies auch tun.

Jetzt hat er das normale, „spießige“ Leben, das er wollte, hat ein Familienleben und ist als Homosexueller mit seinem akademischen Partner von seiner Tochter und seinen Eltern gemocht und integriert. Und er hat ein befriedigendes Sexualleben, worüber er sehr glücklich ist.

Zusammengefasst ist dieser Mann ein Beispiel für eine gelungene Entwicklung mit Krisen und deren glücklicher Bewältigung. Krisen haben bei ihm mit Tod zu tun (Tod der Schwester, seine Ehefrau ist Witwe, später stirbt seine Frau nach etlichen Suizidversuchen), und Veränderungen mit dramatischen, lebensbedrohlichen Einbrüchen (der homosexuelle Blitzkontakt, die erste Therapie als Crash-Kurs, der gewaltsame Selbstentzug, die Begegnung mit der großen Liebe). Aus den Krisen nach teils langer Latenzzeit geht er wie Phönix aus der Asche hervor. Sein Narrativ ist so aufgebaut, dass plötzliche, dramatische Einbrüche (nach dem Vorbild des Todes) zum Organisator seines Lebens wurden. Damit überwindet er den Tod symbolisch, wird zu dessen Nutznießer (die Witwe, der Tod seiner Frau), indem er die damit verbundene Schuld akzeptiert.

Teil 3

Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse des zweiten Auswertungsschrittes vorgestellt.

Zunächst werden die Einzelfallstudien unter für verheiratete homosexuelle Männer thematisch bedeutsamen Stichworten zusammengefasst. Diese Stichworte haben alle einen Bezug zur psychosexuellen Entwicklung und zur Ehe.

Alsdann wird die Hypothese der „Ehe als Entwicklungsraum für Männlichkeit“ dargestellt, die sich auf acht der zehn Probanden bezieht.

Spekulationen zur Funktion der Ehe für die restlichen zwei Probanden, deren Männlichkeitsgefühl innerlich nicht angegriffen war und die mit ihrer Homosexualität kein inneres, wohl aber ein äußeres Problem hatten, schließen sich an.

Zwischenschritt:

Deskriptive Zusammenfassungen

Sexuelles Selbstverständnis: Alle interviewten Männer sind in ihrer „Lebensweise“ (Sigusch 2001, 35) bisexuell; das heißt, sie unterhalten bzw. unterhielten in ihrem Leben sexuelle Beziehungen zu Männern und zu Frauen.

Nur zwei (I, VI) sind jedoch auch ihrem Selbstverständnis nach „gesund“ (VI) oder „klassisch“ (I) bisexuell. Damit meinen sie: „sowohl heterosexuell als auch bisexuell“ (VI) und „ich bin nicht nur schwul, ich

habe auch einen Sohn.“ (I). Bei beiden ist die homosexuelle Tendenz im Laufe der Jahrzehnte stärker geworden.

Weitere zwei sagen, sie wissen nicht, was sie sind: „ich weiß es nicht“ (VIII) bzw. „ich bin mir inzwischen nicht mehr sicher“ (III); die das sagen (III und VIII), haben homosexuelle Kontakte neben der sexuellen Beziehung Frau bzw. Partnerin.

Die restlichen sechs Probanden sagen, sie seien homosexuell: „schon immer schwul“ (IV); „ich lebe seit sechs Jahren schwul, und vorher war’s mir nicht bewusst“ (VII).

Sexuelle Phantasien und Beziehungen: Alle Probanden hatten seit der Pubertät homosexuelle Onanie-Phantasien. Sexuelle Phantasien und sexuelle Praxis waren dabei oftmals identisch. Keiner berichtete von heterosexuellen Phantasien. Allerdings waren einige neugierig, wie es mit Frauen sexuell sei (III) bzw. ob sie gute Liebhaber sein könnten (VI).

Jugend: Die homosexuellen Phantasien tauchten im zehnten bis dreizehnten Lebensjahr auf und wurden von allen zehn Probanden Vorbewusst, aber nicht bewusst registriert. Sie haben „nicht gewusst oder nicht genau gewusst, was mit mir los ist“ (II). „Das war eher ein Thema, was man weg schob.“ (IV) „Das war mehr im Untergrund, aber ich hab’s nicht wahrgenommen, sagen wir mal so, ich wollte es nicht wahrhaben.“ (VII) Es blieb Jahrzehnte lang „im Hintergrund.“ (VI) „Dass ich an sich, ich sag mal, in die Schublade schwul gehöre, das ist bei mir erst vor zehn Jahren oder so bewusst geworden. Damals habe ich mir überhaupt keine Gedanken darüber gemacht.“ (IX)

Zwei (II, VIII) reagierten mit Vermeidung homosexueller Kontakte auf das Auftauchen der homosexuellen Phantasien; einer (VIII) der beiden vermied zusätzlich in den ersten Jugendjahren die Onanie, ehe er „mit offenen Augen von ner Freundin geträumt habe, aber auf Männerphantasien onaniert habe.“ (VIII)

Meistens wurden sexuelle „Spiele“ mit Gleichaltrigen (I, III, IV, V, VI, VII, X) gesucht, in denen es um gemeinsames Onanieren oder gegenseitige manuelle oder orale Befriedigung ging. Einer (IX) lebte bis zum Abitur fünf Jahre lang eine homosexuelle Beziehung mit seinem besten Freund, dessen sexuelle Beziehungen mit Mädchen er trotz seiner „Eifersucht“ akzeptierte.

Einer (V) schildert sich als im Kindesalter von seinem älteren Bruder verführt, ja „missbraucht“, da er in seiner kindlichen Angst in dessen Bett zu kriechen pflegte, wo dieser „sexuelle Spiele“ mit ihm begann. Seither ist für den Probanden (V) nur eine bestimmte Szene, nämlich auf dem Rücken eines Mannes zu liegen, sexuell erregend.

Zwei Männer (III, VI) hatten als Kinder bzw. Jugendliche einen homosexuellen Kontakt zu einem älteren Mann. Der eine (III) bekam als gut zehnjähriges Kind Zungenküsse und fand das „aufregend“. Er (III) traf sich parallel, von seinem zehnten bis zwölften Lebensjahr, mit einem gleichaltrigen Freund für ritualisierte sexuelle Spiele („Schmierseife und Popoklopfen“) und ging ab seinem vierzehnten Lebensjahr in die homosexuelle Szene, was bis heute mit der Phantasie „unerhörter Abenteuer“ verbunden ist. Dieser Mann (III) wurde in seiner Grundschulzeit auch von seiner Tante und deren Partner sexuell stimuliert; mit vierzehn Jahren hatte er seinen ersten Geschlechtsverkehr und begann, sexuell auch mit Mädchen zu verkehren.

Ein weiterer Mann (IV) ging nach den ersten Jahren, in denen er sich mit Schulkameraden sexuell vergnügt hatte, noch vor seinem Abitur in die homosexuelle Szene, in der er jahrzehntelang selbstbewusst verkehrte, bis er vor einigen Jahren eine feste homosexuelle Verbindung einging und erstmals homosexuell monogam zu leben begann.

Sechs Probanden haben vor der Heirat ausschließlich homosexuelle Kontakte gehabt (I, IV,V, VIII) oder eine einzige länger dauernde homosexuelle Beziehung (IX) oder, wie der 1934 geborene Älteste der Probandengruppe (II), vor der Ehe zwar keine sexuellen Kontakte zu Männern gehabt, aber ausschließlich „intensivere Kontakte“ zu Männern gesucht, die von anderen, etwa von seinen „Wirtsleuten“, als homosexuell wahrgenommen wurden.

Vier der Interviewten (III, VI, VII, X) hatten vor der Heirat sowohl sexuelle Beziehungen/Kontakte zu Männern als auch zu Frauen. Die heterosexuellen Kontakte kamen jeweils nach den homosexuellen.

Das homosexuelle Empfinden und Handeln wurde von den Interviewten sehr unterschiedlich erlebt und bewertet. Einer (II) hatte weder ein inneres noch ein äußeres Problem, weil er seine homosexuelle Neigung vollständig aus seinem Bewusstsein entfernt hatte, aber sublimiert lebte. Innerlich mit ihrer Homosexualität im Reinen waren zwei Männer (IV, IX). „Es war für mich völlig normal.“ (IV) Beide Männer mochten sich bis zu ihrem Outing bewusst nicht als schwul oder homosexuell sehen. „Das war ein akademischer Begriff, ich hab den nicht auf mich selbst bezogen.“ (IV) „Wir haben uns auch gar nicht so gesehen. Wir haben das gemacht, was, wie soll ich mal sagen, Spaß gemacht hat.“ (IX). Beide schildern sich als „Einzelgänger.“ Mit Mädchen konnten sie nichts anfangen.

Die meisten (III, V, VI, VII, VIII, IX) hatten mit ihrer homosexuellen Neigung innerlich und äußerlich zu kämpfen. Sie wollten es „nicht wahrhaben“ (III, VI), sie wollten „nicht so sein“ (V, VII, VIII, IX) oder waren erschrocken angesichts der Intensität des homosexuellen Verlangens (III). Einer konnte sich eine homosexuelle Beziehung „vorstellen“, aber das „Ausgestoßensein“ (VII) nicht ertragen. Sie ließen sich auf homosexuelle Kontakte ein, suchten sie auch aktiv, flohen sie wieder (III, V, VI, VII, VIII, IX), suchten parallel teils auch heterosexuelle Kontakte (III, VI, VII, IX) und hatten „ein ungeheures Gewirre im Kopf.“ (III) Sie konnten der Ablehnung durch ihr Über-Ich sowie der realen oder phantasierten Ablehnung durch Familie und Gesellschaft nicht standhalten und heirateten schließlich aus bewusst ganz unterschiedlichen Gründen.

„Wir haben dagegen angeheiratet.“ (I) Sie heirateten, nachdem sie die sexuelle Erfahrung mit ihrer Frau als „sehr schön, sehr stimmig“ (VII) empfunden hatten, weil die spätere Ehefrau sie in ihrer Männlichkeit bestätigte (X), weil sie die Ehefrau als Außenseiterin wie sich selbst empfanden und sich erstmals ganz angenommen fühlten (VII). Oder sie heirateten aus Gründen der Konvention, weil es angeblich notwendig war, um eine Wohnung zu bekommen (I, V) oder weil er damals gewohnt war, „mitzumachen, was man so an Anforderungen an mich gestellt hat.“ (V) Dieser Proband (V) war unglücklich und verwirrt angesichts seiner Perversion, die sich mit seiner Homosexualität und mit seiner Weiblichkeit („ich wär’ besser eine Frau geworden“) innerlich so vermengte, dass ihm keine Beziehung zu einem Mann gelang und er schließlich mit Mitte zwanzig heiratete, obwohl er die Sexualität mit seiner Frau „anstrengend“ fand.

Einer (IX) hatte das Problem, dass nach dem Studium alle Freunde „wegheirateten.“ (IX) „Dann ging mein Vater wieder auf Freiersfüßen, und der letzte Halt, den ich so hatte, der ging dann auch weg. Und dann hab ich mir überlegt, alle Welt heiratet, musste dich also auch mal nach ner Frau umschauen.“ (IX)

Ehe: Die Probanden waren oder sind zwischen 20 und 30 Jahre verheiratet. Sechs (I, II, III, V, VI, X) sind geschieden. Bei einem (VI) ging zum Interviewzeitpunkt gerade die vierte Ehe in die Brüche.

Von den vieren, die noch in erster Ehe verheiratet sind, sind drei (VII, VIII, IX) ihrer Ehefrau emotional sehr verbunden, teils mit Gefühlen, „so wie ich sie meiner Mutter gegenüber hatte, man ist da zuhause“ (IX), teils mit schwesterlichen Gefühlen von „Vertrautheit und Seelenverwandtschaft“ (VII). Eine ähnlich sichere und verlässliche Beziehung wie mit ihrer Ehefrau ist ihnen (VIII, IX) mit einem Mann nicht vorstellbar. „Was bekommt man dafür? Unsicherheit. Ob das lange hält? Und mit meiner Frau bin ich mir sicher, wenn ich mich nicht von ihr trenne, dann werden wir zusammen alt.“ (IX) „Die Beziehung ist verlässlich für mich, und das ist das, was ich in schwulen Beziehungen nie so gefunden habe.“ (VIII)

Der Proband (I), der gegen seinen Willen geschieden wurde, idealisiert seine Ehefrau bis heute und hat Kontakt mit ihr, nicht nur über den gemeinsamen Sohn. Der bald in fünfter Ehe Verheiratete (VI) hängt zu Anfang emotional sehr an jeder neuen Frau, während bei dem Probanden, der in vierter Partnerschaft lebt (III), der aber nur mit der ersten Frau verheiratet war, die emotionale Bedeutung der Frau mit jeder Partnerschaft weniger wurde.

Dem Mann (IV), der aus Karrieregründen verheiratet sein musste und der sich für eine Frau entschieden hatte, die - wie er wusste - von ihrem Vater sexuell missbraucht worden war, bedeutete seine Frau emotional wenig. Er ist der einzige, der sagte, dass er - hätte es die heutigen rechtlichen Möglichkeiten 1967 schon gegeben - nie geheiratet hätte. Er bleibt aus Kalkül verheiratet, da ihn der Unterhalt seiner Frau sonst zu viel Geld kostete.

Zwei (III, VI) bezeichnen ihre erste Ehe als „Fehler“ (III) bzw. als „zu früh“ (VI), in der jeweils folgenden Beziehung passte es dann besser – sexuell und emotional; sie lebten zum Interviewzeitpunkt mit der vierten (III) bzw. fünften (VI) Frau zusammen.

Die anderen wollten die Ehe nicht missen. „Wir haben so schöne, wunderbare Dinge miteinander durchlebt. Wir haben ´ne sehr, sehr gute Zeit gehabt als Eltern, als Ehepaar in den guten Jahren.“ (I) „Ich war so gerne Familienvater. Trotz aller Schwierigkeiten hätte mich nichts auf der Welt veranlasst, die Ehe aufzugeben. Ich war ein guter Ehemann, in jeder Hinsicht.“ (II) Die Ehefrau war der erste Mensch, wo er den Eindruck hatte, „die liebt mich so, wie ich bin, ohne zu versuchen, mich rumzudrehen. Es war dann auch eine sehr schöne Verbindung.“ (VII) Es ging in der Ehe anfangs „alles nur bergauf, die allgemeine Stimmung war für mich positiv, und da hab ich natürlich auch diese Hoffnung gehabt, das würde sich auch irgendwo legen.“ (V) „Ich hab mich nicht auf die Schule konzentriert, sondern immer mehr, wie komme ich an so ´ne Gelegenheit [d. i. die perverse Szene zu arrangieren: auf dem Rücken eines Mannes zu liegen und seine „Pomuskulatur“ zu spüren.] Ich denke mal, das ist schon damals so ´ne Sucht gewesen.“ (V) „Ich will gar nicht mal sagen, dass die Ehe schlecht war oder dass ich sie nicht irgendwo gerne gemocht habe,

und in den ersten Jahren waren wir uns sehr nah, muss ich ehrlich sagen.“ (V) Eine solche Nähe wie mit seiner Frau ist ihm bis heute trotz aller Sehnsucht danach mit keinem Mann gelungen.

Etliche Männer hatten Geschlechtsverkehr mit ihrer Frau, den sie „schön“ (VII) fanden, teils auch „lustvoll“ (VIII), vor allem zu Anfang. Sie waren stolz auf ihr Sexualleben (I), dass sie zu Geschlechtsverkehr in der Lage waren (II, IX) und ihre Frauen befriedigen konnten (I, VI, X). Als wichtig für die Sexualität mit ihren Frauen wurde immer wieder die Hauterotik genannt und das miteinander Sprechen und sich Wohlfühlen (I, V, VI, VIII). Einige Männer nahmen während des Geschlechtsverkehrs mit ihren Frauen homosexuelle Phantasien zu Hilfe (I, IV, IX). Teils war der Geschlechtsverkehr „mehr Pflicht als Kür“ (IV). Einer (V) hatte das Gefühl, „ich müsste mit ihr schlafen, weil sie das von mir erwartet“, aber „irgendwas fehlte mir oder war nicht richtig. Ich hab mich auch permanent danach geduscht, und auch dieses Gefühl von körperlicher Übelkeit, das hab ich regelmäßig gemerkt.“ (V) Wieder ein anderer meinte, der Geschlechtsakt sei ein „erfreuliches Beiwerk“, während „Nacktsein eine zentrale Sache“ (III) für ihn sei.

Einige (I, III, V, VIII) bedauerten, dass sie immer in der aktiven Rolle sein sollten. „Das Objekt der Begierde wollte ich genauso sein.“ (III)

Sieben Probanden (I, II, V, VI, VII, IX, X) bemühten sich darum, ihre homosexuellen Wünsche in der Ehe zu verdrängen bzw. beiseite zu schieben, halbherzig (I, V) oder entschieden (II, VI, VII, IX, X).

Sie stellten die sexuellen Beziehungen in der Ehe schließlich ein, um homosexuelle Kontakte haben zu können (II, V) – teils nach einem

jahrelangen Moratorium, in dem es gar keine sexuellen Kontakte gab (VII, IX, X).

Zwei (II, VI) konnten ihre homosexuellen Wünsche bis zur Lebensmitte verdrängt halten. Dann „schossen sie wie aus einem Vulkan hoch“, führten zu einer „zweiten Pubertät“ (II) bzw. zum Ende einer „eigentlich guten Ehe“ (VI). „Die dann folgenden Partnerinnen haben es zum Teil mitgetragen, wobei zu dem Zeitpunkt das Verlangen nach Mann nicht so ausgeprägt war. Aber man hat da schon eben seine Versuche gemacht. So, und dann kam dann in den letzten zwei, drei Jahren noch vermehrt die Lust von mir auf Analverkehr.“ (VI) Dass seine jetzige vierte Ehefrau „nicht mehr will“, sieht er jedoch in keinem Zusammenhang mit seinem sich verändernden Sexualverhalten, so wie auch andere darauf bestehen, dass das Ende ihrer Ehe mit ihrer Homosexualität nichts zu tun habe (I, II, III, IV).

Zwei Männer (I, V) hatten die Idee, „das gehört noch so dazu, das wird sich verändern“ (V) bzw. „dass das aufhört nach der Pubertät“ (I), mussten aber nach wenigen Jahren realisieren, dass es nicht aufhörte (I); „ich wollte es nicht weg haben. Ich hab gedacht, es ginge weg.“ (V) Sie gingen damit unterschiedlich um. Der Eine (I) versuchte, ein guter Ehemann zu sein und zugleich seine homosexuellen Wünsche zu splitten: durch gelegentliches „Abreagieren“ mit anonymem Sex seine homosexuelle Neigung sowohl anzuerkennen als auch loszuwerden und ansonsten familienkompatible Formen für die Befriedigung seiner homosexuellen Neigung zu wählen (FKK-Besuche, Wäschekataloge anschauen), wobei er eine stillschweigende Billigung seiner Ehefrau voraussetzte. Der Andere (V) versuchte zunächst ebenfalls, die Sexualität in der Familie zu lassen, indem er z. B. kurz nach der Eheschließung den Bruder seiner Frau in (s)ein

perverses Spiel (auf dem Rücken eines Mannes zu liegen und seine Pomuskeln zu spüren) einzubinden versuchte. Seine Frau schien das zu akzeptieren, „er ist ja wie ich“ (V); aber der Schwager wollte das „Schmusen“ nicht fortsetzen. Eine erneut wegen seiner Angst, so sagte er nach zwei Therapien, fehlgeschlagene homosexuelle Beziehungsmöglichkeit führte bei ihm zu einem schweren Suizidversuch aus „Hoffnungslosigkeit, das werd ich nie erreichen“. (V) Er war danach unfähig, sich zu trennen und akzeptierte die Bedingungen seiner Frau, „erst Therapie und dann Kinder.“ In den folgenden 20 Jahren bis zur Trennung von seiner Frau hatte er keine homosexuellen Kontakte mehr, wurde psychosomatisch krank und, nach einer weiteren Therapie, trennte er sich schließlich, um Sex mit Callboys zu haben.

Drei weitere Männer (VII, IX, X) versuchten, sich nach der Heirat nicht bewusst mit ihren homosexuellen Wünschen zu befassen. Einer (VII), dessen Frau ihn schon zu Beginn fragte, ob er „schwul“ sei, stritt die Homosexualität ab. Er fand den Sex mit ihr „sehr erotisch, sehr schön, und damit war das abgehakt; ich hab nicht weiter drüber nachgedacht, ob ich da 'ne Alternative suche.“ (VII) Als er im Spiel mit seinem kleinen Sohn Erektionen bekam, befasste er sich in Selbsterfahrungsgruppen zunächst jahrelang mit Fragen nach seiner Männlichkeit und Väterlichkeit, aber nicht mit Homosexualität.

Ein weiterer Mann (IX) war aus „Einsamkeit“ eine „Vernunft Ehe“ eingegangen mit einer Frau, die so einsam und „rational“ wie er selbst war. Seinen anfänglichen Erektionsproblemen begegnete sie mit Geduld, und er nahm zu „anregenden“ homosexuellen Gedanken Zuflucht, was er „nicht weiter dramatisiert“ habe. Er habe „doch recht häufig Männern hinterher geschaut“, und auch einige Male gedacht, „mit dem würdest du gerne was

anfangen“, aber „das hat man sich sozusagen irgendwie verboten.“ Im Übrigen dachte er, „das geht jedem Mann so, dass er auch andere Männer attraktiv findet.“ Er war bei der Geburt der Söhne dabei und genoss sein Familienleben. Sie kauften ein Haus, „man ist beschäftigt, kommt nicht auf andere Gedanken.“ Mit dem Aufkommen des Internets kam er dann auf andere Gedanken, las Coming-out-Berichte und reflektierte seine Entwicklung. Als er akzeptiert hatte, homosexuell zu sein, „es ist schon irgendwie eine gewisse Zeit nötig, um das so richtig zu akzeptieren“, (IX) und nachdem er seine Geschichte ins Internet gestellt hatte, outete er sich gegenüber seiner Frau. Erst danach begann er eine homosexuelle Beziehung, mehr als 30 Jahre nach dem Ende seiner ersten homosexuellen Liebe.

Wieder ein anderer Mann (X) hatte nach etlichen homosexuellen Erfahrungen, „ich hab immer nachgegeben, klar, weil man ja Lust hatte, aber danach hab ich den zwei Wochen nicht angeguckt, bin dem aus dem Weg gegangen, ich hatte auch Angst, es kommt raus“, und nach einigen missglückten heterosexuellen Kontakten die Kollegin geheiratet, die von seinem Penis begeistert war. „Das war perfekt eigentlich, das funktionierte komplett, sexuell sehr schön, deshalb hab ich sie auch festgehalten.“ Er „brauchte sie, vielleicht weil ich ja auch mit ihr Kinder haben konnte. Und da hab ich gedacht, jetzt läuft mein Leben so als Heterosexueller. Aber das war dann nicht der Fall. Irgendwann kamen dann die Phantasien doch wieder, schneller, wie ich mir das gewünscht hätte.“ Sie kamen nach vier Jahren, nach der Geburt der Tochter. Zunächst „haben wir noch ein normales Sexualleben geführt“ - seinerseits auch mit homosexuellen Phantasien. Aber als seine Tochter zwei Jahre alt war, hatte er im Urlaub einen homosexuellen „Blitzkontakt, und das war derart schön! [...] Ich

hatte mir das ja gewünscht, und als das passiert war, seither hatte ich nie mehr sexuellen Kontakt mit meiner Frau. Das funktionierte nicht mehr.“ Er trennte sich fünfzehn Jahre später, in denen er immer depressiver wurde, schließlich Angstzustände bekam und medikamenten- und alkoholabhängig wurde. Freundinnen vermittelten eine Kurz-Therapie. Danach machte er einen Selbstentzug, trennte sich von seiner Frau und bereitete sich in wöchentlichen Gesprächen mit seiner Freundin auf sein Leben mit einem Mann vor, den er allerdings erst suchte, als seine Frau trocken und nicht mehr suizidal war und einen neuen Partner gefunden hatte.

Fünf Probanden (I, III, IV, VI, VIII), die, sei es von Beginn an oder erst später, parallel homo- und heterosexuell aktiv waren, lebten auf ganz unterschiedliche Art „zwei Leben“ (I).

Vieren (I, III, VI, VIII) - ob sie sich nun bisexuell definierten oder nicht wussten, was sie sind - ist es wichtig, nicht „rein homosexuell“ (VI) zu sein. Der fünfte Proband (IV) dagegen war immer homosexuell und wollte und will nichts anderes sein; er brauchte aber eine Ehe für sein berufliches Fortkommen, akzeptierte den ehelichen Sex - und wohl auch die Kinder - als Notwendigkeit und war froh, als seine Frau nicht nur sexuell nichts mehr von ihm wollte. Nachdem sie sich von ihm getrennt hatte, outete er sich und begann seine erste offen homosexuelle Beziehung, hatte aber weiter anonyme homosexuelle Kontakte, die er in der folgenden homosexuellen Liebesbeziehung aufgab.

Einer (I) hatte 20 Jahre lang bis zur ungewollten Scheidung regelmäßigen Sex mit seiner Frau, den er auch schön fand - parallel zu anonymen homosexuellen Kontakten, die er nicht überbewerten will. Ein anderer

(VIII), der noch mit seiner Frau verheiratet ist und mit ihr und den Kindern zusammen lebt, hat selten Sex mit seiner Frau in Form von Küssen, sich im Arm halten und gegenseitiger manueller Befriedigung. Daneben sucht er homosexuelle Kontakte, bevorzugt im Rahmen von „Schwitzhüttenwochenenden“, die er in einem, von seiner Abfindung und gemeinsam mit der Ehefrau gekauften, zweiten Haus anbietet. Die Ehefrau, ebenfalls homosexuell, weiß darum.

Einer (VI) konnte seine homosexuellen Wünsche etwa zwanzig Jahre lang aus dem Bewusstsein fernhalten, ehe seine Wünsche nach „Partnertausch und Gruppensex“ (IV) zum Ende seiner zweiten, „eigentlich guten“ Ehe führten. Ab der nächsten Ehefrau verfuhr er anders und sprach mit seiner jeweiligen Partnerin darüber, dass er auch Lust auf Männer habe. „Wir haben da offen drüber gesprochen. Also das war dann nichts Heimliches mehr, nichts Verbotenes. Wenn dann noch ’ne Ehe auseinander gegangen ist, hatte das nicht diese Gründe.“ (IV) Er besucht - teils mit der Partnerin, teils alleine - Bi-Clubs, wo er seine homosexuellen Erfahrungen erweitert und vertieft und blieb, was er auch in den ersten zwei Ehe gewesen war: „ein notorischer Fremdgänger“ (IV) – in den ersten zwanzig Jahren heterosexuell, danach homosexuell, in den ersten zwanzig Jahren heimlich, danach deklariert.

Ein weiterer Mann (III) hat immer heimlich „flüchtige“ homosexuelle „Begegnungen“ gesucht, „ich wollte dahin“, und hatte neben seinen langjährigen festen Partnerinnen auch noch andere Frauen, „ich wollte immer raus.“ Inzwischen hat er kaum noch Interesse an heterosexuellen Abenteuern, findet auch seine heterosexuelle Partnerin bzw. den Sex mit ihr eher langweilig. Das Interesse an homosexuellen Abenteuern hält jedoch trotz aller Enttäuschungen unvermindert an, was ihn verwirrt.

Bei fünf der Interviewten wusste die Ehefrau von Beginn an um die Homosexualität ihres Mannes oder hätte darum wissen können. Einer (I) wurde vor der Verlobung von einem seiner Sexualpartner geoutet. „Und dann haben wir zusammen geweint, und wir haben uns ja geliebt und sind einfach davon ausgegangen, dass das aufhört.“ (I) Bei einem (V) erfuhr die Ehefrau, dass ihr Mann mit ihrem Bruder im Bett gewesen war, und fand es nicht so schlimm: „er ist ja wie ich.“ Einer (VII) wurde von seiner späteren Frau direkt zu Beginn gefragt: „bist du schwul?“ (VII) Seine Frau verliebte sich später in einer Gruppe für Ehefrauen homosexueller Männer erstmals in eine Frau und lebt jetzt selbst homosexuell. Wieder ein anderer (VIII) erzählte seiner späteren Ehefrau, als er von einem homosexuellen Treffen kam, dass er nicht damit zurecht komme, „sie als Freundin zu haben und einen Mann. Und dann haben wir beide geweint darüber, [...] und was mich damals absolut verblüfft hat, war, dass sie mich nicht verurteilt hat, sondern zu mir sagte, so ganz schlimm find ich’s nicht. Bevor ich dich kennen lernte, hab ich zwei Jahre mit ner Frau zusammengelebt.“ (VIII) Einer der Interviewten (VI) erzählte, nachdem seine zweite Ehe gescheitert war, seinen folgenden Partnerinnen, dass er sich auch für Männer interessiere. „Ich bin zu der Erkenntnis gekommen, ich würde mich also, wenn ich diesen Wünschen nicht nachkomme, selbst verraten. Und deswegen habe ich dann irgendwann gesagt, offene Karten, wer damit umgehen kann, okay, wer nicht damit umgehen kann, dann lassen wir das einfach sein.“ (VI)

Homosexuelle Liebesbeziehungen: Drei Männer (IV, IX, X) leben inzwischen in einer festen Beziehung mit einem Mann.

Zwei von ihnen (IV, IX) sind weiterhin mit ihrer Ehefrau verheiratet.

Einer (IV) ist getrennt und hat nur mehr eine finanzielle Verbindung zu seiner Frau. Er mag seinen Partner, mit dem er seit sechs Jahren zusammen ist. Von Liebe würde er aber nicht sprechen wollen. Er lebt zwar offen homosexuell, aber ohne dass seine Kinder in sein Leben integriert wären.

Der andere (IX) lebt mit seiner Ehefrau zusammen, mit der er seit mehr als zehn Jahren, noch bevor er sich als homosexuell akzeptierte, keinen Sex mehr hat, die aber gegen einen „festen Freund“ (IX) nichts einzuwenden hat. Der Freund des Probanden (IX) ist Student und nicht geoutet, sodass es für beide Männer passt, sich höchstens einmal pro Woche zu sehen und ab und zu ein Wochenende zu verbringen. Niemand kennt sie beide als Paar, auch wenn die Söhne des Probanden wissen, dass ihr Vater homosexuell ist.

Einer (X) lebt mit einem Mann zusammen, der für ihn „nach dreizehn Jahren immer noch der Tollste ist“ (X). Das sexuelle Interesse habe bei ihm nicht nachgelassen, und „wir sind uns treu“, (X), was er „ein bisschen 'ne Selbstverständlichkeit in der Partnerschaft [findet], wenn's funktioniert.“ (X); sie sind als homosexuelles Paar im Freundeskreis und in beider Herkunftsfamilien integriert und akzeptiert. Sein Partner ist Taufpate des ersten Enkels. Der Proband besucht seine Tochter jede Woche und seine Eltern alle zwei Wochen. „Wir leben in ganz biedereren Verhältnissen, aber wir haben ein schönes Leben.“ (X)

Zwei weitere Männer (II, VII), die derzeit ohne festen Partner sind, hatten in den letzten Jahren eine feste Beziehung mit einem Mann. Für einen (II) war es die „große Liebe“, für die er sich sogar scheiden ließ, und er empfindet sein Leben „in der Rückschau als ausgesprochen lebenswert und glücklich verlaufen“ (II), auch wenn die Beziehung am Alkoholismus des jüngeren Partners zugrunde ging. Für den anderen (VII) war die nach

fünfzehn Monaten zu Ende gegangene erste homosexuelle Liebe eine Erfahrung, über die er nie hinweg kam. Er war in parasuizidaler Stimmung, als er nach dem Ende dieser Beziehung in die Szene ging und sich mit dem HIV-Virus infizierte. „Ich hab gemerkt, dass ich mich so intensiv nicht mehr einlassen wollte“ (VII) nach dieser Enttäuschung. Er sehnt sich nach einer Beziehung, die emotional wie die mit seiner Frau ist. Seine Frau, mit der er noch verheiratet ist, lebt inzwischen in einer lesbischen Partnerschaft. Sie ist für ihn wie eine beste Freundin.

Fünf weitere Männer (I, III, V, VI, VIII), alle homosexuell aktiv, streben keine Liebesbeziehung mehr an oder haben nie eine angestrebt. Einer (V) sagt von sich, „Partner, das wird bei mir nichts. Ich bin auch heute noch nicht beziehungsfähig.“ (V) Er bleibt bei GayRomeo-Kontakten und Tantramassagen. Zwei weitere Probanden hängen Wohngemeinschafts-Phantasien (I, VIII) an, ahnen aber schon, dass das vielleicht nicht realisierbar ist. Einer (VI) ist irritiert, dass er in den Bi-Clubs zunehmend erlebt, dass auch mit Männern Zärtlichkeit möglich ist, beharrt aber darauf, dass das für ihn nur mit einer Frau geht. Wieder ein anderer Mann (III) findet die homosexuellen „Begegnungen“ (III), die er inzwischen eher über Zeitungsannoncen sucht als in der Szene, zunehmend unbefriedigend. Ein anderer hat auf „One-Night-Stands inzwischen oft keine Lust mehr. Da reiß ich mir heute kein Bein mehr für aus.“ (I) Er hatte vor zwei Jahren Stents eingesetzt bekommen und danach medikamentenbedingt auch eine Zeitlang unter Libido- und Potenzverlust zu leiden.

Lesbische Ehefrauen: Zwei Männer (VII, VIII) haben lesbische Ehefrauen.

Beide Ehefrauen konnten die erste homosexuelle Liebesbeziehung ihres Mannes nur schwer ertragen. Die eine (Ehefrau von VIII) suchte sich eine Geliebte, woraufhin ihr Mann Angst bekam, seinen Trennungswunsch aufgab und beide ihrer Ehe wieder Priorität einräumten. Im Gefolge davon versuchten sie eine Zeitlang, ihre Geliebten ins Familienleben zu integrieren, was aber letztlich für beide unerträglich war und aufgegeben wurde.

Die andere (Ehefrau von VII) verlangte zuerst eine Entscheidung, ertrug dann die homosexuelle Beziehung ihres Mannes, weil er „lebendiger“ geworden war und auch sie etwas davon hatte. Später entdeckte sie in einer Selbsthilfegruppe von Ehefrauen homosexueller Männer ihre lesbische Neigung und hatte eine erste zweijährige Beziehung mit einer Frau, was ihm (VII) wiederum überraschend schwer fiel. Aber er fand es „gerecht.“ (VII) In der Folge versuchten sie, ihre jeweiligen Partner im Rahmen von Familienaktivitäten zu treffen. „Das lief dann immer mal mit anderen Frauen, bei mir mit anderen Männern, also das war ein ziemlich buntes Bild, und es war natürlich für unsere Kinder schwierig.“ (VII)

Die Ehefrau von VII plante im Jahr der Interviews, mit ihrer langjährigen Partnerin zusammen ziehen, ohne dass eine Scheidung ansteht.

Die Ehefrau von VIII träumt mit ihrem Mann davon, zu viert in ihrem Haus zu leben, jeder von ihnen mit einem Partner/einer Partnerin, „aber wir haben noch keinen Partner gefunden, der sich das auch vorstellen könnte.“ (VIII)

Kinder: Alle Probanden, auch diejenigen, die nicht über die „Schwulen Väter“ kamen, haben Kinder: bis zu vier. Zwei (VII, X) haben bereits

Enkelkinder. Einer (I) hat nur einen Sohn, einer (X) nur eine Tochter, einer (VI) hat zwei Töchter, alle anderen haben Söhne und Töchter.

Das Verhältnis zu den Kindern ist weit überwiegend gut. Die Kinder haben für sieben der zehn Männer eine hohe Bedeutung. Einer (I) lebte nach der Trennung mit dem Sohn zusammen, der zugleich zur Mutter in regelmäßigem Kontakt stand. Ein weiterer (II) lebte lange nach der Trennung von seiner Ehefrau eine Zeitlang mit seinem adoleszenten Sohn zusammen, als dieser Schwierigkeiten in der Schule und mit seiner Mutter hatte. Wieder ein anderer (X) sieht seine Tochter und deren Kinder jede Woche. Die Tochter war nach der Trennung zum Vater gezogen und lebte bis zum Studien-Ende mit ihm zusammen. Einer (I) tut sich sehr schwer damit, dass sein Sohn, der zehn Jahre lang bei ihm lebte, 23jährig ausgezogen ist.

Einer (IV) steht nur mit seinem Sohn in gutem Kontakt, mit beiden Töchtern ist die Beziehung schlecht; mit einer Tochter ist er „verfeindet“, das Verhältnis zur anderen Tochter ist distanziert.

Einem (VI) bedeutet(e) das Familienleben nichts. Er „sucht“ auch nicht den Kontakt zu seinen beiden Töchtern, was er damit begründet, dass er ein „beiderseits ungeliebtes Kind“ gewesen sei.

HIV: Einer (VII) ist HIV-positiv und deswegen berentet. Er empfand die Berentung als Entlastung und als Chance, noch einmal „durchzustarten.“

Zwei (III, IX) haben sich nicht testen lassen. Einer (III) meint, er verkehre ja nicht mit „rein Homosexuellen“, der andere (IX) findet es „nicht wichtig.“ (IX) Er habe immer Safer Sex gemacht. „Irgendwann sollt’ ich’s mal machen lassen, aber es ist bei mir keine hohe Priorität. So wahnsinnig toll hab ich es nicht getrieben.“ (IX)

Outing: Zwei Männer (III, VI) sind nicht geoutet.

Zwei (I, IV) outeten sich, nachdem die Ehefrauen sich getrennt hatten.

Einer (II) outete sich, als seine Ärztin ihm die Tripper-Diagnose (Aids war damals noch kein Thema) mitteilte und sagte, sie werde seine Frau informieren, was er dann lieber selbst tun wollte. Einer (VII) outete sich, als er die HIV-Diagnose bekam, gleich doppelt: als homosexuell und als HIV-infiziert.

Zwei (VII, VIII, X) outeten sich nach Therapien bzw. Selbsterfahrungsgruppen.

Einer (IX) outete sich, nachdem er in Selbstanalyse seine Homosexualität akzeptiert und das Ergebnis seiner Reflexion ins Internet gestellt hatte.

Die, die sich outeten, sagten es zuerst ihren Ehefrauen, danach meistens den Kindern und später erst anderen.

Beruflicher Status

Studium (FH bis Promotion)	3
Lehre(Meisterbrief: 3)	6
Künstler	1
z. Zt. der Interviews (freiwillig oder unfreiwillig)	
nicht mehr im Berufsleben:	9
davon berentet (wegen HIV:1, Vorruhestand: 2, Rentner: 1):	4
arbeitslos/Hartz IV/Künstler:	2
leben von Vermögen bzw. Abfindung:	3
kleiner Selbständiger:	1

Hauptergebnis:

Eine Hypothese: Die Ehe als Entwicklungsraum für Männlichkeit

Überraschenderweise stellte sich heraus, dass acht Männer sich in der Ehe zur Homosexualität hin entwickelt haben. Ihre homosexuelle Neigung wurde im Laufe der Ehe, nachdem sie zunächst in den Hintergrund getreten war, immer unabweisbarer und führte schließlich dazu, dass sich die einen als homosexuell definierten und von ihren Ehefrauen trennten, während andere sich als bisexuell definierten oder nicht (mehr) wussten, was sie sind.

Das zentrale Ergebnis meiner Untersuchung ist die Hypothese, dass diese acht Männer ihre Ehe nutzten, um ihre als unsicher empfundene Männlichkeit (Freud 1923b: 260, Dammasch et al. 2009) weiter zu entwickeln und sicher zu etablieren. Geling ihnen das, führte dies dazu, dass sie sich, in der Regel nach der Lebensmitte, dazu bekannten, homosexuell zu sein (schon immer gewesen zu sein), sowie zu der Entscheidung, künftig homosexuell leben zu wollen. Nach außen erschien das wie ein Wechsel der sexuellen Präferenz. Nicht alle konnten oder wollten sich jedoch als homosexuell einordnen, so eindeutig die sexuellen Präferenzen auch sein mochten. Entweder fanden sie eine Konstruktion, die es ihnen erlaubte, sich - auch ohne aktuelle bisexuelle Lebenspraxis - als bisexuell zu definieren, oder sie steckten in einer quälenden Identitätsdiffusion (Erikson 1956) fest und waren nicht in der Lage zu sagen, ob sie homo-, hetero- oder bisexuell seien.

Zwei der zehn interviewten Männer hatten für sich selbst weder ein Problem mit ihrer Männlichkeit noch mit ihrem Homosexuellsein. Aber die Gesellschaft hatte in den 60er und 70er Jahren ein Problem mit offener

Homosexualität, sodass der eine aus karriere-taktischen Gründen heiratete und der andere, weil es noch kein Modell für ein bürgerliches Leben als Homosexueller gab und er nicht in die Szene gehen wollte. Dass beide verheiratet geblieben sind, obwohl sie unter den heutigen Bedingungen (Liberalisierung und Möglichkeiten der Verpartnerung) nicht heiraten würden, lässt die Vermutung zu, dass die Ehe für die Aufrechterhaltung der psychischen Stabilität benötigt wird. Hier scheint sie einen Schutz vor Re-Traumatisierung (frühe Trennungen) zu bieten und im Gewand von Rücksichtnahme und finanzieller Fürsorge unbewusst auch Hass zu binden.

Im Folgenden soll die Hypothese „Die Ehe als Entwicklungsraum für Männlichkeit“ detaillierter ausgeführt werden. Die Überlegungen gehen von der Annahme einer lebenslangen psychosexuellen Entwicklung aus.

Die bevorzugte homosexuelle Objektwahl, wie sie in den Onaniephantasien auftaucht, ist zwar seit der Pubertät auch für die Probanden selbst erkennbar oder hätte es - ex post betrachtet - sein können, aber sie erscheint inakzeptabel, unmöglich, nicht lebbar. *„Das war also mehr im Untergrund vorhanden, aber ich hab's nicht wahrgenommen, sagen wir mal so, ich wollte es nicht wahrhaben.“ (VII)* *„Sehr früh hab ich gemerkt, dass ich halt mehr auf Männer steh. Das hab ich natürlich nicht zugegeben. Das war immer so'n Kampf. Ich wollt ja nicht so sein.“ (X)* Sie fühlen sich in ihrer Adoleszenz nicht stark genug zu akzeptieren, dass sie sich sexuell mehr zu Männern als zu Frauen hingezogen fühlen. *„Ich habe mich nicht getraut.“ (VII)* *„Ich hab mit offenen Augen von ner Freundin geträumt, aber auf Männerphantasien onaniert.“ (VIII)*

Sie sind bewusst oder unbewusst mit der Befürchtung befasst, als Mann nicht richtig zu sein, nicht männlich genug zu sein, zu sehr weiblich identifiziert zu sein, jedenfalls nicht so zu sein wie die anderen Männer: „*das waren schon so richtige Männer*“ (X). Die eigene angstvolle Phantasie, nicht männlich genug zu sein, wird nur durch den Mund anderer, durch den Vater oder die Ehefrau, formuliert: „*Schwierigkeiten in unserer Ehe, die wir durchaus hatten, kamen meines Erachtens eher von einer anderen Seite, dass ich generell für meine Frau, wie sie sich auch mal ausgedrückt hat, nicht so der richtige Mann war.*“ (II) Der Vater „*hat versucht, weil ich irgendwie zu meiner Mutter einen besseren Draht hatte, weil die einfühlsamer war, mich immer wieder von ihr zu entfernen.*“ (VII) Sie wollen auch „richtige Männer“ sein bzw. werden und heiraten. Ein richtiger Mann zu sein und homosexuell, das scheint zunächst unvereinbar. „*Wir haben dagegen an geheiratet*“ (I) – gegen die Zweifel an der eigenen Männlichkeit mehr als gegen die Homosexualität. Die jungen Männer stellen ihre homosexuellen Wünsche zurück bzw. begrenzen sie auf den Bereich der Onanie und des Voyeurismus (anderen Männern hinterher schauen, Wäscheseiten im OTTO-Katalog ansehen). Sie behandeln sie wie unrealistische Jugend-Träume, die sie glauben, aufgeben zu müssen, an denen sie aber heimlich weiter hängen. Ihre Frauen wissen, „*dass ich Interesse für Männer habe.*“ (VII) Wenige Männer verwerfen ihr homosexuelles Begehren so radikal, dass es der bewussten Wahrnehmung fernbleibt. Das hilft ihnen, „*ein guter Ehemann*“ (II) zu sein, der sexuell aktiv ist und es über lange Jahre bleibt.

Die Sexualität wird immer wieder als „*sehr erotisch*“ und „*sehr schön*“ (VII) beschrieben. Vor allem die „*wunderschöne Haut*“, (V) die „*un glaublich zarte Haut*“ (III) der Ehefrauen begeistert. *Es war „immer*

ein schönes Gefühl dabei.“ (III) „Das mit der Haut, wie wir in der Sonne im Bett lagen und ich ihre Haut gespürt habe, das war unbeschwert.“ (V) Sexuell eher „Spieler“ als „Potenzsportler“ sehen sie den Geschlechtsakt eher als „erfreuliches Beiwerk“ an. „Nacktsein ist eine zentrale Sache.“ (III) Die teils jahrzehntelangen Gespräche mit ihrer Frau (I, V, VII, VIII) vertiefen das gegenseitige Verständnis, helfen bei der Bewältigung von Ehekrisen und führen zu einer großen „Vertrautheit“ und „innigen“ Verbindung. Nicht selten ist es oder wird es Liebe (I, VI, VII, VIII, IX, X), wie sie später auch bei einem Mann ersehnt, aber selten angetroffen wird.

Die Ehe ist nicht einfach ein Versteck, aus dem die verheirateten homosexuellen Männer wie „U-Boote“ wieder auftauchen, sobald die gesellschaftlichen Umstände sich verändert haben und sie ermutigen, sich zu outen: *„der Vorwurf von Erz-Schwulen, du hast dich doch nur nicht getraut, dich zu outen, und deswegen geheiratet“ (I).* Die Ehe ist für die verheirateten homosexuellen Männer ein Entwicklungsraum, der ihnen ermöglicht, ihr Männlichkeitsgefühl zu stärken, das sie aus ganz unterschiedlichen, biographisch determinierten Gründen, als fragil erleben. Ist „ein gesundes, kohärentes Gefühl von Männlichkeit“ (vgl. Diamond 2004; 2006; 2009) - basierend auf einem positiv besetzten Körperbild und einer Integration von männlichen und weiblichen Identifizierungen - innerlich sicher etabliert, dann ist es leichter, sich vor sich selbst und vor anderen als homosexuell zu bekennen und die Chancen eines veränderten gesellschaftlichen Klimas zu nutzen, um ein offen homosexuelles, gesellschaftlich integriertes Leben zu führen. Dass nicht alle eine Ehe als Entwicklungsraum nutzen können, ändert daran nichts.

Die Weiterentwicklung der Männlichkeit in der Ehe wird aus Gründen der Darstellbarkeit als Abfolge beschrieben. Die einzelnen Entwicklungslinien sind jedoch als miteinander verschränkte zu denken.

1. Entlastung

In einem ersten Schritt wird die eigene Weiblichkeit (II, III, VI, VII, X) oder Männlichkeit (I, V, VIII) auf die Ehefrau projiziert, was eine enorme Entlastung bedeutet, da ein innerer Konflikt externalisiert wird (männliche und weibliche Identifizierungen in sich selbst nicht integrieren zu können zu einem Gefühl, als Mann richtig zu sein) und sich in einer interpersonellen, gesellschaftlich und vom Über-Ich akzeptierten Konstruktion aufzulösen scheint: „*dann lief's normal ab.*“ (VI) Der verheiratete homosexuelle Mann lebt zu Anfang der Ehe in Übereinstimmung mit seinem eigenen Ich-Ideal und mit dem gesellschaftlichen Ideal und erlebt die narzisstische Gratifikation, sich als „richtiger Mann“ fühlen zu können, d. h. wie alle anderen Männer auch zu sein. Zugleich sind in der unbewussten oder vorbewussten Phantasie, vor sich selbst verborgen oder auch nicht, die inneren geschlechtlichen Positionen ganz anders verteilt, z. B. ein Mann, der eine Frau sein und als Frau von einem Mann penetriert werden will (V, VIII), oder ein Mann, der Sex mit einem Mann hat (VII, X).

Solche homosexuellen Phantasien, bewusst sind es teils nur Sehnsuchtsbilder, sind während der ersten Ehejahre wie eine leise Hintergrundmelodie. Die Onanie ist ihr Ort. Es wird nicht weiter über sie nachgedacht. Im Vordergrund steht zunächst die heterosexuelle Aktivität.

2. Ehehche Sexualität

Die Ehefrau bestätigt ihre Männlichkeit: *„toll, ist der groß! Und von da an war alles einfach und schön“ (X)*. Sie erleben, dass sie ihre Frau befriedigen können, dass sie sich als gute Liebhaber fühlen können und als Männer in Ordnung sind: *„man sagt ja den Männern nach, sie sind Egoisten, geht ihnen nur um's eigene Triebleben, aber was die Partnerin macht, ist wurscht, ne. Das war also nie das meine. Ich hab im Grunde immer Bestätigung bei Frauen gesucht, nicht weil ich Minderwertigkeitskomplexe hatte, sondern mit zunehmendem Alter ging's mir mehr um die Lust der Frau als um meine.“ (VI)*

Alle Männer können den ehelichen Sex und das Zusammensein mit ihren Frauen (zunächst) genießen, weil sie in der Lage sind, den weiblichen Körper (mindestens präödiäl) erotisch zu besetzen und/oder passager identifikatorisch an der sexuellen Lust der Frau zu partizipieren. Sie machen sich ihre weibliche Identifizierung zunutze, um im Gegenzug in ihrer Männlichkeit bestätigt zu werden. Zum Geschlechtsverkehr fähig zu sein und ihre Frauen sexuell und materiell befriedigen zu können, bringt sie nicht nur ihrem männlichen Ich-Ideal näher und stärkt über viele Jahre hinweg die libidinöse Besetzung des Selbst, d. h. – da das Ich immer ein körperliches ist (vgl. Freud 1923b: 253) – des männlichen Körpers und seines Penis. Diese vielfach wiederholte Erfahrung ermöglicht im optimalen Fall die Verinnerlichung einer stabilen männlichen Selbstrepräsentanz (so, wie ich als Mann bin, bin ich genau richtig).

Dass ihre Frauen sie sexuell begehren, wenn auch nicht zu sehr und zu häufig, stabilisiert ihren Narzissmus zusätzlich. Es sorgt aber auch für Schuldgefühle, denn sie selbst begehren ihre Frauen nicht in gleicher Weise (VII, X).

3. Vaterschaft

Die generative Potenz ist eine weitere Quelle, aus der sich die narzisstisch-libidinöse Besetzung des männlichen Selbst speist, auch wenn dies nicht für jeden einzelnen Mann gilt.

Ein Kind gezeugt zu haben, ist der Ausweis für Männlichkeit schlechthin. Und die in der Existenz eigener Kinder sichtbare Zeugungsfähigkeit hilft neben dem Bewusstsein, „ein guter Ehemann“ bzw. Liebhaber (geworden) zu sein, den verheirateten homosexuellen Männern, sich in puncto Männlichkeitsgefühl den heterosexuellen Männern ebenbürtig zu fühlen.

Auf der Basis einer qua generativer Potenz erwiesenen und von der Ehefrau (anders als von den Eltern?) validierten Männlichkeit kann die Aneignung weiblicher Identifizierungen leichter gelingen. Sie bedrohen das Männlichkeitsgefühl dann nicht mehr. Der pflegende und erzieherische Umgang mit den Kindern vermittelt die Erfahrung, dass hierdurch die Männlichkeit bereichert und nicht bedroht wird. Manche Männer versuchen ihren Kindern beides zu sein, Vater und Mutter (VII), oder sie beanspruchen die mütterlich sorgenden Funktionen für sich (I) und überlassen der Ehefrau die väterlich begrenzenden (I).

Nicht zuletzt ist es die Konfrontation mit der ödipalen Liebe der Kinder, die den eigenen Ödipuskomplex wiederbelebt und auf der Basis der bis dahin erreichten, sichereren Männlichkeit eine zweite Lösungs-Chance eröffnet für die aus seinem Untergang resultierenden Trieb- und Identifizierungsschicksale.

Je mehr sich ihr Männlichkeitsgefühl entwickelt, desto mehr drängt das in den „Hintergrund“ (VI) geschobene homosexuelle Begehren von den Rändern des Bewusstseins in dessen Zentrum, lassen die heterosexuellen

Aktivitäten bzw. lässt ihr sexuelles Interesse an ihren Frauen nach. Das geschieht zunächst unmerklich und wird nicht selten projektiv bei der Ehefrau untergebracht, die nach der Geburt der Kinder weniger Sex will als ihr Mann, was dieser bewusst akzeptiert. Dahinter kann der verstärkte Besetzungsabzug von der Ehefrau leicht unbemerkt bleiben. Dass der eheliche Sex nachlässt, wird als normal angesehen, sodass die sich gegenläufig verstärkenden homosexuellen Wünsche noch viele Jahre lang in ihrer Bedeutung verleugnet werden können. Die homosexuellen Phantasien werden über die Jahre zu drängenderen homosexuellen Wünschen und machen Kompromissbildungen notwendig, denn eine Trennung ist für die meisten in den ersten zehn Ehejahren undenkbar, sei es weil sie an den Gratifikationen der Lebensform hängen, weil sie mit den Kindern leben wollen oder weil sie wider besseres Wissen (und oft auch Wollen) hoffen, das mit der Homosexualität werde sich noch „legen“ (V), und sie blieben der Entscheidung enthoben, was sie mit ihr machen.

Diese Kompromissbildungen sind, entsprechend den individuellen Biographien, vielgestaltig. Am häufigsten sind vermehrt eingesetzte homosexuelle Phantasien beim Geschlechtsverkehr, aber auch familiäre FKK-Urlaube (I) oder der Vorschlag von „Partnertausch und Gruppensex“ (VI) kommen vor. Zu den Kompromissbildungen gehören auch diverse Spaltungsvorgänge, etwa zärtlichen Sex mit den Frauen zu leben, wilden Sex mit den Männern, oder die Liebe bei der Ehefrau unterzubringen, die anonymen homosexuellen Kontakte dagegen als unwichtiges „Abreagieren“ (II) zu disqualifizieren.

All dies kann den schleichenden libidinösen Besetzungsabzug nicht aufhalten. Die erotische Besetzung der Frau wird allmählich geringer und schließlich aufgegeben, wenn die eigenen weiblichen Identifizierungen

nicht mehr projektiv identifikatorisch bei der Ehefrau untergebracht werden müssen, sondern in ein positiv besetztes, sicheres männliches Selbstbild integriert werden können. Diese psychische Integrationsleistung ist Voraussetzung für eine Selbstdefinition als Homosexueller, für eine Trennung von der Ehefrau, sprich: von der heterosexuellen Lebensform, und für ein offen homosexuelles Leben.

Gelingt eine psychische Integration nicht, wird die Beziehung zur Ehefrau aufrechterhalten (VIII), wird eine neue Frau (III, VI) oder eine sonstige Verankerung in der normalen, sprich: heterosexuellen Welt gesucht (I). Ohne Sex mit einer Frau in einer festen Beziehung wären diese Männer sich ihrer Männlichkeit und/oder Normalität nicht sicher genug und müssten sich angesichts der im Laufe ihres Lebens stärker gewordenen „Lust auf Mann“ (VI) als homosexuell verstehen, was große Angst auslöst. Sie suchen bzw. phantasieren deshalb entweder eine äußere, räumliche Integration (mit der Ehefrau in Bi-Clubs gehen (VI); die Idee, als Ehepaar mit der Geliebten der Frau und dem Geliebten des Mannes zusammen in einem Haus zu leben (VIII)). Oder sie trennen die räumlichen Sphären strikt (III, VIII), wissen dann aber nicht mehr, wo sie hingehören - mit dem Ergebnis einer Identitätsdiffusion (Clarkin et al. 2001: 6).

Es handelt sich hier nicht um lineare Prozesse mit kontinuierlichen Schritten, sondern eher um Spiralbewegungen, die über viele Jahre, teils Jahrzehnte, in ähnlicher Weise wiederholt werden, um eine Art Durcharbeiten, um progressive und regressive Bewegungen gleichzeitig. Diese Entwicklungsprozesse können weitgehend unbewusst ablaufen, meistens sind sie vorbewusst. Einige Männer besuchen Selbsterfahrungsgruppen (VII) bzw. unterziehen sich einer Therapie (V,

X). Einige sind depressiv oder psychosomatisch krank geworden (V, VI, VII; VIII, X), je mehr sie sich in ihrem Leben falsch fühlten und dennoch keinen Ausweg wussten. Die Krise der Lebensmitte, verschärft durch die ödipale Phase bzw. Pubertät der Kinder, ermöglicht es den in ihrer Männlichkeit inzwischen hinreichend konsolidierten Männern, die unbewusste Verknüpfung von (passivem) Penetrationswunsch und Weiblichkeit aufzulösen und sich bewusst zu ihren homosexuellen Wünschen zu bekennen, d. h. auch den Wunsch nach Penetration zu akzeptieren (vgl. Blass 2008: 101). Dann reicht es nicht mehr, nur in der Phantasie mit einem Mann Sex haben. Dann muss es ein realer Mann sein. Die Umsetzung variiert dann je nach persönlichen Wünschen und Möglichkeiten - ob die Männer in erster Linie eine monogame Liebesbeziehung mit einem Mann oder schwulen Sex suchen, wie wichtig ihnen die Ehefrau ist und wie groß die Schuldgefühle sind, sie „ausgenutzt“ (X) zu haben, wie psychisch gesund jemand ist und ob die Ehefrau mit den Vorstellungen ihres Mannes einverstanden ist, um nur einige der Determinanten zu nennen.

Nicht alle Männer sind erfreut, dass ihre Homosexualität sich in der Ehe intensiviert. Denn die magischen, teils durchaus bewussten Hoffnungen, die Ehe werde die Homosexualität heilen, erfüllen sich bei keinem der Männer. Sie haben gedacht, „jetzt läuft mein Leben so als Heterosexueller, aber das war dann nicht der Fall.“ (X), „Wir haben uns ja geliebt und sind einfach davon ausgegangen, dass das aufhört“ (I), „dass es sich irgendwann legen würde.“ (V) Dieser Wunsch ist aber von Beginn an ein zwiespältiger: „Ich wollte es nicht weg haben. Ich hab gedacht, es ginge weg.“ (V)

Bewusst soll sich die Homosexualität in der Ehe legen, so wollte es der Zeitgeist, und – von ihm sicher mit beeinflusst – so wollten es auch die Männer, aber vorbewusst haben sie den Wunsch, von der Ehefrau nicht nur als Ehemann, sondern auch mit ihrer homosexuellen Seite (als homosexueller Ehemann!) akzeptiert zu werden, quasi als Voraussetzung, um sich selbst als normalen, aber eben homosexuellen Mann akzeptieren zu können. Auch deshalb sorgt die Hälfte der Männer bewusst oder unbewusst dafür, dass ihre Frauen von der Homosexualität wissen können (I, V, VI, VII, VIII) und nehmen deren ausbleibende Kritik oder ihr Schweigen als Akzeptanz. Oder sie suchen sich Ehefrauen (VII, VIII), die dann später ebenfalls ein homosexuelles Coming-out erleben.

Die Hoffnung auf Festigung ihrer Männlichkeit, der unbewusste Grund für die Ehe, erfüllt sich tatsächlich – allerdings mit der ungeahnten Konsequenz, dass sich die Frage der homosexuellen Objektwahl danach erneut und mit noch größerer Dringlichkeit stellt.

Sie wird unterschiedlich beantwortet.

Vier Männer (II, V, VII, X) akzeptieren ihre Homosexualität und sehen sich als homosexuell, nachdem die Frage des Homosexuellseins nicht mehr mit der Unsicherheit über die eigene Männlichkeit kontaminiert ist. Sie sagen sinngemäß, eigentlich war ich schon immer schwul, ich wollte es nur nicht wahrhaben. Sie arbeiten ihre Erinnerungen um, suchen und finden Erklärungen dafür, dass sie erst jetzt zu ihrer Homosexualität stehen können. Sie freuen sich, endlich sie selbst sein zu können (II) und sind glücklich und stolz (VII, X) angesichts der bewältigten Schwierigkeiten, ob sie nun die ersehnte homosexuelle Partnerschaft erreicht haben (X) oder

(noch) nicht (II, VII). Einer fühlt sich mit seiner homosexuellen Orientierung und mit seiner inzwischen akzeptierten Weiblichkeit richtiger als zu seiner Zeit als heterosexuell lebender Ehemann (V). Ihm bleibt jedoch das Leiden an seiner (klinisch relevanten) Perversion, die eine nach der Scheidung ersehnte homosexuelle Partnerschaft verhindert und ihn chronisch unglücklich sein lässt.

Zwei Männer (I, VI) nennen sich bisexuell.

Sie sehen sich durch die stärker gewordenen homosexuellen Tendenzen in ihrer mühsam errungenen (heterosexuell definierten, normalen) Männlichkeit bedroht, finden jedoch eine Lösung für ihre Homophobie, indem sie sich als „klassisch“ (I) oder „gesund“ (VI) bisexuell definieren.

Zwei Männer (III, VIII) sind unsicher und verwirrt. Sie sagen, sie wissen nicht, was sie sind.

Sie finden, anders als die mit bisexuellem Selbstverständnis, keine tragfähige Lösung in Sinne einer Identitätskonstruktion bzw. eines integrierten Selbstkonzepts. Es sind tragische Entwicklungen.

Während es denen, die sich als homosexuell definieren, gelingt, sich auf der Basis eines im Laufe der Ehe entwickelten sicheren Männlichkeitsgefühls zu ihrer homosexuellen Objektwahl zu bekennen und als Homosexuelle (mehr oder weniger) sozial integriert zu leben, und während sich die vom Selbstverständnis her Bisexuellen eine äußere Integration schaffen, in der die Tatsache, dass sie homosexuelle Kontakte suchen, durch die Tatsache, dass sie auch Sexualität mit der Ehefrau haben oder hatten, im Gleichgewicht gehalten werden muss, so dass von der Homosexualität keine Bedrohung mehr für ihr Normalsein (ihre normale

Männlichkeit) ausgeht, so gelingt es den bezüglich ihres sexuellen Selbstverständnisses verwirrten Männern nicht, das narzisstische und das erotische Moment (vgl. Dejours 2004: die Selbstliebe und das Sexuelle) zusammen zu bringen, weder innerlich noch äußerlich. Das narzisstisch-sexuelle Bedürfnis, sich als normaler Mann fühlen zu können, wird in der Ehe untergebracht, während das homosexuelle Begehren - räumlich davon getrennt - in der Szene gelebt wird. Wie beides zusammengebracht werden könnte, ist für diese Männer eine chronisch ungelöste Frage.

Für den einen (III) bleibt die Homosexualität „unerhört“, und er lehnt sich damit ab, auch wenn er seit Jahrzehnten (anonyme) homosexuelle Kontakte unterhält. Nach einem einzigen Versuch, als er auf Wunsch seiner damaligen Partnerin mit deren Geliebten Sex hatte, ohne ihr sagen zu können, wie wichtig ihm homosexuelle „Begegnungen“ sind, kehrte er zu den getrennten (homo- und heterosexuellen) Lebenswelten zurück. Der andere (VIII) möchte wie eine Frau penetriert werden, nicht (s)eine Frau penetrieren, was er denn auch aufgegeben hat. Aber er kann sich - anders als der Buddhist (V) – nicht mit der Frage seiner Weiblichkeit als Mann auseinandersetzen. Er lebt in seiner Ehe die unbewusste Phantasie einer heterosexuellen Beziehung, in der er die Frau ist, und er sucht eine solche Beziehung mit einem homosexuellen Mann. Da dies nicht gelingen kann, bleibt er in der Ehe, die ihm Normalität und Männlichkeit suggeriert und die seiner inneren Verwirrung einen sicheren äußeren Rahmen gibt.

Nebenergebnis:

Eine Spekulation: Die Ehe als Schutz vor Retraumatisierung

Zwei von den interviewten zehn Probanden (IV, IX) brauchten die Ehe nicht zur Entwicklung ihrer Männlichkeit. Sie waren nicht nur „*schon immer schwul*“ (IV), sie waren damit auch schon immer innerlich einverstanden. Das Gewahrwerden ihrer Homosexualität in der Pubertät hatte ihr Selbstwertgefühl und ihre Männlichkeit nicht angegriffen (in den späten 50er bzw. frühen 60er Jahren!). Sie hatten mit ihrem Homosexuellsein keine inneren, psychischen Probleme, aber sie realisierten durchaus, dass es äußere, gesellschaftliche Probleme damit gab, auf die sie sich individuell einstellten.

Beide waren als Kinder eher „*Einzelgänger*“ (IX), hatten in der Latenz auch nicht mit Mädchen gespielt. Beide haben einen typischen Männerberuf ergriffen, so dass sie in Studium und Beruf fast nur mit Männern zusammen waren.

Für den einen (IV), eher triebstarken Mann war die Ehe eine berufliche Notwendigkeit. Er hätte (in den 60er Jahren!) ohne Ehefrau nicht als evangelischer Pfarrer arbeiten können und wäre – angesichts seiner nie unterbrochenen homosexuellen Aktivitäten erpressbar gewesen. Heute ist er getrennt, aber aus finanziellen Gründen – wie er sagt - nach wie vor verheiratet. Er ist geoutet und lebt seit sechs Jahren offen in fester Partnerschaft mit einem Mann.

Der andere (IX) war und ist weniger triebstark bzw. hat seine triebhafte Seite - wie auch seine Gefühle - stark unter Kontrolle. Er findet es „*schön, einfach nur 'nen Mann in der Nähe zu haben, mal zu knuddeln und mit ihm zu reden und einfach, sag ich mal, 'ne emotionale Beziehung zu ihm zu*

haben.“ Er konnte nach dem Ende seiner ersten, fünf Jahre dauernden, homosexuellen Jugendliebe lange Zeit gut mit Sublimierungen leben. Als aber alle Männer um ihn herum (Frauen gab es in seinem Umfeld keine) „wegheirateten“, sah er sich von Einsamkeit bedroht und suchte sich eine Gefährtin, so wenig leidenschaftlich und „*rational*“ wie er selbst. Er wählte eine Frau, die ein bisschen so (männlich) und so „einsam“ war wie er selbst. Er dachte, alle Männer seien so wie er. Seine Frau akzeptiert eine „feste“ homosexuelle Beziehung unter bestimmten Bedingungen, und er möchte seine Ehe nicht gefährden. Zum Zeitpunkt der Interviews hatte er seit eineinhalb Jahren eine Beziehung mit einem nicht geouteten Studenten.

Zur Bedeutung der Ehe für diese Männer lässt sich hier nur spekulieren, weniger wegen der geringen Fallzahl als weil die Gründe für das Festhalten an der Ehe lebensgeschichtlich frühe Wurzeln zu haben scheinen, während sich diese Untersuchung auf die Entwicklung ab der Pubertät konzentrierte. Alle expliziten Informationen zu der Zeit vor der Pubertät sind so gesehen Nebenprodukte. Die impliziten Informationen im Kontext der Übertragung enthalten allerdings wertvolle Hinweise, ebenso die Frühesten Kindheitserinnerungen.

Dies berücksichtigend wage ich die Vermutung, dass die Ehe diesen homosexuellen Männern unbewusst eine anders schwer erreichbare Lösung für die Kompensation eines früh-kindlichen Trennungstraumas und für die damit verbundenen Verlassenheits- (IX) oder Hassgefühle (IV) bot. Der eine (IX) weiß um Aspekte dieser Zusammenhänge: er anerkennt sein Sicherheitsbedürfnis, auch wenn er es nicht damit in Verbindung bringt, dass er als Junge von dreieinhalb Jahren für eineinhalb Jahre von der

Mutter beim Großvater zurückgelassen wurde. Er hat auch ein vorbewusstes Wissen um die Todeswünsche gegen seine Frau. Der andere (IV) muss sich unabhängiger und unschuldiger geben, als er tatsächlich ist. Er braucht die Rationalisierung (reale finanzielle Nachteile), um das Fortbestehen seiner Ehe zu begründen. Er muss seinen (in der Übertragung überdeutlichen) Hass leugnen, der in der krankheitsbedingten Trennung von seiner Mutter im Alter von zweieinhalb Jahren wurzeln dürfte. Der Fortbestand der Ehe garantiert ihm unbewusst, dass er seine Frau nicht zerstört hat, obwohl er kein Engel war.

Würden diese Männer ihre Ehe aufgeben, stünden sie vor der Notwendigkeit, eine neue Kompensation für die in frühkindlichen Traumatisierungen wurzelnden unerträglichen Gefühle suchen zu müssen. Das steht in keinem Verhältnis zu den möglichen Gewinnen aus einer Trennung (IX) bzw. Scheidung (IV), zumal beide Männer Wege gefunden haben, halb-offen ihre Homosexualität zu leben.

Diskussion

Findet ein Wechsel der sexuellen Präferenz statt, wenn verheiratete Männer mit bisexueller Praxis in der Lebensmitte ihre Ehe aufgeben, um offen homosexuell zu leben? Die Ergebnisse meiner Untersuchung sprechen gegen die Annahme von einem „Umbau der Geschlechtsidentität“ (Mertens 1992). Es scheint, dass diese Männer zu der von der Pubertät an bevorzugten sexuellen Präferenz zurückkehrten, je sicherer sie sich im Laufe der Ehe ihres „Männlichkeitsgefühls“ (vgl. Diamond 2004a, 2004b, 2009; Dammasch 2009) wurden. Sie mussten sich ihres „männlichen Ichs“ (Diamond 2006) vergewissern, ehe sie sich als homosexuell verstehen und eine offen homosexuelle Lebensform wählen konnten. Das erforderte eine

beträchtliche Ich-Stärke, Flexibilität und Kreativität in einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem die Vorstellung von Männlichkeit normativ und eindimensional war und vor allem mit weiblichen Zügen unvereinbar und in dem Homosexualität mit Weiblichkeit gleichgesetzt wurde. Von „Maskulinitäten“ (Person 2006) im Plural zu sprechen oder davon, dass „Maskulinität *keine* Domäne [ist], die ausschließlich heterosexuellen Männern vorbehalten ist“ (Diamond 2009: 170, kursiv im Original), ist noch immer nicht selbstverständlich.

Der Begriff des Männlichkeitsgefühls (auch Männlichkeit oder Maskulinität) geht nicht in der Kerngeschlechtsidentität noch in der Geschlechtsrollenidentität (vgl. Stoller 1998; Mertens 1992) auf. Es ist eher ein Brückenbegriff, der unbewusste Komponenten der Kerngeschlechtsidentität in Verbindung mit der Geschlechtsrollenidentität umfasst.

Es macht einen großen Unterschied, ob ein Junge mit einem sicheren oder mit einem unsicheren Männlichkeitsgefühl in den Ödipuskomplex eintritt. Wenn ein Junge mit unsicherem Männlichkeitsgefühl in den Ödipuskomplex eintritt und diesen mit einer homosexuellen Objektwahl und einer verstärkten Identifizierung mit seiner Mutter verlässt, die sich in einem erkennbaren Femitätsschub zeigen kann (vgl. Dannecker 2001), und wenn er in der Latenz diese weibliche Identifizierung etwa durch bevorzugtes Spielen mit Mädchen verstärkt, dann kann er in der Pubertät ein Problem damit haben, sein Homosexuellsein anzunehmen. Nicht wegen der Objektwahl, aber wegen Zweifeln an seiner Männlichkeit, die andere homosexuelle Jungen, die ein sicheres männliches Selbstbild erwerben konnten, so nicht haben. Nur um das Selbstverständliche noch einmal zu wiederholen: „Bei den Männern ist die vollste seelische

Männlichkeit mit der Inversion vereinbar.“ (Freud 1905: 41) Aber die vollste seelische Männlichkeit ist eben nicht selbstverständlich – weder bei hetero- noch bei homosexuellen Männern.

Die Fähigkeit, offen homosexuell zu leben und ein positiv besetztes Bild von sich selbst als homosexuellem Mann zu entwickeln, hing in dieser Untersuchung davon ab, wie gut den Probanden die Revision ihres homophoben Über-Ichs und die Etablierung eines individuellen Ich-Ideals auf der Basis der je individuellen Mischung von weiblichen und männlichen Identifizierungen gelang. Homophobie (vgl. Wiesendanger 2002) hat sich als Begriff für die Angst vor dem Homosexuellsein wie vor den Homosexuellen durchgesetzt, aber im Kern handelt es sich um „Femiphobie“ (Ducat 2004) insofern als der Selbstanteil, der als weiblich erlebt wird, Angst erzeugt. Es ist die Angst, nicht männlich genug zu sein. Diese Angst wird von Familie und Gesellschaft oft genug bestätigt (ein Mann Mitte dreißig erzählte mir jüngst erst, dass sein Bruder, als er von seiner Homosexualität hörte, sagte: „ich wusste gar nicht, dass ich eine kleine Schwester habe“). Sie bedarf dieser expliziten Bestätigung aber nicht.

Gelang die Revision von Über-Ich und Ich-Ideal nur unzureichend oder gar nicht, bot die Selbstdefinition, bisexuell zu sein, einen Schutz gegen die angstvolle Vorstellung, „eindeutig“ homosexuell zu sein bzw. in der „homosexuellen Ecke“ zu stehen „Ich bin heterosexuell und bisexuell,“ sagt der Fremdgänger (VI) von sich, und: „Ich bin nicht nur schwul, ich habe auch einen Sohn!“ fasst der Lebenskünstler (I) seine Identität zusammen.

Wenn man Reiche folgt, dient die Selbstdefinition bisexuell bei „manifest tatsächlich Bisexuellen“ (1990: 64) immer Abwehrzwecken. „Die Bisexuellen waren immer das, was M. Dannecker und ich bei den Homosexuellen als >>Abwehr-Bisexuelle<< (Dannecker und Reiche 1974: 301) bezeichnet haben, d. h., sie setzten das manifeste bisexuelle Verhalten bewußt oder unbewußt als Tarnung in einem unbewußten Konflikt ein. Dieser Konflikt bezog sich darauf, das eigene biologische Geschlecht oder das eigene, meist homosexuelle oder perverse Tribschicksal anzunehmen.“ (Reiche 1990: 64) Tatsächlich erfüllt die Selbstdefinition zweier Probanden, bisexuell zu sein, auch in dieser Untersuchung Abwehrzwecke. Allerdings lebte nur einer der beiden (VI) tatsächlich manifest bisexuell, während der andere Mann (I) zum Interviewzeitpunkt nurmehr homosexuelle Kontakte unterhielt. Die Abwehr richtet sich bei diesen beiden Männern nicht gegen das biologische Geschlecht, auch nicht gegen die Homosexualität als Partnerwahlpräferenz, sondern gegen die Angst, als homosexueller Mann vor sich selbst und anderen, d. h. heterosexuellen Männern als unmännlich zu gelten. Beide suchen das Zusammensein mit (real oder phantasiert) heterosexuellen Männern, um sich in ihrer Männlichkeit ebenbürtig fühlen zu können. Dieser Ebenbürtigkeit müssen sie sich immer wieder real versichern, sei es im Bi-Club mit der Phantasie, dort verkehrten überwiegend heterosexuelle Männer (VI); sei es real bei privaten Treffen in gemischt homo- und heterosexueller Zusammensetzung (I).

Es ist eine kollektive Phantasie, die teils auch wissenschaftlich nachgezeichnet wurde und wird, dass ein homosexueller Mann einen Mann nur aus der weiblichen, rezeptiven, passiven Position heraus begehren könne. Er sei damit wie eine Frau, spiele nicht nur mit der sexuellen

Phantasie, eine Frau zu sein. Diese Vorstellung ist auch deshalb so beängstigend, weil es tatsächlich solche sexuellen Phantasien gibt, aber nicht nur bei homosexuellen Männern. Die heterosexuellen Männer entledigen sich dieser Phantasien nicht selten durch Projektion auf die Homosexuellen, die sie dann für ihre Weiblichkeit verachten können.

Interessanterweise gehört der Buddhist (V), der als einziger eine klinisch relevante Perversion im Sinne der Kriterien von Reiche (2001: 442f) aufweist, zu denen, die sich nach Jahrzehnten der Ehe klar als homosexuell definieren. Er kann das, weil er sich im Rahmen einer Therapie mit seiner Weiblichkeit auseinandergesetzt hat („ich wär besser eine Frau geworden“ (V2: 9)) und akzeptieren konnte, keine Frau zu sein („da ich weiß, aus mir kann man keine gute Frau machen, die mir auch gefallen würde, [...], würde ich es nicht tun.“ V2: 10)). Er verzichtete bewusst auf eine Um-Operation und findet Befriedigung darin, wie eine Frau Männer im Rahmen seiner Tantra-Massagen zu „verwöhnen“.

Dass zwei Männer gar nicht sagen können, was sie sind, ob homo-, hetero- oder bisexuell, obwohl faktisch die ursprüngliche homosexuelle Objektwahl im Laufe ihrer Ehe(n) wieder stärker wurde, deckt sich mit den Theorien über schweren Persönlichkeitsstörungen (vgl. Clarkin et al. 2001), zu deren Merkmalen eine Identitätsdiffusion gehört. Es könnte sein, dass die Mütter dieser zwei Probanden die Männlichkeit ihrer Söhne ablehnten. Bei dem Gestaltmönch (VIII) scheint es so gewesen zu sein. Er will eine Frau sein und nicht nur wie eine Frau sein. Anders als der Buddhist (V) findet er für dieses Problem keine innere Lösung. Die (äußere) Lösung liegt hier im Festhalten an der ehelichen Lebensform. Innerhalb des sicheren Rahmens einer Ehe bleibt er in einer

Objektbeziehung mit unklaren Grenzen gebunden - mit einer Frau, die wie er selbst homosexuell ist.

Die Bedeutung der Entwicklung eines sicheren Männlichkeitsgefühls als Voraussetzung für die Realisierung der bevorzugten homosexuellen Partnerwahl ist für die psychotherapeutische Praxis von erheblicher Bedeutung. Dass das Männlichkeitsgefühl und die Partnerwahlpräferenz zwei von einander unterscheidbare Aspekte der sexuellen Identität sind, widerspricht der Theorie von Reiche, wonach sich Geschlechtsidentität und Objektwahl „gleichsinnig [entwickeln], synchron und nicht diachron.“ (2001: 288)

Ermann (2009) äußerte sich jüngst erstaunt, dass seine homosexuellen Patienten keine Übertragungsverliebtheit auf ihn entwickelten. Nach Lektüre seiner Fallvignetten scheint mir, dass seine Patienten vielleicht weniger mit ihrer Homosexualität haderten als sich mit Zweifeln an ihrer Männlichkeit plagten und nicht sicher waren, ob der Analytiker nicht – wie sie selbst auch – ihre Männlichkeit bezweifelte. Möglicherweise gab es statt der Übertragungsverliebtheit eine Übertragung des verurteilenden Über-Ichs, vor dem sie dann in Deckung gingen.

Meine eigene klinische Praxis zeigt mir, dass sich viele Homosexuelle heute weniger schwer damit tun, offen homosexuell zu leben, dass sie aber sehr häufig mit Zweifeln an ihrer Männlichkeit beschäftigt sind und mit der Frage, ob sie von heterosexuellen Männern als männliche Konkurrenten ernst genommen werden. Die narzisstische Dimension ist oftmals konflikthafter als die objektale.

Eine innere Sicherheit bezüglich der eigenen Geschlechtlichkeit, nicht bzgl. des eigenen Geschlechts, eine Sicherheit, die nicht ständig der

äußeren Bestätigung bedarf, erleichtert es enorm, ein offen homosexuelles Leben zu führen. Wer die „Geschlechtsdifferenz“ (Sigusch 2001: 47) akzeptiert, kann die Geschlechterrollen in aller Freiheit für sich umdefinieren, sich die eigenen sexuellen Phantasien aneignen und zum Geschlechtspartner wählen, wen er will. Dann ist es auch nicht mehr so ängstigend, als Mann mit einem Mann Sex zu haben und sich dabei in die weibliche Position zu phantasieren (vgl. V) oder in der homosexuellen Partnerschaft eine Hausfrauenrolle einzunehmen (vgl. X). So verstehe ich das, was Sigusch mit „fester Kern der Sexualität“ (2001: 45) bezeichnet.

Die Überlegungen, wie die heterosexuelle Ehe die Entwicklung des Männlichkeitsgefühls bei homosexuellen Männern ermöglichen kann/konnte, basieren zum einen auf der Bedeutung, die die Mütter für die positive Besetzung des männlichen Kinderkörpers und der Männlichkeit haben, denn sie verleihen den Phallus, und zum anderen auf den Möglichkeiten, die sich den homosexuellen Männern durch ihre weiblichen Identifizierungen eröffnen.

In der neueren Literatur zum Thema Männlichkeit (vgl. Dammasch et al. 2009) wird zwar auch auf die Bedeutung der „Internalisierung und Anerkennung der >>Mutter<< im Mann“ (Diamond 2009: 161) verwiesen, d. h. der weiblichen Identifizierung; ebenso wird aber die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung der Männlichkeit hervorgehoben. „Jungen brauchen die positive Spiegelung ihrer Differenz von der Weiblichkeit der Mutter durch den Vater. Sie suchen vor allem ein basales Gemeinsamkeitsgefühl mit dem Vater, der das sich entwickelnde Männliche seines Sohnes schätzt und dabei hilft, es im >>Penis-Penis-Dialog<< (Herzog 1998) zu formen.“ (Damasch 2009: 25f)

Zwei der zehn Männer (IV, IX) waren hinsichtlich ihrer Maskulinität nicht verunsichert. Beide hatten sich in der Pubertät - der eine promisk, der anderen in einer langjährigen Liebesbeziehung mit seinem Schulfreund - sowohl ihre Männlichkeit angeeignet als auch die homosexuelle Objektwahl erprobt, quasi in einem Vorgang. Sind nicht die gemeinsamen sexuellen Aktivitäten von Jungen in der Pubertät, vor allem gemeinsames Onanieren und gegenseitige Masturbation, eine Art „Penis-Penis-Dialog“ (vgl. Herzog 1998), der von homo- wie heterosexuellen Jungen zur Vergewisserung ihrer Männlichkeit, zur Herstellung eines „Gemeinsamkeitsgefühls“ (Dammasch 2009: 26), genutzt wird? Bei manchen homosexuellen Jungen fällt die Bestätigung der männlichen Geschlechtsidentität mit der Erprobung der homosexuellen Objektwahl tatsächlich zusammen.

Diese beiden in ihrer Männlichkeit sicheren homosexuellen Männer (IV, IX) hätten kaum eine Frau geheiratet, wären sie zwanzig Jahre später geboren worden. Sie hätten sich, wenn überhaupt, verpartnert. Der Eine (IV) könnte heute auch als Homosexueller eine Pfarrstelle versehen, und der Andere (IX) hätte heute bürgerlich lebende Homosexuelle als Vorbilder, an denen er sich orientieren könnte. Vermutlich hätten sie ihre traumatischen Erfahrungen anders als in der Ehe mit einer Frau kompensiert.

Durch meine Untersuchung wird deutlich, wie wenig eine bisexuelle „Lebensweise“ (Sigusch 2001: 35) mit einem bisexuellen Selbstverständnis verbunden sein muss. Obwohl alle acht Männer sich in hetero- und homosexuellen Beziehungen ausprobierten (der feine Herr (II) nur in sublimierter Form), ehe sie eine Frau heirateten, wurde doch keiner

der acht Männer heterosexuell. Sie blieben ihrer primären Objektwahl treu. Das steht im Einklang mit der Annahme der Stabilität bzw. Invarianz der sexuellen Präferenz. Die heterosexuelle Ehe half nun einigen homosexuellen Männern, die Zweifel an ihrer Männlichkeit so weit aufzulösen, dass sie offen homosexuell leben konnten. Die Voraussetzung dafür, in der beschriebenen Weise von der Ehe mit einer Frau profitieren zu können, bestand paradoxerweise in genau der starken weiblichen Identifizierung, die zu den Problemen hinsichtlich ihres Männlichkeitsgefühls beitrug.

Ob es stimmt, „dass es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat und noch gibt, die Personen des gleichen wie des anderen Geschlechts zu ihren Sexualobjekten nehmen können, ohne dass die eine Richtung die andere beeinträchtigt.“? (Freud 1937: 89) Um die Erscheinungsformen manifester Bisexualität psychodynamisch besser verstehen zu können, sind weitere Untersuchungen notwendig.

Literaturverzeichnis

- American Psychiatric Association (1987). *Diagnostic and statistical manual of mental disorders, DSM-III-R*. Washington, DC: American Psychiatric Association.
- Argelander, H. (2009⁹). *Das Erstinterview in der Psychotherapie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Benjamin, J. (1996). In defense of gender ambiguity. *Gender and Psychoanalysis*, 1, 27-43.
- Blass, H. (2008). Wann ist ein Mann ein Mann? Männliche Identität zwischen Narzissmus und Objektliebe. In: G. Schlesinger-Kipp & R.-P. Warsitz, „Die neuen Leiden der Seele“. Das (Un-)Behagen in der Kultur. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung. Bad Homburg, 21. – 24. November 2007 (S. 91-106). Frankfurt/Main: Congress-Organisation Geber + Reusch.
- Bion, W. R. (1992). *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Tb.
- Blos, P. (1983³). *Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bollas, Ch. (1997). *Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte: Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buchholz, M. B. (2005). *Psycho-News-Letter Nr. 34*.
- Canestri, J. (2004). Die Logik psychoanalytischer Forschung. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno & S. Hau (Hrsg.), *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode*

- in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität (S. 62-71). Stuttgart: Kohlhammer.
- Chodorow, N. (1994). *Feminites Masculinities Sexualities*. Lexington: Kentucky University Press.
- Clarkin J. F., Yeomans F. E. & Kernberg O. F. (Hrsg.) (2001). *Psychotherapie der Borderline-Persönlichkeit*. Stuttgart: Schattauer.
- Dammasch, F., Metzger, H.-G. & Teising, M. (Hrsg.) (2009). *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Dammasch, F. (2009). Die Angst des Jungen vor der Weiblichkeit. Gedanken zu den Klippen männlicher Identitätsentwicklung. In: F. Dammasch, H.-G. Metzger & M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen* (S. 15-32). Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Dannecker, M. (2001³). Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (s. 102-123). Stuttgart: Thieme.
- Dannecker, M. (2007⁴). Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung. In: V. Sigusch (Hrsg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 55-65). Stuttgart: Thieme.
- Dannecker, M. & Reiche, R. (1974). *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Frankfurt/M: S. Fischer.

- Dejours, Ch. (2004). Theorie der Liebe. *Werkblatt. Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Festschrift zum 80. Geburtstag von Jean Laplanche*. 21, 71-87.
- Deneke, F.-W. (1993). Das Selbst und seine Repräsentanzen: Wie kommt der Fall zu seiner Geschichte? In: U. Stuhr & F.-W. Deneke (Hrsg.), *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument* (S. 120-139). Heidelberg: Asanger.
- Diamond, M. J. (2004a). Accessing the multitude within: A psychoanalytic perspective on the transformation of masculinity at midlife. *International Journal of Psychoanalysis*, 85, 45-64.
- Diamond, M. J. (2004b). The shaping of masculinity: Revisioning boys turning away from their mothers to construct male gender identity. *International Journal of Psychoanalysis*, 85, 359-380.
- Diamond, M. J. (2006). Masculinity unraveled: The roots of male gender identity and the shifting of male ego ideals throughout life. *Journal of the American Psychoanalytical Association*, 4, 1099-1130.
- Diamond, M. J. (2009). Das Unbehagen an der Männlichkeit. Die Internalisierung und Anerkennung der >>Mutter<< im Mann – ein wesentlicher Schritt in der Entwicklung einer gesunden männlichen Geschlechtsidentität. In: F. Dammasch, H.-G. Metzger & M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen* (S. 161-199). Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Dreher, A. U. (1998). *Empirie ohne Konzept? Einführung in die psychoanalytische Konzeptforschung*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Ducat, S. J. (2004). *The Wimp Factor: Gender Gaps, Holy Wars, and the*

- Politics for Anxious Masculinity*. Boston: Beacon Press.
- Erikson, E. H. (1956). The problem of ego identity. *Journal of the American Psychoanalytical Association*, 4, 56–121.
- Erikson, E. H. (1977⁴). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M: Suhrkamp Tb.
- Ermann, M. (2009). Das homosexuelle Dilemma. Zur Entwicklungsdynamik der normalen männlichen Homosexualität. *Forum der Psychoanalyse*, 25 349-361.
- Fonagy, P. (ed.) (2002²). *An open door review of outcome studies in psychoanalysis*. London: IPA Press.
- Freedman, N., Lasky, R. & Hurvich, M. (2004). Zwei Erkenntniswege zum psychoanalytischen Prozeß. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno & S. Hau (Hrsg.), *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität* (S. 188-202). Stuttgart: Kohlhammer.
- Freud, S. (1905). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. *GW V*, 27-145.
- Freud, S. (1908). Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität. *GW VII*, 189-199.
- Freud S. (1919): >>Ein Kind wird geschlagen<<. Beitrag zur Kenntnis der Entstehung sexueller Perversionen. *GW XII*, 197-226.
- Freud, S. (1923a). „>Psychoanalyse< und >Libidotheorie<“. *GW XIII*, 211-233.
- Freud, S. (1923b). Das Ich und das Es. *GW XIII*, 235-290.
- Freud, S. (1937). Die endliche und die unendliche Analyse. *GW XVI*, 59-99.

- Freud, S. & Ferenczi, S. (1996). *Briefwechsel, Bd II/1 (1914-1916)*. Wien: Böhlau Verlag.
- Friedman, R. C. (1993). *Männliche Homosexualität*. Berlin: Springer.
- Goffman, E. (1990⁹). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Green, A. (1996). Welche Forschung für die Psychoanalyse? *International Psychoanalysis. The Newsletter of the IPA (dt. Ausgabe)*, Vol. 5, 1, 10-14.
- Green, A. (2004). Pluralität der Wissenschaften und psychoanalytisches Denken. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno & S. Hau (Hrsg.), *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität* (S. 33-48). Stuttgart: Kohlhammer.
- Green, R. (1987). *The „sissy boy syndrome“ and the development of homosexuality*. New Haven: Yale University Press.
- Hampe, M. (2004). Pluralität der Wissenschaften und Einheit der Vernunft. Einige philosophische Anmerkungen zur Psychoanalyse. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno & S. Hau (Hrsg.), *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität* (S. 17-32). Stuttgart: Kohlhammer.
- Heimann, P. (1964). Bemerkungen zur Gegenübertragung. *Psyche*, 18, 483-493.
- Hergemöller, B.-U. (1999). *Einführung in die Historiographie der Homosexualitäten*. Tübingen: edition diskord.

- Herzog, D. (2005). *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Princeton: Princeton University Press & München: Siedler Verlag.
- Herzog, J. (1998). Frühe Interaktionen und Repräsentanzen: Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden. In: D. Bürgin (Hrsg.), *Triangulierung – Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart: Schattauer Verlag.
- Hutter, J., Koch-Burghardt, V. & Lautmann, R. (2000). *Ausgrenzung macht krank. Homosexuellen-Feindschaft und HIV-Infektionen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Imhorst, E. (2005). Internalisierte Homophobie und Depression. Überlegungen zur psychoanalytischen Behandlung eines 68jährigen Mannes. *Psychotherapie im Alter*, 2, 95-108.
- Isay, R. A. (1990). *Schwulsein. Die psychologische Entwicklung des Homosexuellen*. München: Piper.
- Kernberg, O. F. (2004). Psychoanalyse und empirische Forschung. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno & S. Hau (Hrsg.): *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität* (S. 83-96). Stuttgart: Kohlhammer.
- Klüwer, R. (1983). Agieren und Mitagieren. *Psyche*, 37, 828-840.
- Klüwer, R. (2001). Szene, Handlungsdialog (Enactment) und Verstehen. In: W. Bohleber, W. & S. Drews (Hrsg.), *Die Gegenwart der Psychoanalyse - die Psychoanalyse der Gegenwart* (S. 347-357). Stuttgart: Klett-Cotta-Verlag.

- Koch-Burghardt, V. (1997). *Identität und Intimität. Eine biographische Rekonstruktion männlich-homosexueller Handlungsstile*. Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Körner, J. (2008). Erinnern oder „Zurückphantasieren“? Über Nachträglichkeit in der Psychoanalyse. In: M. Dörr, H. Felden, R. Klein, H. Macha & W. Marotzki, Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive (S. 65-71). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laplanche, J. (1988). *Die Allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen: edition diskord.
- Laufer, M. (1980). Zentrale Onaniephantasie, definitive Sexualorganisation und Adoleszenz. *Psyche*, 34, 365-384.
- Laufer, M. & Eglé Laufer, M. (1994²). *Adoleszenz und Entwicklungskrise*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Leuzinger-Bohleber, M., Deserno, H. & Hau, S. (Hrsg.) (2004). *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft. Die psychoanalytische Methode in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität* (S. 33-48). Stuttgart: Kohlhammer.
- Leuzinger-Bohleber, M., Rüger, B., Stuhr, U. & Beutel, M. (2002). *„Forschen und Heilen“ in der Psychoanalyse. Ergebnisse und Berichte aus Forschung und Praxis*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Leuzinger-Bohleber, M. & Stuhr, U. (Hrsg.) (1997). *Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung*. Giessen: Psychosozial-Verlag.

- Lingiardi, V. & Capozzi, P. (2004). Psychoanalytic attitudes towards homosexuality: An empirical research. *International Journal of Psychoanalysis*, 85, 137–158.
- Lorenzer, A. (1973). *Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch.
- Mertens, W. (1992). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Bd 1*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Modell, A. H. (1984). *Psychoanalysis in a New Context*. Madison: International University Press.
- Nadig, M. (2009). Einführung in eine ethnopsychanalytische Deutungswerkstatt mit Beiträgen von vier Psychoanalytikern zu Kulturschock und Chaos. In: G. Schneider & H.-J. Eilts, *Klinische Psychoanalyse heute – Forschungsfelder und Perspektiven*. Herbsttagung 2008, Bad Homburg, 19.–22. 11. 2008 (S. 419-426). Frankfurt/Main: Congress-Organisation Geber + Reuch.
- Ogden, Th. H. (2000). *Frühe Formen des Erlebens*. Wien: Springer.
- Perron, R. (2002²). Reflections on psychoanalytic research problems – a French speaking view. In: P. Fonagy (ed.), *An open door review of outcome studies in psychoanalysis*. London: IPA Press.
- Person, E. (2006). Masculinities, plural. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 4, 1165-1186.
- Pohl, R. (2005). Sexuelle Identitätskrise. Über Homosexualität, Homophobie und Weiblichkeitsabwehr bei männlichen Jugendlichen. In: V. King & K. Flaake (Hrsg), *Männliche*

- Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein (S. 249-264). Frankfurt am Main: Campus.
- Quindeau, I. (2008). *Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Racker, H. (1982²). *Übertragung und Gegenübertragung. Studien zur psychoanalytischen Technik*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Reiche, R. (2000). *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Reiche, R. (2001). Der gewöhnliche Weg zur Homosexualität beim Mann. In: W. Bohleber, W. & S. Drews (Hrsg.), *Die Gegenwart der Psychoanalyse - die Psychoanalyse der Gegenwart* (S. 288-303). Stuttgart: Klett-Cotta-Verlag.
- Reiche, R. (2001³). Psychoanalytische Therapie sexueller Perversionen. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 439-464). Stuttgart: Thieme.
- Reik, Th. (1976). *Hören mit dem dritten Ohr. Die innere Erfahrung eines Psychoanalytikers*. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.
- Reis, B. & Grossmark, R. (2009). *Heterosexual Masculinities: Contemporary Perspectives from Psychoanalytic Gender Theory*. New York: Routledge.
- Rönn, P. von (1998). Politische und psychiatrische Homosexualitätskonstruktionen im NS-Staat. Teil 2: Die soziale Genese der Homosexualität als defizitäre Heterosexualität. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 11, 220-260.

- Sandler, A.-M. & Sandler, J. (1994). Comments on the conceptualization of clinical facts in psychoanalysis. *International Journal of Psychoanalysis*, 75, 995–1010.
- Sigusch, V. (2001³). Kultureller Wandel der Sexualität. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 16-52). Stuttgart: Thieme-Verlag.
- Socarides, Ch. W. (1971). *Der offen Homosexuelle*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stoller, R. (1998). *Perversion: Die erotische Form von Hass*. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Stuhr, U. (1997). Psychoanalyse und qualitative Psychotherapieforschung. In: M. Leuzinger-Bohleber & U. Stuhr (Hrsg.), *Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung* (S. 164-181). Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Wallerstein, R. S. (1996). Psychoanalytische Forschung: Wo sind wir unterschiedlicher Meinung. *International Psychoanalysis. The Newsletter of the IPA (dt. Ausgabe)*, Vol. 5, 1, 15-17.
- Warsitz, R. P. (1997). Auf dem Wege zu einem Methodenpluralismus in der Psychoanalyse. In: M. Leuzinger-Bohleber & U. Stuhr (Hrsg.), *Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung* (S. 203-226). Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Wegner, P. (1998). Die Fallgeschichte als Instrument psychoanalytischer Forschung. In: G. Kimmerle (Hrsg.), *Zur Theorie der psychoanalytischen Fallgeschichte* (S. 9-44). Tübingen: edition diskord.

- Wiesendanger, K. (2002). Wo liegt das Problem? Heterosexismus, Homophobie und internalisierte Homophobie. In: U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger & W. Roth, Gleich und doch anders: Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen (S. 53-69). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wiesendanger, K. (2005). *Vertieftes Coming-out. Schwules Selbstbewusstsein jenseits von Hedonismus und Depression*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Winnicott, D. W. (1984). *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung*. Frankfurt/M.: Fischer Tb.
- World Health Organization (1991). *The ICD-10 classification of mental and behavioural disorders. Clinical descriptions and diagnostic guidelines*. Geneva: World Health Organization.
- Wurmser, L. (1987). *Die Flucht vor dem Gewissen*. Berlin: Springer.

Danksagung

Danken möchte ich Prof. Dr. Dr. Rolf-Peter Warsitz, der mich vorbehaltlos zur Promotion angenommen hat, und meinem Forschungssupervisor, PD Dr. Reimut Reiche, der nicht für mich gedacht hat, sondern mich meine eigenen Gedanken hat entwickeln lassen.

Ohne die konkrete und symbolische Hintergrundpräsenz meiner Kollegen aus der Promotionsgruppe der Köln-Düsseldorfer Arbeitsgemeinschaft der DPV, Michael Koenen, Michael Lacher, Dr. Eva Sabel und Brigitte Ziob, hätte ich zwischendurch für viel längere Zeit den Faden verloren. Dr. Thomas Heimes hat mir mit seinem nicht nachlassenden Interesse am Thema und mit seiner kritischen Lektüre mancher Textpassagen geholfen, meine Gedanken zu klären. Und ohne die praktische Hilfe und Ermutigung meiner Töchter Eva und Vera wäre die Arbeit niemals rechtzeitig fertig gestellt worden.